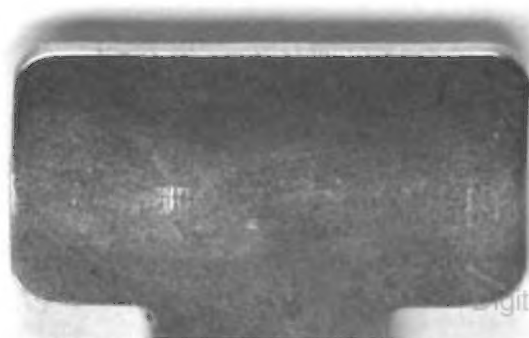
Aus der welthauptstadt Paris

Isaak Yakovlevich Pavlovsky


VET TES EN
NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget



WOHLFEILE AUSGABE

J. Pavlovsky

Aus der Welthauptstadt Paris

Preis 2 Mark

VERLAG
ALBERT LANGEN
LEIPZIG MÜNCHEN PARIS

Aus der Welthauptstadt Paris



J. Pavlovsky

Aus der Welthauptstadt Paris

Autorisierte Übersetzung aus dem Russischen



Paris und Leipzig
(Paris 112, Bd Malesherbes)
Verlag von Albert Langen
1895

Inhalt.

Seite

Die Pariser Volksmenge 1
Unter Polizisten 9
Eine Razzia 21
Pariser Lasterhöhlen 32
In Bruants Kneipe 46
Scenen auf dem Polizeibureau 54
Ein Polizeibesuch bei den Ehebrecherinnen 66
Die Apostel des Raubes 85
Eine Volksversammlung in Belleville 95
Das anthropometrische Bureau auf der Polizei-Präfektur 101
Die Pariser Geheimpolizei 115
Aus der Praxis des Direktors der Geheimpolizei . . 131
Die Agenten der Geheimpolizei 138
George Bonjean und sein Werk 149
Die öffentliche Wohlthätigkeit in Paris. Die verlassenen Kinder 168
Die Justiz und ihre Klienten 180
Der Prozeß Barbier 225
Der Advokat im Reisekoffer 237
Die Affäre Menesclou 251
Der Prozeß Ravachol & Co. 255
Ein Vaudeville vor dem Assisengericht 266
Im Depot der Polizei-Präfektur 277
Sainte-Pelagie 287
Das Gefängnis für jugendliche Verbrecher 291

Seite
La Grande Roquette 299
Die „Mäusefalle“ 306
Eine Hinrichtung 315
Die „Sittenpolizei“ in Frankreich 326
Der Selbstmord in Frankreich und in Europa . . . 372
Bei Magnan 389
Ein Abend in der Salpetrière 399
Die Trunksucht in Frankreich und ihre Bekämpfung . 404
Der „Mont de Piété“ 452
Jean Macé und sein Werk 492
Der „Verein französischer Damen“ 505
Die Vorsehung der Pariser 513
Die „Armenbutter“ und die Margarinefrage in Frankreich 520
Ein Wohlthäter der Menschheit 542



Die Pariser Volksmenge.

Der Winter des Jahres 1879 trat in Paris mit ungewöhnlicher Härte auf. Das Thermometer fiel bis auf 20 Grad Celsius — eine Temperatur, die für einen Nordlandbewohner nichts weiter besagen will, von den Parisern jedoch geradezu als ein Notstand empfunden wurde. Die Menschen brachen auf der Straße zusammen und starben infolge des Blutandrangs nach dem Gehirn, andere erfroren in ihren Betten; die Fußgänger, denen das Gehen auf dem Schnee ungewohnt war, brachen Arme und Beine, brachten beim Niederstürzen andere mit zu Falle und stachen sich gegenseitig die Augen aus. Die Zeitungen füllten ganze Spalten mit der Aufzählung der Unglücksfälle, die sich täglich ereigneten. Zur Nachtzeit glich Paris einer Einöde; infolge der Kälte bildete sich in den Röhren der Gasleitung irgend ein chemisches Produkt (das Naphthalin), das die Röhren verstopfte und das Brennen der Gasflammen verhinderte. Die Pferdebahnen und Omnibusse hatten den Verkehr eingestellt. Die Seine war zugefroren.

Trotz alledem füllten dicht gedrängte Volkshaufen tagelang die Brücken und Quais, indem sie sich an

dem nie gesehenen Schauspiel des durch die Gewalt des Frostes gefesselten Seinestroms und dem Anblick der halb erfrorenen Vögel, die auf das Eis herabfielen, ergötzten. Als der Eisgang auf dem Strome begann, sammelte sich noch mehr Volk am Ufer und auf den Brücken an. Zu jener Zeit ward ich eines Tages Zeuge einer charakteristischen Episode. Auf einer der Eisschollen, die rasch stromabwärts trieben, saß ein feistes kleines Hündchen. Es hockte auf den Hinterbeinen, schüttelte sich vor Kälte und Furcht und winselte ganz kläglich. Das Publikum war sehr gerührt, von allen Seiten vernahm man Ausdrücke des Mitgefühls und Bedauerns. Plötzlich drängte sich ein hagerer Arbeiter im blauen Leinwandkittel durch die Menge, plumpste ins Wasser und schwamm in der Richtung nach dem armen Tiere davon. Alles schrie entsetzt auf und begleitete starren Blickes den Tollkopf. Der aber erwies sich als ein trefflicher Schwimmer: er packte das Hündchen beim Schopfe und schwamm mit ihm ans Ufer zurück. Ein tausendstimmiger, schier endloser Beifall und laute Bravorufe, die durch das Echo noch verstärkt wurden, ertönten von den beiden Ufern und der Chatelet-Brücke. Der mutige Held aber kletterte ans Ufer, schüttelte sich und verschwand in der Menge. Am nächsten Tage berichteten alle Zeitungen über den Vorfall, der Name des Wackeren blieb jedoch unbekannt.

Seither fällt mir jedesmal, wenn ich über den Charakter der Pariser Volksmenge nachsinne, diese

kleine Episode ein. Der Arbeiter hätte sicherlich nicht den Sprung gewagt und sein Leben um eines Hündchens willen aufs Spiel gesetzt, wenn die Volksmenge nicht Zeuge seiner That gewesen wäre. Davon bin ich fest überzeugt. Aber ich bin auch überzeugt davon, daß das arme Tier ihm leid that. Um sich für dasselbe zu opfern, bedurfte er der Menge und ihres Beifalls. Im Hinblick auf die Menge ist der Pariser stets hochherzig und zu jeder Heldenthat fähig. Ich will das durch folgendes Beispiel beweisen. Wenn in Spanien eine ernsthafte Prügelei entsteht, dann ergreift die Volksmenge die Flucht. In Paris mischt sie sich stets ein und nimmt den Schwächeren in Schutz, selbst wenn er sich im Unrecht befände.

Ich ging kürzlich des Abends auf der Straße. Vor einem hell erleuchteten Schlächterladen hatte sich eine Menge Volkes angesammelt; inmitten derselben stand ein wohlgekleideter Herr mit einer schönen Dame am Arm und zankte sich mit dem Schlächter, einem Hünen, der doppelt so groß war wie er selbst.

„Ich will Ihnen nur sagen, mein Herr, daß Sie, mit Respekt zu sagen, ein Vieh sind!" schrie der wohlgekleidete Herr.

„So'n Strolch! So'n alter Lude!" sekundierte man ihm aus der Menge.

Der Schlächter war wütend, doch war er klug genug, sich in seinen Laden zurückzuziehen und von dort aus seine Rechtfertigungsversuche fortzusetzen. Was war geschehen? Es stellte sich heraus, daß der Schlächter

seinen Lehrling mit einer eisernen Stange über den Rücken geschlagen hatte; der wohlgekleidete Herr hatte das im Vorbeigehen gesehen, war stehen geblieben, hatte ein lautes Geschrei erhoben und einen Volksauflauf veranlaßt. Er wußte, daß die Menge ihm Recht geben würde, sonst wäre er nicht stehen geblieben. Und er steht da und erklärt den Neuankommenden, um was es sich handelt. Das Publikum murrt und ruft nach der Polizei, die übrigens schon irgend jemand herbeigeholt hatte.

Die Pariser sind außerordentlich neugierig. Ob ein Pferd auf dem Pflaster zusammenbricht, oder ein Lastkahn auf dem Strome geschleppt wird, oder ein Charlatan sein Wundermittel anpreist, das zu gleicher Zeit Augenkrankheiten kuriert, den Haarwuchs fördert und als Putzmittel für Metallsachen dient — im Nu hat eine Menge neugierigen Volkes sich angesammelt. Der Pariser will alles wissen und bietet überall, wo es nötig ist, seine Hilfe an. Wer es liebt, das Volk zu beobachten, der kann hier Zeuge der rührendsten Scenen werden. Man kann sich beispielsweise kaum ein sympathischeres und rührenderes Schauspiel vorstellen, wie die folgende, ziemlich gewöhnliche Episode es darbietet. Es ist neun Uhr abends, ein dichter, frostiger Nebel senkt sich herab; das Pflaster der Rue Rochechouart ist feucht und schlüpfrig. In dem Nebel nehmen sich die Anhöhen des Montmartre wie wirkliche Berge aus; mit aufgespannten Regenschirmen, die Schultern hoch emporgezogen, huschen die Passanten

hastig vorüber. Auf der Schwelle einer Hausthür sitzt ein Mädchen von zwölf Jahren; über einer ziemlich schweren Schachtel, die auf seinen Knieen liegt, ist es eingeschlafen. Einer der Passanten bleibt stehen, und seinem Beispiel folgt ein zweiter, ein dritter; sie beunruhigen sich der Kleinen wegen. Endlich weckt sie einer und redet sie an.

„Was treiben Sie hier, mein Kind?"

„Ich bin sehr müde, mein Herr . . ."

„Woher kommen Sie? Wohin gehen Sie?"

„Ich komme vom „Platz der Republik", wo ich Arbeit abzuliefern hatte, und will nach Hause, nach der Rue Hermel. Aber das ist so weit, ich mach' den Weg 's erste Mal . . . und da bin ich müde geworden, und kann nicht weiter . . ."

Die Passanten wissen, daß die Rue Hermel eine halbe Meile von dem Ort, an dem sich die Scene abspielt, entfernt ist; sie heben die Kleine vorsichtig auf, einer nimmt ihre Schachtel, ein anderer faßt sie bei der Hand, und so führt man sie zur Omnibusstation, übergiebt sie der Obhut des Kondukteurs und bezahlt das Fahrgeld für sie. Das Mädchen ist längst unterwegs, die Unbekannten aber, die hier zufällig das Gefühl des Mitleids in gegenseitige Berührung gebracht hat, stehen immer noch auf dem Trottoir und plaudern freundschaftlich. Wie oft war ich Zeuge, zur Zeit des Quartalswechsels, wenn die Hausbesitzer ihre im Zahlen unpünktlichen Mieter samt ihrem Mobiliar erbarmungslos aufs Pflaster werfen, wie eine Volks-

menge sich um die Exmittierten sammelt und plötzlich irgend jemand sagt: „Ach, die arme Frau!“ — und wie er der ganz von Kummer Aufgelösten ein Silberstück in die Hand drückt. Im Nu beginnen von allen Seiten Geldmünzen auf sie herabzuregnen, Arbeiter, feingekleidete Damen, vornehme Herren — sie alle geben. Und nicht selten geschieht es, daß der oder die Unglückliche auf diese Weise hundert, ja selbst zweihundert Francs bekommt.

Der Pariser ist überhaupt ein Renommist, in der Volksmenge aber ist er es doppelt und dreifach. Dieser bleiche Mensch mit den von Seelenschmerz geröteten Augen muß stets über irgend etwas lachen und witzeln. Er braucht immer ein Publikum, immer Gesellschaft. Bei Tisch, im Restaurant, im Waggon, im Theater, auf den Promenaden außerhalb der Stadt — überall bilden die Nachbarn ohne weiteres, so, wie sie der Zufall zusammenführt, eine einzige Gesellschaft. Man würde einen Pariser, neben dem man zufällig im Restaurant oder im Waggon sitzt, und den man sonst gar nicht kennt, tief beleidigen, wenn man in seiner Gesellschaft sich in einer fremden Sprache unterhalten würde. Sobald in seiner Nachbarschaft ein Gespräch geführt wird, will er an demselben teilnehmen.

Die Fremden lachen gern über die Leidenschaft der Pariser für Ordensbändchen. Diese Leidenschaft hat in der That etwas Komisches an sich. Sie wurzelt darin, daß der Pariser es liebt, von den Leuten geachtet zu werden und seine Verdienste anerkannt zu sehen.

Er ist eben ein durchaus geselliges Wesen. Er ist keineswegs der leere Prahlhans, für den man ihn gewöhnlich hält. Im Gegenteil, um zu einem Bändchen zu kommen, ist er in der That jeder Heldenthat fähig; ich will damit sagen, daß er kein Feigling ist und ein vortreffliches Herz besitzt. Vor einigen Jahren arbeitete ich in dem anthropologischen Laboratorium des verstorbenen Broca. Er hatte einen Diener namens Felix, der auch jetzt noch in dem genannten Institut angestellt ist. Er war verheiratet und erhielt ein Gehalt von 150 Francs monatlich. Fast jede Woche einmal setzte er sein Leben daran, um Ertrinkende oder durch Feuersgefahr Bedrohte zu retten, durchgehenden Pferden in die Zügel zu fallen u. s. w. Für jede solche That stellt die Polizei dem Retter die Wahl zwischen einer Medaille oder der Summe von zehn Francs. Felix nahm jedesmal die erstere. Als ich ihn kennen lernte, besaß er nicht weniger als zehn Stück von diesen Medaillen. Ich sah ihn von Pferdehufen zertreten und mit gebrochenem Arm, mehrmals war er dem Ertrinken nahe; im Kriege 1870/71 war er verwundet worden. Alles das macht auf ihn durchaus keinen Eindruck: er „rettet“ ruhig weiter und bekommt dafür seine Medaillen. Von Zeit zu Zeit läßt er sich mit diesen Medaillen auf der Brust photographieren und verteilt die Porträts an seine näheren und entfernteren Bekannten. Das ist die ganze Belohnung seines Heldenmuts.

Der gesellige Sinn des Parisers ist jedenfalls

die Ursache, daß in der Pariser Menge Streitigkeiten sehr selten sind. Nirgends zankt man sich um die Plätze, man stößt sich nicht und tritt sich nicht gegenseitig auf die Füße. Im Gegenteil, überall kommt einer dem andern entgegen, und alles bewegt sich sorglos und ungezwungen, wie in seinem Element. Die Pariserinnen vertrauen so blind darauf, daß die Menge sie vor dem Erdrücktwerden bewahren werde, daß sie ohne Bedenken sich mit ihren Säuglingen auf dem Arm in das dichteste Gedränge wagen. Die Pariser bilden in solchen Fällen selbst ihre eigene Polizei. Man konnte das bei verschiedenen feierlichen Gelegenheiten beobachten, so vor einigen Jahren am Feste des 14. Juli, als die Polizei sich ganz im Hintergrunde hielt und im Laufe eines ganzen Tages nicht eine einzige Unordnung, ja selbst kein Taschendiebstahl vorkam.

Zum großen Teil wurzeln diese sympathischen Eigenschaften der Pariser Menge in dem Umstand, daß man in derselben fast niemals Betrunkene sieht. Ein Trunkenbold, der nicht auf den Füßen stehen kann oder Unfug treibt, ist eine solche Seltenheit in Paris, daß er selbst gewöhnlich zum Mittelpunkt eines Zusammenlaufes wird, wobei die Menge sich durchaus feindselig gegen ihn verhält. Unter Pfeifen, Johlen und Schelten führt man ihn dem nächsten Polizeisergeanten zu, der ihn ohne weiteres nach der Wache bringt.



Unter Polizisten.

Eines Tages erhielt ich eine Zuschrift von meinem Freunde Méténier, dem bekannten Dramatiker, der zu jener Zeit als Schriftsteller debütierte und gleichzeitig Sekretär des Polizeikommissars im Quartier La Roquette war. „Kommen Sie", schrieb er mir, „um neun Uhr abends in mein Bureau, wir werden einen Ausflug in die Schlupfwinkel der Strolche und Zuhälter unternehmen; ich verspreche Ihnen viel Interessantes, ohne mich würden Sie die Sache niemals zu Gesicht bekommen."

Da ich gleichzeitig von der Präfektur die Erlaubnis zum Besuch der Pariser Gefängnisse bekommen hatte, so beeilte ich mich, von dem liebenswürdigen Vorschlage Météniers Gebrauch zu machen. Die eine Exkursion ergänzte die andere.

Das Quartier La Roquette hat etwa 80,000 Einwohner und ist eins der elendesten Quartiere von Paris. Es wird von einer verkommenen Arbeiterbevölkerung bewohnt, die in übelriechenden, düsteren Wohnungen und in brunnenartigen Straßen zusammengedrängt sitzt. Es giebt hier eine ganze Anzahl von „Hôtels", in denen obdachlose Vagabunden für zwei Sous die Person „auf der Leine" schlafen. Für diesen geringen Preis giebt es natürlich kein Bett, da man indessen den Kopf doch irgendwo hinlegen muß, ist man auf folgenden Ausweg gekommen. Mitten durch

das Zimmer wird eine Leine gezogen, zu deren beiden Seiten Bänke aufgestellt werden. Sobald der nächtliche Gast seine zwei Sous bezahlt hat, setzt er sich auf die Bank, stützt den Ellenbogen auf die Leine und schläft in dieser Haltung ein. Am Morgen „zieht“ der Hôtelwirt „an der Strippe“, und die Gäste werden auf die Straße hinausgejagt. Hungrig, ungewaschen und ungekämmt, durchstreifen sie nun gleich wilden Tieren die Stadt, die Augen auf Beute gerichtet.

Es giebt in Paris gegen 140 solche Hôtels, und es fehlt ihnen niemals an Gästen.

Zu festgesetzter Stunde erschien ich im Polizeibureau, zugleich mit der spanischen Gräfin Pardo-Bazan, einer sympathischen und originellen Schriftstellerin. Im Frühling des letztvergangenen Jahres hatte ich an einem Bankett teilgenommen, das auf Veranlassung der Herren Castellar, Perez Galdos, Canovas del Castillo, Sagasta u. s. w. von seiten der spanischen Presse ihr zu Ehren veranstaltet worden war. In ihrem glänzenden Ballstaat, von zahlreichen Berühmtheiten umgeben, war Madame Pardo-Bazan damals die Heldin des Tages. Ich stelle mir vor, was für verdutzte Gesichter all die berühmten Männer und Höflinge wohl gemacht hätten, wenn sie jetzt diese Heldin, als Köchin verkleidet, beim Polizeikommissar hätten sitzen sehen. Doch es ging einmal nicht anders: in die Höhlen der Diebe und Räuber geht man nicht im Ballkleid.

„Wir haben heut einen interessanten Abend,“ sagte

Méténier bei unserem Eintritt, „nehmen Sie ruhig Platz und hören Sie zu, was im Nebenzimmer gesprochen wird.“

Dieses Zimmer war ein langer, unsauberer Raum mit niedriger Decke, die von schmutzstarrenden Säulen gestützt wurde. Auf der einen Seite zog sich eine lange Bank an der Wand hin, auf der andern standen hinter einem Gitter hölzerne Tische, die voll Tintenflecke waren, und auf denen ganze Stöße grauen Papieres lagen. Hinter dem Gitter ging ein blonder junger Mann von schlanker Gestalt, mit gestutztem Bärtchen, auf und ab; er trug einen Paletot und eine rote Schärpe. Es war der Polizeiinspektor, der gerade die Anzeigen der Besucher entgegennahm, die hübsch manierlich längs der Wand auf der Bank saßen. Das Gesicht des Beamten hatte einen klugen und energischen Ausdruck. Einer der Besucher saß den übrigen mit dem Rücken zugekehrt, er schlug von Zeit zu Zeit die Hände zusammen und vergoß Thränen.

„Was Du sagst!“ rief der Inspektor teilnahmsvoll aus. „Dieses hübsche Mädchen, die Wäscherin? Du meine Güte!“

„Ganz recht,“ schluchzte der Besucher, „ich komme von der Arbeit nach Hause und öffne die Thür, und was sehe ich? Alles fest verriegelt und voll Dunst, und sie selbst liegt am Boden, ganz nahe am Ofen, und ist noch warm . . .“

Lautes Schluchzen unterbrach die Worte des Arbeiters.

„Aber ich hatte sie doch erst am Morgen gesehen! Ein hübsches Weib! Nein, das arme Kind!“

„Ja, ja, das reine Kind, ein Kind und kein Weib! Was sollt' ich machen? Und um meinetwillen hat sie's gethan! Ich hatte mich am Morgen mit ihr überworfen und war nicht zum Frühstück gekommen, und da hat sie sich ... O, meine arme Kleine! . . .“

„Die Ärmste! Und wie hübsch sie war! Nicht bloß einfach nett — nein, eine Schönheit im wahren Sinne des Wortes,“ sprach der Inspektor laut vor sich hin. „Und sie fühlte sich noch warm an, sagtest Du?“

„Ja wohl, und wie sie Sie gern hatte, Herr S.! Ich sag's nur deshalb . . .“

„Aber weshalb hast Du Dummkopf denn nicht gleich den Arzt geholt?“

„Er kann ihr ja doch nicht mehr helfen, sie hat sich die Hand am Ofen ganz verbrannt . . .“

„Nein, dieses schöne Weib! . . . Was wünschen Sie denn? Die Fensterscheiben hat man Ihnen eingeschlagen? Wer war es? Hans Löwenklau? Seht doch den kleinen Schmutzfink! Na, und dann ist er ausgerückt, nicht wahr?“

„Ganz recht, mein Herr; alle Scheiben hat er mir zerschlagen, vierzig Francs Schaden hab' ich.“

„Wart', mein Junge, wenn du mir in die Finger kommst! . . . Ach, und dieses schöne Weib! . . . Na, geh nur, ich komme sogleich. Was wollen Sie denn?“

Eine ganze Reihe menschlicher Leiden, in kurzen, abgerissenen Sätzen und dürren Worten geschildert, zieht so an uns vorüber. „Mein Mann ist infolge

der Operation gestorben," berichtet eine ziemlich bejahrte Frau mit einem Kinde auf dem Arm (sie hat ihrer noch vier Stück zu Hause). „Man hat mir alle meine Ersparnisse gestohlen (200 Francs)," erzählt ein alter Mann in der Arbeitsblouse . . . Es ist unmöglich alle Einzelheiten aufzuzählen.

Der Inspektor entfernt sich, um den Selbstmord der „schönen Frau" festzustellen. Während seiner Abwesenheit sagt Méténier: „Sie sehen, wie weichherzig er ist — und doch besitzt er ganz unglaubliche Leistungsfähigkeit und ist verwegen wie der Teufel. Sobald er zurückkommt, schicke ich ihn weg, um zwei Burschen zu arretieren, die nur mit Dolch und Revolver arbeiten. Einer von ihnen hat in voriger Woche seinem Freunde das Messer in die Brust gejagt; er ist überdies von seinem Regiment desertiert. Der andere hat dieser Tage einen Arbeiter beraubt und ihm mit einem Totschläger den Schädel gespalten; und das um lumpige zwei Francs!"

„Wie haben Sie denn ihren Aufenthalt erfahren?" fragte ich.

„Ich habe von der Geliebten des einen eine Anzeige erhalten. Als Sie hierhergingen, haben Sie jedenfalls an der Ecke einen Auflauf bemerkt: umherziehende Musikanten tragen ihre Romanzen vor und verkaufen sie zugleich für einen Sou das Stück an das Publikum. Dort sind meine Bürschchen zu finden."

„Aber sie können ja inzwischen verduften . . ."

„Die Denunziantin beobachtet sie."

Einige Minuten später kehrte der Inspektor mit dem Protokoll zurück.

„Ein schrecklicher Anblick,“ sagte er, indem er sich bemühte, kaltblütig zu bleiben. „Vor einer Stunde war sie noch zu retten, und auch jetzt ist sie noch warm; doch steht ihr Herz bereits still. Das lohnte sich wahrhaftig, um eines solchen Kerls willen zu sterben — eines Trunkenbolds, der sie zweimal täglich prügelte! Sie thut mir aufrichtig leid, die arme Kleine . . . Na, und nun geht's auf die Jagd?“ unterbrach er plötzlich sich selbst, indem er sich zu Méténier wandte.

„Allerdings, mein Lieber, und zwar so rasch als möglich, ich muß fortgehen.“

Der Inspektor entfernte sich wieder.

„Soll er denn ganz allein die Verhaftung vornehmen?“ fragten wir.

„Nein, ein verkleideter Polizist begleitet ihn. Doch fällt ihm die Hauptaktion zu, der andere ist nur zur Beihilfe da.“

„Ist er denn bewaffnet?“

„Er hat einen Bulldogg-Revolver im Gürtel und einen Knüttel mit bleiernem Knopfe in der Hand. Der Revolver ist indessen mehr zur Abschreckung da; überdies kann er, wenn er es mit einer Bande zu thun hat, eher von hinten selbst totgeschlagen werden, bevor er von seiner Waffe Gebrauch macht. Unsere Strolche lassen sich selten ohne Gegenwehr festnehmen.“

Während Méténier eben eine Anekdote aus seiner Polizeipraxis zum besten giebt, erschallt auf der Treppe

der schleppende Tritt etlicher Stiefelpaare und lebhaftes Stimmengewirr. Méténier eilt in das anstoßende Zimmer, und unsere Gesellschaft, die bereits auf zehn Personen angewachsen war, folgt ihm dahin.

Auf der Schwelle erscheint, sichtlich erregt, der junge Inspektor, und hinter ihm schreitet ein baumlanger Kerl in blauem Leinwandkittel daher, unter dem eine gestrickte Weste von zimtbrauner Farbe sichtbar wird. Ihnen folgt mit schwerfälligen Schritten der uniformierte Polizist.

„Was, nur einer?“ fragt Méténier.

„Den andern finden wir morgen in der Morgue.“

„Wieso das?“

„Ich habe ihn beinahe totgeschlagen . . . Denken Sie, es waren ihrer sechs Mann, und sie warfen sich auf mich, um den Arrestanten zu befreien. Da machte ich von meinem Knüttel Gebrauch und schlug dem einen den Schädel entzwei; er blutete wie ein Schwein. Nun machten sie sich aus dem Staube. Ich wollte sie nicht verfolgen, damit mir der Bursche da nicht ausrückte,“ sagte der Inspektor, indem er auf den Arrestanten wies.

Dieser hatte es sich inzwischen in ungezwungener Haltung auf der Bank bequem gemacht. Sein glattrasiertes Gesicht, das jetzt ein wenig verstört war, zeugte von einer gewissen Gutmütigkeit, und die kleinen Augen blitzten schelmisch. Im allgemeinen lag etwas Naives, fast Kindliches in der ganzen Gestalt des Burschen.

„Übrigens muß ich ihm nachsagen, daß er sich sehr anständig aufgeführt hat," fuhr der Inspektor fort.

„Was blieb mir auch übrig? Saß ich drin, so saß ich drin ... Zehn Jahre mehr oder weniger — das macht unsereinem nichts aus." Der Arrestant spricht das gleichsam vor sich hin, ohne sich an irgend jemand besonders zu wenden. „Übrigens muß ich sagen: Sie haben die Sache recht schlau angefaßt, Herr Inspektor! Ich konnt' mich gar nicht zur Wehr setzen und hatte auch meinen Revolver nicht bei mir, sonst hätt' ich Ihnen wohl 'ne Pflaume in den Leib gesetzt."

„Na, na! Bevor Du Deinen Revolver gefaßt hättest, hätt' ich Dir den Schädel zerschmettert," versetzte der Inspektor in vertraulichem Tone, aus dem gleichwohl beleidigtes Selbstgefühl sprach.

„Kann ja sein, aber zur Wehr gesetzt hätt' ich mich doch!"

„Dann vergißt Du auch, daß Ihr sechs Mann waret, und ich nur ganz allein."

„Ich will Ihre Tapferkeit nicht anzweifeln, aber schließlich haben Sie mich doch nur gekriegt, weil die Coco, das schmutzige Tier, mich angezeigt hat."

„Mein Wort drauf, Du irrst Dich! Dein neuer Hauswart hat mir's gesagt."

„Der Hauswart? Das ist im Leben nicht wahr! Nehmen Sie's nicht übel, aber das lügen Sie, mit Erlaubnis."

„Ich lüge nicht! Ich hätte Dich schon am Dienstag

festgenommen, aber Du warst aus Deinem Quartier ausgerückt."

Bei diesen Worten sprang der Arrestant wie beleidigt auf.

„Was, ich sollte das Quartier verlassen, in dem ich geboren bin?! Sagen Sie, wofür halten Sie mich denn?"

Das Gespräch ward lange in diesem Tone fortgesetzt; ohne Zweifel ist das die Art, in der Sieger und Besiegter nach der Schlacht mit einander reden. Nicht eine Spur von Gehässigkeit war auf der einen oder andern Seite zu bemerken. Unter anderem sagte der Inspektor:

„Na, mein Lieber, Du hast diesmal tüchtig gearbeitet! Ich bin überzeugt, Du hast wenigstens zehn Einbruchsdiebstähle auf dem Kerbholz . . ."

„Ja, es sammelt sich an," versetzte der Gefangene. „Ich halt' mich an die Theorie der Louise Michel, ganz einfach."

Wir lachten alle laut auf bei diesen Worten.

„Sagen Sie, Herr Chef," fragte plötzlich der Arrestant, „erlauben Sie mir wohl zu rauchen?"

„Ja, hast Du denn Cigarretten?"

„Ich hab' welche. Und wenn Sie mir noch ein Glas Rotwein geben ließen . . . ich möcht' 'mal auf Ihren Erfolg trinken!"

„Aber gewiß doch! Mit Vergnügen . . ."

Sogleich erschien eine Flasche Wein; der Arrestant goß sich ein volles Glas ein und trank auf das Wohl des Inspektors.

„Bewirten Sie alle Ihre Arrestanten auf solche Weise?“ fragte Madame Pardo.

„O nein, nur die interessanten Subjekte. Mit denen muß man sehr liebenswürdig umgehen, sonst erreicht man nichts bei ihnen. Nehmen wir z. B. den da: morgen muß ich ihn verhören, er erscheint in guter Laune vor mir, ich biete ihm eine Cigarrette an — im Gefängnis ist das Rauchen sonst verboten — und um diesen Preis erkaufe ich sein Geständnis. Selbstverständlich suche ich ihm so viel als möglich aufzupacken; ich erfülle damit nur meine Pflicht.“

„Und wenn er nun frech wird, was fangen Sie dann mit ihm an?“

„O, dann sind wir unbarmherzig! Vor einigen Tagen ließ ein Bursche sich's einfallen, mit den Füßen gegen die Thür des Polizeigefängnisses zu stampfen; ich ließ ihm die Stiefel ausziehen und einen Kübel voll Wasser über ihn ausgießen. Das ist in solchen Fällen so bei uns üblich.“

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür, und zwei Polizeisoldaten traten ein.

„Legt ihm die ‚Cabriolets‘ an,“ befahl der Inspektor; „nur thut ihm nicht weh, er hat sich nett benommen.“

„Bitte sehr,“ versetzte der Arrestant, indem er sich in seiner ganzen Riesengröße aufrichtete und den Polizisten folgsam seine Hände hinhielt.

„Willst Du noch Wein? Trink nur, wirst besser schlafen,“ sagte Méténier, während er ihm noch ein Glas eingoß.

Der Arrestant trank das Glas aus und wischte sich mit einem kleinen Kattuntüchlein die Lippen, dann reichte er die Hände nochmals den Polizisten hin. Jeder von ihnen zog ein kleines, aus Hanfseil gefertigtes „Armband“ aus der Tasche und steckte es auf das entsprechende Handgelenk des Gefangenen. Beim ersten Anblick haben diese ‚Cabriolets‘ oder Handschellen nichts Schreckliches an sich: es sind einfach ein paar feste Stricke, deren Enden an einem eisernen Pflock befestigt sind. Kaum aber hatten die Polizisten sie dem Arrestanten angelegt, als dieser vor Schmerz laut aufheulte:

„O, Ihr thut mir weh!“

Sein ganzes Gesicht nahm einen schmerzlichen Ausdruck an. Die Polizisten hatten nach ihrer Gewohnheit das Handgelenk allzu fest zusammengezogen — noch ein wenig, und aus den blau unterlaufenen Fingerspitzen des unglücklichen Burschen wäre das Blut hervorgespritzt.

Diesmal lockerten sie auf Météniers Befehl die Stricke. Ich möchte niemandem wünschen, daß er die Wirkung dieser Instrumente an sich zu erproben hätte.

Die Pariser Polizeimannschaften rekrutieren sich aus Korsikanern und Elsässern und sind ein harter Menschenschlag. Der ewige Krieg, den sie mit den Strolchen und Zuhältern führen, verwandelt sie vollständig in wilde Tiere. Es vergeht kein Tag, ohne daß einer von ihnen verwundet wird, und so mancher von ihnen wird von dem Verbrechergesindel einfach darum ab-

gestochen, weil er Polizist ist. Man wird es begreiflich finden, daß sie in jedem Arrestanten einen persönlichen Feind sehen und ihr Mütchen an ihm kühlen. Dieses Gefühl des Hasses gegen die Arrestanten hegen alle französischen Polizisten. Nehmen wir z. B. Méténier, einen Menschen von durchaus vornehmer Gesinnung. Wenn man sich mit ihm über die Todesstrafe unterhält, kann man Ansichten wie die folgenden zu hören bekommen:

„Es wird bei uns viel zu wenig geköpft, Herr Grévy ist allzu weichherzig. Zwanzig-, dreißigmal mehr als jetzt sollte man aufs Schaffot schicken! Nur auf diese Weise kann man dem Verbrechertum von Paris einen Schrecken einjagen.

Nicht viel besser wie die Verbrecher sind die — Zeitungsschreiber bei der Polizei angeschrieben. Das ist ganz natürlich, wenn man in Betracht zieht, daß die Presse nicht einen einzigen Mißgriff der Polizei durchgehen läßt, ohne über sie herzufallen. Doch muß man zugeben, daß die Polizei in vielen Beziehungen Recht hat.

„Sie können sich nicht vorstellen,“ sagte mir einst ein Inspektor, „bis zu welchem Grade die Feuilletonromane Subjekten, die einen Hang zum Verbrechen haben, die Köpfe verdrehen! Häufig werden die Morde geradezu nach dem Plane verübt, den die Romanschriftsteller der verschiedenen Zeitungen in der Art der „Lanterne“ (der Zeitung der Prostituierten), oder des „Petit Journal“ (der Zeitung der Stubenmädchen, Köchinnen u. s. w.), ausgearbeitet haben. Wenn wir

unsere Jungens revidierten, fanden wir jedesmal Nummern dieser Zeitungen in ihren Taschen."

„Ich hatte neulich einen Arbeiter zu vernehmen," erzählte Méténier, „der durch einen Kriminalroman verrückt geworden war. Er erschien im Bureau und erzählte ganz gelassen: ‚Ich komme, um Ihnen eine ganze Räuberbande anzuzeigen.‘ Sie können sich vorstellen, welche Aufregung sich unser bemächtigte. Ich lasse den Mann Platz nehmen und bin ganz Ohr. Er fängt an, mir die allerunwahrscheinlichsten Schauergeschichten zu erzählen. Er nennt die Mörder bei ihren Namen, giebt mir ihre Adressen an, zählt alle ihre Schandthaten auf und nennt ihre besonderen Kennzeichen.

‚Aber woher wissen Sie denn das alles?‘ unterbrach ich ihn.

‚Ha ha, ich bitt' Sie! Ganz Paris weiß es, nur die Polizei schläft . . . Da, hier sind die Beweise . . .‘

Er beginnt in seiner Tasche zu suchen und zieht ein ganzes Packet von Nummern der ‚Lanterne‘ hervor. Da erst begriff ich, daß ich einen Verrückten vor mir hatte."



Eine Razzia.

Auf dem Balle, den der Minister der auswärtigen Angelegenheiten gab, traf ich in der Schar der Gäste mit Oscar Méténier zusammen, der unseren Lesern bereits bekannt ist.

„Wollen Sie,“ schlug er mir vor, „von hier aus mit mir eine polizeiliche Exkursion unternehmen? Mein Freund Véron, der kürzlich zum Polizei-Kommissar des Centralhallen-Viertels ernannt wurde, veranstaltet heut seine erste größere ‚Treibjagd‘. Sie werden Dinge sehen, die selbst ein Polizeimann nicht immer zu sehen bekommt. Es wird ein großer, aber recht lehrreicher Kontrast sein: aus diesen prächtigen, von der erwähltesten Pariser Gesellschaft belebten Sälen werden Sie in ein Milieu geraten, so niedrig und elend, wie man sich's elender nicht vorstellen kann.“

Es war ein Uhr nach Mitternacht. Die Razzia war auf $1^3/_4$ Uhr festgesetzt, und wir machten uns sogleich auf den Weg. Unterwegs erklärte mir Méténier den Unterschied zwischen den Schlupfwinkeln, die wir bereits früher durch ihn kennen gelernt hatten, und denjenigen, die wir jetzt sehen sollten.

Wer in Paris war, der hat ohne Zweifel zu jeder Jahreszeit Gelegenheit gehabt, auf den Squares, in den öffentlichen Anlagen und bisweilen selbst auf den äußeren Boulevards abgerissene Gestalten zu sehen, die es sich auf den Promenadenbänken bequem gemacht haben und schlafen. Das sind die Vagabunden von Paris. Es giebt unter ihnen Arbeitslose, die gern arbeiten möchten, namentlich Zuzügler aus der Provinz, die Paris nicht kennen und kein Unterkommen gefunden haben. Doch ist ihre Zahl nur gering; der größte Teil jener Vagabunden besteht aus Dieben und Räubern, die ohne Bedenken für zwei Francs einen Menschen

abzuschlachten bereit sind. Sie „arbeiten“ nur im Schutze der Nacht. Vom Hunger in wilde Tiere verwandelt, stürzen sie sich häufig schon zwischen zehn und elf Uhr abends auf die Passanten, wobei sie sich der Messer und Totschläger bedienen. Eine ständige Wohnung haben diese Leute nicht, weil sie erstens nicht imstande sind, eine solche zu bezahlen, und weil sie zweitens mit der Justiz in ewigem Kampfe leben und die unerwarteten Besuche der Polizei fürchten. Sobald sie daher ihre „Arbeit“ beendet haben, begeben sie sich gegen zwei, drei Uhr nachts in die Gegend der Centralhalle. Hier finden sie ein wahres Paradies. Das Stadtviertel beginnt zu erwachen. Große zweiräderige Karren, mit Früchten aller Art beladen, holpern über das Pflaster und laden ihren Inhalt unmittelbar auf dem Trottoir ab. Wer Lust hat, kann hier ohne jede besondere Mühe einen Korb Äpfel oder ein Stück Fleisch auf die Seite bringen oder selbst ein Pferd samt dem Wagen stehlen. Im schlimmsten Fall lassen sich auch durch Hilfeleistung beim Abladen der Waren ein paar Sous verdienen. Die Hauptsache aber ist, daß man in den zahlreichen, die ganze Nacht hindurch offen stehenden Schenken ein Stündchen im gewärmten Raume zubringen, ein oder zwei Glas Landwein trinken und sogar ein Schläfchen machen kann, indem man sich mit dem Ellenbogen auf den Tisch legt oder sich gegen die Wand lehnt.

Als wir uns dem Kommissariat näherten, trat aus dem Thore desselben eine Gruppe von etwa vierzig

uniformierten Leuten hervor. Allen voran schritt ein Herr von 35 Jahren, von untersetzter, ziemlich beleibter Gestalt mit einem energischen und sympathischen Gesichte. Es war Herr Véron, einer der tüchtigsten Kommissare von Paris. Vor ein paar Jahren war dieser dicke Mensch bei einer Feuersbrunst in seinem Stadtviertel in aller Ruhe in das brennende Haus eingedrungen und hatte drei Frauen aus dem Flammenmeer gerettet. Er hatte für diese Heldenthat die Rettungsmedaille erhalten. Das hinderte ihn nicht, ein paar Monate später einen Menschen, der ihn beleidigt hatte, mit beiden Armen in die Höhe zu heben und drei Treppen tief hinunterzuwerfen. Man brachte ihn zur Strafe für einen Monat auf die Hauptwache. Er war wütend und reichte seinen Abschied ein, doch ward sein Gesuch abschlägig beschieden.

An meiner Seite hinkte ein altes Männchen mit schäbigem Hute, das in seinem Sommerpaletot vor Kälte zitterte. Es war ein sehr bekannter Polizeiagent, der sein Handwerk leidenschaftlich liebte. Vor einem halben Jahre hatte er in Neuilly eine Mörderbande entdeckt. Glücklich über seine Entdeckung, war er zum Kommissar geeilt und verlangte, daß man ihm sogleich folgen sollte, sonst würden die Missethäter Reißaus nehmen. Man umzingelte die Banditen, sie aber verteidigten sich mit ihren Revolvern, und der alte Geheimpolizist erhielt zwei Kugeln ins Bein. Er lag ein paar Monate im Krankenhause und war dem Tode nahe. Doch erholte er sich wieder und nahm sein

Handwerk von neuem mit der alten Leidenschaft auf. Immer noch sehr schwach und lahm, läuft er, Tag und und Nacht von seiner Leidenschaft getrieben, in den Straßen von Paris umher.

Die Polizeiagenten hatten sich in kleine Gruppen von zwei bis drei Mann aufgelöst und folgten uns von fern.

„Weshalb haben Sie so viele Agenten mitgenommen?“ fragte ich Véron — „ist denn die Sache so gefährlich?“

„Das gerade nicht. Ich habe sie auch nicht der persönlichen Sicherheit wegen mitgenommen, denn ein paar Polizeileute würden für diesmal genügen. Aber ich brauche die Agenten, weil sie die Angehörigen der Verbrecherwelt sehr gut kennen.“

Wir durchschritten den Centralmarkt und bogen in eine Gasse ab, die so eng war, daß zwei Wagen nicht an einander vorüberfahren konnten. Eine unheimliche Todesstille, die nur durch den lauten Schall unserer Schritte unterbrochen ward, herrschte ringsum. Die Laternen sind hier sehr spärlich verteilt und brennen so trübe, daß es höllenfinster ist. Weiterhin, an einer Wendung der Straße, flackerte gleich einem kleinen roten Stern eine Laterne über dem Eingang einer Schenke.

Der Kommissar machte Halt.

„Sind alle beisammen?“

„Alles da, Herr Kommissar.“

„Sind die Polizisten zur Stelle?“

„Hier sind wir,“ riefen ein paar Stimmen.

„Gehen Sie voran!“

Er ließ die Thür besetzen und ordnete an, daß niemand hinausgelassen werden sollte. Mit beschleunigten Schritten eilten wir nun dem Wirtshaus zu. Bevor wir eintraten, warfen wir einen Blick durchs Fenster. Wir sahen in einen langen, schmalen Saal, an dessen Eingang sich ein Schenktisch befand. An den Wänden entlang waren zu beiden Seiten kleine Tische und Sessel aufgestellt, die nur einen schmalen Durchgang frei ließen. Alle Plätze waren von einer bunt gemischten Gesellschaft besetzt: man sah die kurzen blauen Blousen der Landleute aus der Umgegend von Paris und die gleichfalls blauen, bis an die Kniee reichenden Blousen der Fischhändler; man sah die weißen Blousen der Steinhauer, die breiten Filzhüte der Müller, die seidenen Mützen der Zuhälter und die schmutzigen Kostüme von Leuten, die Gott weiß welcher Menschenklasse angehörten.

An dem Schenktisch stand der Wirt, der eine gestrickte Jacke trug; er unterhielt sich freundlich mit einem jungen Manne in zerlumpten Kleidern. Er goß ihm ein Gläschen Branntwein ein, und während er ihm die eine Hand auf die Schulter legte, streckte er die andere nach dem Gelde aus. Der Kunde reichte ihm seinerseits mit der einen Hand die Kupfermünzen und griff mit der andern nach dem Glase.

Herr Véron knöpfte den unteren Teil seines Paletots auf und öffnete die Thür. Beim Anblick der dreifarbigen Schärpe des Kommissars schien die

ganze Gesellschaft plötzlich wie versteinert. Einzelne, die eben ihr Weinglas zum Munde geführt hatten, blieben starr in dieser Haltung; andere behielten das angebrannte Streichholz in der Hand, ohne es zu gebrauchen, und alle wandten ihr Gesicht mit dem Ausdruck der Bestürzung nach der Thür. Bei dem einen mischte sich Neugier in die Bestürzung, andere waren vor Schrecken bleich geworden.

„Ich bin der Kommissar dieses Stadtviertels und habe vom Präfekten den Auftrag, Ihr Lokal zu revidieren,“ sagte Herr Véron zu dem Schankwirt, während er ihm ein Papier hinhielt.

„Was soll ich's erst lesen!“ versetzte der Wirt mürrisch.

„Wer sind Sie?“ wandte sich der Kommissar an den abgerissenen Burschen.

Dieser nannte seinen Namen.

„Womit beschäftigen Sie sich?“

„Ich bin Schuhmacher.“

„Zeigen Sie Ihre Hände! Sie sind kein Schuhmacher . . . Wo wohnen Sie?“

„In Chantilly.“

„So so, Sie wohnen in Chantilly und bringen die Nacht hier zu . . . Nehmt ihn fest!“

„Wie er sich wichtig thut! Macht wohl den Rummel das erste Mal mit! Laßt nur, ich geh' ja ganz von selbst.“

Jeder einzelne der Gäste wurde einem Verhör unterworfen. Obschon hier zu Lande keine Pässe geführt

werden, so hatte doch der größte Teil irgend ein Papier bei sich, das als Legitimation dienen konnte. Der eine hatte sein Arbeitsbuch, ein zweiter seine Wählerkarte, ein dritter ein Attest, oder einen Brief, der an seine Adresse gerichtet war. Wer nichts Derartiges bei sich hatte, zeigte seinen Geburtsschein vor. Doch wurde der letztere allein nicht als Legitimation angesehen, und wenn überdies der Vorzeiger saubere Hände hatte, so wurde er ohne weiteres arretiert.

„Sie haben einen Mann übersehen, Herr Kommissar," flüsterte einer der Agenten Herrn Véron zu, „er hat Handschuhe an."

„Oh! Oh! Sie tragen Handschuhe? Was machen Sie denn hier?"

Der Kommissar warf dem unglücklichen Dandy einen durchdringenden Blick zu. Es war ein Mensch von etwa fünfzig Jahren, mit weichem Gesichtsausdruck, in einem unsauberen schwarzen Überzieher und einem fuchsigen, zerknitterten Cylinder, ohne jede Spur von Wäsche. Vor ihm stand eine Flasche und ein halb geleertes Weinglas. Die Frage des Kommissars hatte ihn verwirrt, und mit zitternder Hand zog er den zerrissenen Handschuh ab. Es zeigte sich, daß seine Hand weiß und wohlgepflegt war.

„Haben Sie Papiere? Wie heißen Sie?"

„Ich heiße Geoffroy, mein Herr . . . Geoffroy heiß' ich . . . Ich bin ein Ehrenmann . . . ein vollkommener Ehrenmann . . . da . . ."

Geschäftig zog er aus einer Seitentasche ein

sauberes, gelb lackiertes Portefeuille hervor und faltete es vor uns auseinander. Verschiedene Papiere lagen wohlgeordnet darin, darunter auch ein paar Wählerkarten.

„Ein sonderbarer Mensch,“ meinte der Sekretär des Kommissars.

„Allerdings, aber er ist Wähler . . . Lassen Sie ihn laufen . . . Haben Sie noch andere Räume, Herr Wirt?“

Der Wirt bedenkt sich eine Weile, dann murmelt er zwischen den Zähnen hindurch:

„Jawohl — da . . .“

Er zeigt nach einer dunklen Öffnung im Hintergrunde der Schenke, die so klein war, daß ein erwachsener Mensch, selbst wenn er sich bückte, nur mit Mühe hindurchkriechen konnte.

„Zünden Sie dort das Gas an und gehen Sie voran!“

Wir kletterten einer nach dem andern auf einer wackeligen Leiter hinab und kamen in einen langgestreckten unterirdischen Korridor. Alsdann krochen wir auf einer Treppe noch in einen zweiten solchen Korridor, in dem ein paar niedrige Thüren sichtbar wurden. An einer derselben befand sich die Aufschrift: „Wer einmal hier war, der kommt auch das zweite Mal her, so hübsch ist's hier.“

Am Ende dieses zweiten Korridors lag rechts ein sehr langes, schmales Zimmer, in dem bei unserem Eintritt etwa ein Dutzend Männer und Frauen an

den Tischen saßen und mit den Gläsern klapperten. Von den Männern hatte fast jeder einzelne sein besonderes Merkmal: dem einen fehlte die Hand, dem andern ein Bein oder ein Auge, oder sein Gesicht war durch tiefe Schrammen verunziert. Rechts von der Thür saß ein einäugiger Bursche mit schelmischem Gesichte, der mit einer der Damen, einer ganz hübschen, sauber gekleideten Person, schön that.

„Was treiben Sie denn hier?“ fragte sie der Kommissar.

„Ich, Herr Kommissar . . . ich bin hier mit meinem Manne,“ versetzte sie ganz ungezwungen, indem sie mit naivem Lächeln nach dem einäugigen Burschen zeigte.

Der letztere erhob sich, legte seine linke Hand aufs Herz und sagte höflich:

„Pardon, meine Gnädige — ich kenne Sie gar nicht!“

„Führt sie ab!“ rief der Kommissar seinen Leuten zu.

Das Mädchen sprang auf und folgte, immer noch lächelnd, dem sie begleitenden Polizisten.

„Und was treiben Sie denn hier?“

„Ich, Herr Kommissar, bin nur so hier . . . wollt' ein bißchen spazieren gehen . . . wenn man so 'n ganzen Tag geschuftet hat . . .“

„Wo wohnen Sie?“

„In La Villette, ich bin Schuster.“

„So so, Sie wohnen in La Villette . . . Sie sind ebensowenig Schuster, wie ich.“

Aus dieser Schenke begaben wir uns in eine zweite.

Im Verlauf einer Stunde waren etwa fünfzig Personen arretiert. Wir waren bereits auf dem Heimweg begriffen, als einer der Polizisten, nach einer Schenke weisend, zu Véron sagte:

„Da sind Montenoise und Aztèque, zwei sehr gefährliche Spitzbuben . . . Wenn Sie wollen, können wir sie gleich mitnehmen."

Montenoise und Aztèque, zwei typische Zuhältergestalten, junge Burschen mit ausgemergelten, von Ausschweifungen und schlaflosen Nächten verwüsteten Gesichtern, standen am Schenktisch und tranken Wein. Der eine von ihnen blickte zum Fenster hinaus und stieß den zweiten an, worauf beide langsam, ohne sich umzusehen, im Hintergrunde des Schenkzimmers verschwanden.

„Wo sind die beiden Burschen, die eben mit Ihnen gesprochen haben?" fragte der Kommissar den Schankwirt.

„Weiß nicht, sind wahrscheinlich 'rausgegangen."

„Nein, sie sind nicht hinausgegangen."

„Dann sind sie vielleicht nach oben gegangen."

Ein paar Agenten stürzten in das obere Stockwerk, doch war dort niemand zu finden. Sie gingen eine zweite Treppe hinauf und suchten alles ab, aber Montenoise und Aztèque schienen in den Erdboden versunken.

„Wo können sie nur sein?" fragte ich den Kommissar.

„Sie sind im Privatzimmer des Schankwirts; doch habe ich nicht das Recht, ohne besonderen Auftrag der Gerichtsbehörde in eine Privatwohnung einzudringen."

„Und was machen Sie nun mit den Arrestanten?“

„Ich werde sie sogleich verhören. Es sind etwa zehn unter ihnen, die den Agenten als Diebe oder Zuhälter bekannt sind; die schicke ich am Morgen nach dem Depot. Wer keine bestimmte Beschäftigung und keine feste Wohnung hat, kommt gleichfalls dahin. Die andern werde ich wohl laufen lassen müssen. Es kommt bei solcher Gelegenheit vor, daß ein kleiner Spitzbube oder Strolch uns über schwere Verbrecher wertvolle Angaben macht, um selbst in Freiheit zu gelangen. Das ist dann der Hauptnutzen einer solchen Razzia.“



Pariser Lasterhöhlen.

Man kann den Plan von Paris nach den Beschäftigungen seiner Einwohner in einzelne Bezirke einteilen und mit annähernder Sicherheit sagen: hier wohnen die Schriftsteller, die zur Berühmtheit gelangt sind und eine gesicherte Existenz haben, hier die Journalisten der Pariser Presse, hier die fremden Correspondenten, hier die alte Aristokratie, hier die reich gewordene Bourgeoisie, die reichen Ausländer u. s. w. u. s. w.

Auch die Aristokratie des Verbrechens besitzt ihr eigenes Stadtviertel und Generalquartier, dem sie allezeit treu bleibt. Ein solches Viertel ist, so seltsam

es klingen mag, einerseits La Roquette, in dessen Mittelpunkt sich das Gefängnis für die zum Tode Verurteilten erhebt, und wo die Hinrichtungen selbst stattfinden — und andererseits die Gegend des Palais de Justice.

Es giebt viele gefährliche Gegenden in Paris, nach denen sich ein Pariser nicht nur zur Nachtzeit, sondern selbst in der Dämmerung nicht hinwagt. Die gefährlichsten aber unter ihnen sind die beiden, die ich eben erwähnte. Man sollte meinen, daß der Verbrecher voll Schrecken so weit als möglich von dem Ort zu entfliehen sucht, an dem ihm früher oder später durch das Fallbeil Deiblers oder durch den Federzug des Richters im roten Mantel ein „Halt!“ in seinem vielbewegten Leben zugerufen wird. Statt dessen baut er sein Nest unmittelbar unter dem Dache dieser furchtbaren Stätte!

Das Stadtviertel, nach dem wir jetzt unsere Schritte lenken, ist eins der originellsten von Paris. Es ist eine Stadt in der Stadt, ein wildes Räuberlager mitten im Centrum der Weltstadt. Nur zwei Schritte weit davon ab liegen die lebhaften und hell erleuchteten Boulevards St. Michel und St. Germain, auf denen zu jeder Zeit munteres Treiben herrscht, auf denen die Fiaker dahinjagen und die Omnibusse schwerfällig einherpoltern. Aber man biege nur in eine der krummen Seitengassen nach dem Markte zu ab, und man wähnt in einen stinkenden Abgrund zu versinken.

Die von hohen Mauern eingeschlossenen, engen Straßen sind schmutzig und finster. Anfangs trifft

man noch auf vereinzelte Laternen, je weiter man sich jedoch in dieses Viertel hineinwagt, um so seltener werden die Laternen, um so unerträglicher der Pestgeruch. Unheimliche Todesstille umgiebt den kecken Eindringling. Weder Polizisten, noch Passanten sind hier sichtbar. Plötzlich jedoch sieht man beim Vorwärtsschreiten dunkle Gestalten sich von den Mauern lösen und gleich aufgescheuchten schwarzen Käfern unruhig dahin und dorthin auseinander schwirren. Es sind die Pärchen der Zuhälter und ihrer „marmites“, die man aufgescheucht hat; während „er“ irgendwo in einem Thorweg verschwindet, geht seine Schöne mit unsicherem, watschelndem Schritt dem einsamen Wanderer entgegen.

„Willst du mit mir kommen, kleiner Kater?“ läßt sich eine heisere Stimme an seinem Ohr vernehmen.

Beim schwachen Schimmer der Laterne kann man in ein aufgedunsenes Antlitz schauen, dessen Augen von bleiernen Ringen umgeben sind, während gleichzeitig eine weiche, welke Hand sich in die Hand des Angesprochenen hineinzuzwängen sucht. Man muß in solchen Fällen sich so vorsichtig und liebenswürdig wie möglich von den aufdringlichen Damen zu befreien suchen und seinen Weg fortsetzen. Der Zuhälter ist nur zwei Schritte weit entfernt, und sobald irgend etwas vorfällt, ist sein Messer sogleich bereit. Er stößt es meuchlings von hinten dem Überfallenen in den Rücken und ist dann plötzlich wie vom Erdboden verschwunden. Das passiert in diesen Gegenden nicht einmal, sondern zehnmal am Tage.

„Hier sind wir bei Vater Lunette,“ versetzte Méténier, indem er am Eingang einer blinden Sackgasse Halt machte.

Wir befanden uns gleichsam in einem Brunnen, der so eng war, daß, wenn man in der Mitte der Straße stand, man mit den Händen die Wände der gegenüberliegenden Häuser berühren konnte. Im Hintergrunde flimmerte, gleich einem Irrlicht über dem Sumpfe, eine große Laterne, auf deren Scheiben eine mächtige Brille abgebildet war. Diese Schenke ist der Centralklub des Pariser Räubergesindels, und die Gasse, in der sie liegt, heißt Rue Galande. Die kleine Thür und das einzige Fenster des Lokals ist mit starken eisernen Stangen versehen. Als wir die Schwelle überschritten, schlug uns ein widerlicher, aus Fuselduft, menschlichen Ausdünstungen und Tabaksqualm gemischter Dunst entgegen, der uns den Atem benahm.

Wir traten in ein sehr schmales Zimmer, auf dessen rechter Seite der ganzen Länge nach ein eisenbeschlagener, mit Batterien von Flaschen und dicken Gläsern vollgestellter Ladentisch sich hinzog. Wir erblickten einen alten Mann von riesigem Wuchse, mit aufgestreiften Ärmeln, die ein Paar sehnige Arme blicken ließen. Es war der Wirt des Lokals, der berühmte Vater Lunette, der wohl schon zehnmal von französischen Schriftstellern in Romanen handelnd vorgeführt worden ist und wohl hundertmal in Zeitungsartikeln beschrieben wurde. Sein energisches Gesicht von soldatischem Zuschnitt war von Narben und

Schmarren zerfetzt, die Vater Lunette im ehrenvollen Kampfe mit seinen Gästen davongetragen hatte. Sobald im Nebenzimmer eine Schlägerei entsteht, nimmt Lunette eine gewaltige Peitsche von der Wand, begiebt sich mitten unter die Kämpfenden und teilt nach rechts und links seine Hiebe aus. In der Regel ist dieses Mittel von guter Wirkung; es kommt jedoch vor, daß die erregten Streiter ihre Feindschaft vergessen und sich in rührender Übereinstimmung der Seelen auf den Goliath von Wirt stürzen. Dann fliegen ihm Flaschen, Schemel und Gläser an den Schädel, Messer und Knüttel durchlöchern sein Fell, und das Blut fließt an ihm herab wie an einem frisch geschlachteten Ochsen. Am nächsten Tage aber ist Vater Lunette wieder auf seinem Posten an dem Ladentisch — der Aderlaß scheint ihm offenbar gut zu bekommen. Für den äußersten Fall hat er übrigens allezeit einen Bulldoggrevolver im Gürtel, den er uns mit jener Liebenswürdigkeit zeigte, die er den Vertretern der Presse gegenüber stets an den Tag legt. Vater Lunette ist ein durchaus civilisierter Mann von guter Lebensart. Er interessiert sich auch für die Politik und liest Zeitungen. Übrigens werden wir sehen, daß auch seinen Gästen das eine wie das andere dieser Dinge nicht fremd ist.

Wir begaben uns in das anstoßende Zimmer. Es war ein kleiner, viereckiger Raum, welcher der Länge und Breite nach mit eichenen Bänken und Tischen vollgestellt war. Eine bunte Menge von allerhand zerlumptem Gesindel saß an denselben. Die Wände des

Zimmers waren von oben bis unten mit Malereien bedeckt. Bleichwangige Zuhälter, zerzauste Lumpensammler, Gewohnheitstrinker aus dem Arbeiterstande, in schmutzigen Arbeitsschürzen und Arbeitsröcken, klimperten mit Flaschen und Gläsern und nahmen mit der einen Hand den bestellten Trank entgegen, während die andere ihn bezahlte. Betrunkene Weiber im Alter von 15 bis zu 60 Jahren gingen zwischen den Tischen auf und ab und suchten jemanden, der sie freihielt. Einige saßen auf den Knieen der Gäste und lachten albern vor sich hin, andere zankten sich unter einander oder auch mit den Gästen, indem sie dabei die unmöglichsten Schimpfwörter gebrauchten.

Als wir eintraten, richteten alle neugierig ihre Blicke nach uns hin. Sobald sie jedoch Méténier und die beiden ihn begleitenden Polizeiagenten erkannten, schwiegen sie plötzlich still und zogen sich wie die Igel zusammen. Offenbar erwarteten sie ihre Verhaftung.

Wir setzten uns schweigend an einen der Tische und verlangten eine „Pflaume" zum Preise von zwei Sous für das Glas — das feinste Getränk, das man in diesen Schenken kennt. Nachdem sich die ehrenwerten Gäste Vater Lunettes von unseren friedlichen Absichten überzeugt hatten, begannen sie wieder zu lärmen und mit den Gläsern zu klappern. Einige kamen sogar an Méténier heran und reichten ihm ehrerbietig die Hand. Sobald sie fortgingen, gab er uns ihre Charakteristik und machte uns mit ihrer Biographie bekannt.

„Nanu, Dich hab' ich ja schon lange nicht gesehen!"

sagte Méténier zu einem der Burschen, einem Hünen mit ungeheurem Schnauzbart und völlig tonloser Stimme.

„Bin krank gewesen, Herr Oscar, hab' im Hospital gelegen."

„Was war's denn?"

„Alkoholismus," versetzte jener in einem Tone, in dem ein anderer etwa sagen würde: ‚Fieber' oder ‚Kopfschmerzen.'

Als er sich entfernt hatte, sagte Méténier: „Ein ganz lieber Kerl — ein Zuhälter natürlich, aber sonst ein höchst anständiger Mensch."

Ein anderer antwortete auf die Frage, wann er denn wieder 'rankäme: „Sobald Sie mich wollen, ich bin zu jeder Zeit bereit. Viel wird's doch nicht werden."

Kaum hatten wir Platz genommen, als die traurigen Schönen Vater Lunettes sich an unserem Tisch einfanden und in möglichst liebenswürdigem Tone baten, sie zu bewirten.

„Möchten Sie nicht eine Pflaume für mich bezahlen, mein Herr?"

„Aber gewiß doch, natürlich," antworteten wir.

Eine dieser Unglücklichen, ein altes Weib von sechzig Jahren, stimmte, nachdem sie ihr Gläschen erhalten hatte, ein Loblied auf Mr. Oscar an.

„Ihr müßt nämlich wissen," sagte sie zu ihren Freunden, „daß er mich in den ‚Figaro' gebracht hat. Das war recht nett von Ihrer Seite, Herr Oscar, aber was Sie da sagten, daß man mich nämlich 'raus-

geschmissen habe, das ist einfach nicht wahr, Herr Oscar! Nein, mein Herr, fragen Sie Vater Lunette, seit dreißig Jahren geh' ich mit der Karte, aber nicht ein einziges Mal hab' ich Spektakel gemacht oder Ruhestörungen veranlaßt."

Man mußte es sehen, mit welchem Stolze sie das sagte.

„Jawohl, mein Herr, aber es war doch recht liebenswürdig von Ihnen," fuhr sie selbstzufrieden fort. „Eines Morgens sagt man mir: ‚Weißt du schon, Sarah, Mr. Oscar hat dich in den ‚Figaro' gebracht!' Ich ging sofort hin und kaufte mir die Nummer, und ich besitze sie jetzt noch."

Das Geschwätz der Alten wurde durch einen der Gäste, eine ganz merkwürdige Erscheinung, unterbrochen. Auf den ersten Blick hätte man ihn auf höchstens dreißig Jahre geschätzt, doch hatte er bereits ganz graue Haare. Die Züge seines bleichen Gesichtes waren ungewöhnlich zart und regelmäßig, die dunklen Augen blitzten tief in den Höhlen wie ein paar Kohlen, und seine Kleidung war, wenn auch ärmlich, so doch immerhin sauber.

„Möchten Sie nicht, meine Herren, daß ich Ihnen ein paar erklärende Couplets zu den Bildern an der Wand singe?"

„Singen Sie, singen Sie," lautete unsere Antwort.

Der Sonderling setzte sich in Positur, hüstelte und begann mit einem heiseren Bariton etwas vorzutragen, indem er mit dem Finger nach einer der Zimmerecken

wies. Dort war die Gestalt eines nackten Weibes abgebildet, vor dem in den Wolken ein Zuhälter dahinschwebte, während im Hintergrunde, gleichfalls von Gewölk umgeben, der gewaltige Kopf Gambettas dargestellt war. Der Inhalt des Liedes war zu schmutzig, als daß wir ihn hier wiedergeben könnten.

Es folgten ein paar gotteslästerliche Lieder, und dann begann der Dichter auf einmal, indem er sich zu der Darstellung einer alten Cocotte wandte, mit leidenschaftlicher, fast heulender Stimme die Geschichte „vom Fall der schönen blonden Annette“ vorzutragen. Lauter Beifall von seiten dieser Diebe, Räuber und Dirnen lohnte den Vortrag. Der Sänger hielt uns seinen Hut hin, und wir warfen ein paar Silbermünzen hinein. Dann begann er wieder zu singen. Diesmal trug er eine Apologie der Pariserinnen vor, ein kurzes, recht graziöses Gedicht, das in jedem beliebigen Salon gesungen werden konnte.

„Er ist nämlich selbst der Verfasser dieser Lieder,“ flüsterte Méténier mir zu.

„Nicht möglich!“ rief ich aus.

„Er hat noch bessere Sachen . . . Mein lieber Poet, ist Ihre ‚Pariserin‘ gedruckt?“

„Schon längst!“

„Wo denn?“

Der Dichter nannte ein paar kleinere Blätter. Dann trat er näher an uns heran und flüsterte leise:

„Wenn's Ihnen recht ist, meine Herren, will ich Ihnen — aber nur Ihnen ganz allein, da die andern

mich doch nicht verstehen würden — noch ein Gedicht vortragen. Ich schrieb es für eine Frau, durch die ich ins Irrenhaus gekommen bin.“

„Sie waren im Asyl St.-Anne?“ fragte ich.

„Ich bin erst Ende Januar von dort entlassen worden.“

Der Dichter der Schenke stützte sich mit beiden Ellenbogen auf den Rand des Tisches und begann uns im Flüstertone sein Gedicht herzusagen. Es war die alte, ewig neue Geschichte von dem geliebten Weibe, das ihn kaltherzig und grausam verraten hatte. Der Autor entwarf ein äußerst rührendes Bild von dem entschwundenen „Glück zu Zweien“, sprach von „den süßen Früchten unserer Liebe“, von einem „rosigen Kindlein“, von „glühenden Umarmungen und Küssen“ u. s. w. Die erste Strophe endete mit dem Refrain: „Wir wußten nicht, was wir gethan.“ Dann folgte die Schilderung des Verrats, der anfangs heimlich geübt wurde. Doch er, der Dichter, „verzieh, weil sie nicht wußte, was sie gethan.“ Und dann, in einer Nacht, kehrte er in sein Nest zurück und fand es leer — das geliebte Weib war verschwunden. Er weinte, schalt, fluchte und knirschte mit den Zähnen. Das Gedicht endete mit einer Ansprache an „sie“, die auch ihm verzeihen sollte, da „er nicht wußte, was er gethan.“

Mitternacht war bereits vorüber, als wir das Assomoir des Vater Lunette verließen. Méténier wollte uns nicht heimgehen lassen, bevor wir nicht noch eine berühmtere „Höhle“, das Château Rouge, gesehen hätten. Wiederum ging es durch enge und schmutzige

Seitengassen; Zuhälter und Dirnen, spärliche Beleuchtung und die Abwesenheit der Polizisten ließen den Charakter der Gegend erraten.

Château Rouge ist ein wirkliches Schloß, das einstmals von irgend einer Geliebten Ludwigs XIV. bewohnt wurde. Während der Revolution war es zur Hälfte zerstört worden und hatte lange Zeit leer gestanden, bis der gegenwärtige Besitzer es an einen unternehmenden Kneipwirt verpachtete. Das breite Portal, durch welches dereinst gepuderte Höflinge in goldgewirkten Röcken und seidenen Strümpfen ihren Einzug gehalten hatten, war jetzt mit einer widerwärtig blutroten Farbe angestrichen, die unwillkürlich an die Guillotine erinnerte. Die geräumigen Salons, in denen der glänzende Hof mit dem König an der Spitze dereinst muntere Cotillons getanzt hatte, erinnerten in ihrem gegenwärtigen Zustande eher an eine Reihe feuchter und dunkler Remisen. Das Publikum war womöglich noch schmutziger, noch entsetzlicher, als jenes, das wir bei Vater Lunette gesehen hatten. Bettler, Lumpensammler und Zuhälter allerletzten Ranges saßen hier bei ihrem Glas „Branntwein mit Kerosin“ und bewirteten mit diesem edlen Getränk ihre teuren „Gemahlinnen zur linken Seite.“

Wiederum nahmen wir an einem langen Tische Platz, ließen uns eine „Pflaume“ bringen und begannen Umschau zu halten.

„Wir sitzen hier an derselben Stelle,“ bemerkte Méténier, „an der die Rotte des Gamahu fest=

genommen wurde.“ (Gamahu war ein Mörder, der ein reiche Frau erschlagen hatte; zwei von seiner Bande waren im vergangenen Herbst hingerichtet worden). „Als wir unerwartet mit den Agenten eintraten, stand Gamahu gerade bei seinem Gläschen am Schenktisch. Sobald er bemerkte, daß wir seine Freunde fesselten, bezahlte er so rasch als möglich und verschwand. Erst eine Woche später wurde er festgenommen . . . Sehen Sie sich drüben den stumpfnäsigen Burschen an, der mich mit seinen Augen verschlingen möchte! Er ist erst 18 Jahre alt und stand doch bereits wegen versuchten Vatermordes vor Gericht. Eben erst ist er aus dem Gefängnis entlassen, wohin ich ihn auf elf Monate für einen Einbruchsdiebstahl gebracht hatte. Er wird ganz gewiß auf der Guillotine enden. Mich haßt er tötlich und würde, wenn er es könnte, sich keinen Augenblick das Vergnügen versagen, mir sein Messer durch die Gurgel zu jagen.“

„Möchten Sie nicht, meine Herren, daß ich Ihre Porträts anfertige? Nur fünf Sous die Person!“ wandte sich ein abgerissener Mensch an uns, indem er uns ein paar graue Papierblätter mit Proben seiner Arbeit — Kohlenzeichnungen, die gar nicht schlecht waren — hinhielt. Wir dankten für seine Bemühung; es war bereits spät, und wir hatten noch ein paar Sänger anzuhören.

Ich erwähne nur einen von ihnen, eine Gestalt, die auf uns alle einen gewissen Eindruck machte. Es war ein junger Mensch, dem Äußern nach höchstens achtzehn Jahre alt, von sehr bescheidenem Wesen, mit

großen, sanften Augen und einem prächtigen Oval des dunklen Gesichtes. Er war in höchst reduziertem Zustande; ein schmutziger, zerdrückter Hut saß auf seinem Kopfe, und der Rock, den er trug, war offenbar nicht für ihn gemacht. Von Wäsche war nichts sichtbar, und von dem nackten Halse hing unordentlich ein schmutziges seidenes Tuch herab.

„Singen Sie uns doch 'mal die ‚Bastille' vor," sagte Méténier zu ihm.

„Gern, mein Herr," versetzte er mit angenehmer Tenorstimme.

Es herrschte indessen ein solcher Lärm im Zimmer, daß man fast gar nichts hören konnte. Der Sänger unterbrach mehrmals seinen Vortrag und bat um Stillschweigen. Endlich rief er ganz außer sich:

„Meine Herren, lassen Sie doch einen Künstler sein Stückchen Brot verdienen!"

Sobald der Lärm sich ein wenig gelegt hatte, begann der junge Mann ein seltsames Lied zu singen. Es war nichts mehr und nichts weniger, als die Poesie des Zuhältertums, die Idylle des Alphons und seines Trottoir-Gretchens. Der Mann, der dieses Lied gedichtet hatte, der Sänger, der es vortrug und das Publikum, das ihm lauschte, waren ohne Zweifel davon überzeugt, daß sie vortreffliche Menschen waren, daß ihr Schmerz und Leid jedermann rühren mußte, und daß sie ihren Unterhalt auf ehrbare Weise erwarben. Folgendes war der Inhalt des Liedes: „Er" hatte „sie" auf dem Bastillenplatz getroffen; sie war

eine hübsche Blondine mit blauen Augen, und sie verliebten sich im Handumdrehen in einander. Da sie aber beide arm waren, so mußte sie, um zu leben, ‚aufs Trottoir hinaus‘. Sie brachte „Herren“ mit, er aber beschützte sie auf der Straße und hielt daheim das Bett in Ordnung. So lebten sie recht freundschaftlich mit einander; des Abends nahm er ihr ihren Verdienst ab und vertrank ihn in der Schenke mit seinen Freunden „à la Bastille, à la Bastille“, wie der Refrain jeder einzelnen Coupletstrophe lautete. Bisweilen zankten sie sich, wenn sie kein Geld nach Hause brachte, doch versöhnten sie sich bald wieder. Eines Tages kehrte sie wieder mit leeren Händen heim. Das Zimmer war nicht geheizt, er war hungrig, wurde wütend und prügelte sie tüchtig durch. Da verließ sie das Haus, stieg auf die Julisäule hinauf und stürzte sich von ihr hinab. Und so starb sie „à la Bastille, à la Bastille“.

Das Lied wird mit erstaunlich viel Empfindung und Pathos vorgetragen und macht auf das Publikum, für das es berechnet ist, sichtlich einen tiefen Eindruck. Um diesen Eindruck ein wenig abzuschwächen, hat der Autor, nach Art mancher französischen Dramatiker, einen sonderbaren Ausweg gefunden. Er hängt am Ende eine höchst abgeschmackte, komisch sein sollende Strophe an, etwa des Inhalts: „Die Moral von der Geschichte ist, daß man allezeit seinen Eltern gehorchen soll . . .“



In Bruants Kneipe.

„Ziehen Sie sich an, ich will Ihnen eine ganz kuriose Sache zeigen,“ sagte eines Tages ein Freund zu mir.

„Wohin geht's denn?“

„Das sage ich nicht. Sie müssen es unvorbereitet sehen, sonst geht der Effekt verloren. Auch ich kam neulich ganz unvermutet dazu, und ich sage Ihnen, es wäre fast zu einer Prügelei gekommen . . . Na, wollen wir gehen?“

Wir gingen. Unterwegs trafen wir einen uns bekannten Journalisten mit einer Dame, und sie schlossen sich uns an. Wir hatten nicht weit zu gehen — nur bis auf den Boulevard Rochechouart. Hier befindet sich neben dem bekannten öffentlichen Balllokal Elysée-Montmartre ein kleines Café in mittelalterlichem Baustil. Die bunten Fensterscheiben sind mit Rittergestalten bemalt und von innen durch schwere Jalousien verschließbar. Mein Freund öffnete die Thür und gab mir einen Wink, daß wir den Zeitungsschreiber mit seiner Dame vorausgehen lassen sollten. Kaum war unsere Gruppe auf der Schwelle erschienen, als sogleich der ganze Saal, der gedrängt voll war, die Köpfe nach uns umwandte und unter einem mit Knütteln, Bierkannen und Stiefelabsätzen ausgeführten Höllenlärm in förmlicher Wut zu johlen und zu singen begann:

Oh la-la! c'te gueule, c'te binette,
Oh la-la! c'te gueule, qu'elle a!

Zu deutsch: „O seht doch nur die Fratze,
Seht doch nur die Fresse,
Die Fresse, die sie hat!"

Die Dame ward rot vor Unwillen und Empörung. Indem sie sich hoch aufrichtete, blickte sie ihren Begleiter an, als ob sie sagen wollte: „Und du zögerst noch?" — Ihr Begleiter, ein Mann, der auch nicht gerade von heut und gestern war, stand ganz kopflos da und wußte nicht, ob er wütend werden oder lachen sollte. Endlich drängten wir uns zwischen den Tischchen hindurch und nahmen in einer Ecke Platz.

Die Wände des Saales waren mit Malereien von merkwürdiger, sogenannter „impressionistischer" Arbeit geschmückt. Es befanden sich interessante, nicht ohne Talent gemalte Sachen darunter, außerdem verschiedene Karrikaturen und Gipsreliefs, deren Stoff ebenso seltsam und phantastisch war, wie der Stoff der Bilder.

Die Gäste saßen an eichenen Tischen bei ihren Bierkannen. Sie bestanden zumeist aus jungen Leuten, unter denen sich eine ziemliche Anzahl von langhaarigen Künstlern und Dichtern befand, deren Gesichter einen starken Hang für geistige Getränke verrieten. Der Wirt selbst, ein Mann in den Dreißigern, mit glatt rasiertem Gesichte und schlichtem, nach russischer Art in der Mitte gescheiteltem Haar, erschien als ein Mittelding zwischen einem russischen Diener und einem Schauspieler. Er trug ein rotes Baumwollhemd, eine Plüschweste mit blanken Knöpfen und eine Plüschjacke. Seine Füße steckten in eleganten Schaftstiefeln.

Kaum hatten wir unseren Platz eingenommen, als die Thür sich von neuem öffnete und mit trippelndem Schritt ein anständig gekleideter Herr mit einem Schmerbäuchlein, auf dem eine goldene Uhrkette blinkte, in das Gastzimmer trat. Verblüfft durch den lärmenden Empfang, der ihm zuteil geworden, nahm er gleichwohl Platz, klopfte mit seinem Spazierstock auf den Tisch und rief den Kellner. Dieser war in der andern Ecke des Saales beschäftigt. Der dicke Herr, der es offenbar eilig hatte, rief von neuem: „Kellner, einen Bock!“

„Was schreist Du denn so, Dicker?“ rief der Wirt, indem er an den ungeduldigen Gast herantrat. „Denkst wohl, Du bist hier in der Kneipe, was? Bitte, sich hier ganz anständig aufzuführen!“

„Na was ist denn das hier — wohl ein Kloster, he?“ versetzte der Dicke, indem er seinen Ärger nur mit Mühe unterdrückte. „Übrigens bitt' ich mir aus, daß Sie mich nicht dutzen, ich bin nicht Ihr Freund, verstehen Sie?“ fuhr er in wachsender Erregung fort.

Der Wirt — sein Name ist Bruant — hörte nicht auf, den Dicken mit höhnischen Redensarten zu bombardieren, wobei er sich des gewöhnlichsten Argots der Zuhälterklasse bediente. Der arme Bürgersmann glaubte jedenfalls unter eine Räuberbande oder in einen Klub von Verrückten geraten zu sein. Blaß vor Ärger und Aufregung, bezahlte er schleunigst und wandte sich dem Ausgang zu. Höhnische Redensarten und wildes Geschrei verfolgten ihn; Bruant aber, der

so that, als ob er ihn hinauswerfen wollte, meinte gutmütig:

„Na, nu hast Du Dich voll getrunken, Alter, nu geh' zu Deiner Alten! Und daß Du Dich niemals mehr hier blicken läßt, verstanden, Dickerchen?"

Diese Art von „Scherzen" macht den Gästen des Herrn Bruant einen Heidenspaß und zieht das Publikum massenhaft in sein Lokal, das als „ganz originell" befunden wird. Man spricht hier das niedrigste Argot, wendet sich an die Gäste mit schmeichelhaften Anreden, wie „Lude", „Spitzbube", „Hure" u. s. w. Alles, Männlein und Weiblein, gebraucht in der Anrede das vertrauliche „Du". Es wird hier sehr viel getrunken, und die Lieder, die hier vorgetragen werden, sind eigens von den Dichtern des Lokals, zum großen Teil von Bruant selbst, gedichtet. Zuhälter, Straßendirnen, Vagabunden, Bettler, Mörder und Diebe sind die Helden dieser Lieder. Unter der cynischen Außenseite derselben findet man nicht selten viel echte Empfindung und eine getreue Darstellung des Lebens jener eigenartigen Welt, mit der sie sich beschäftigen.

In den Pariser Verbrecherkneipen habe ich die Lieder, die aus Bruants Schenke stammen, häufig singen hören. Man singt sie, ohne den Namen des Dichters zu kennen, als ob sie Volkslieder wären. Es verlohnt in der That, dieser Art von Litteratur ein paar Worte zu widmen. Vor mir liegt eine kleine illustrierte Sammlung von Dichtungen und Monologen Bruants, die den Titel: „Auf der Straße" trägt. Alle

diese Lieder pflegt Bruant in seinem Lokal vorzutragen, zu einer Musik, die er selbst komponiert hat. Es sind durchaus anspruchslose Sachen, die gleichwohl einen tiefen, düsteren Eindruck hervorbringen. Die Kehrseite unserer glänzenden Civilisation zieht mit allen ihren Schrecken wie in einem Kaleidoskop an unseren Augen vorüber. Alle diese zerlumpten, verhungerten, bald boshaften, bald gutmütigen oder melancholischen Gestalten, die häufig kaum noch etwas von edlerer Menschlichkeit an sich haben, fordern in der That unser tiefes Mitleid heraus. Als Motto könnte für sie alle die Phrase eines alten Vagabunden dienen, den Bruant gleichfalls besingt: „Du bist ein Kind der Straße, die Straße ist dein Heim“. Da ist z. B. die Geschichte einer dieser Heldinnen:

Sa maman s'appelait Flora
Et connaissait pas son papa,
Tout'jeune on la mit à l'école
A Batignolles.

Als Tochter einer öffentlichen Dirne geboren, tritt sie noch als zartes Kind in die Fußspuren ihrer Mutter. Sie lernt einen Zuhälter kennen, geht „aufs Trottoir“, vertrinkt in den Schenken, was sie verdient, und stirbt noch in jungen Jahren im Hospital. Da wird ferner ein Liebespärchen geschildert: sie „arbeitet“, bringt „Herren“ nach Hause und er „la nuit rinçait la cuvette“ und geht am Tage spazieren. Das hindert sie durchaus nicht, einander recht lieb zu haben, und wenn er sie einmal im Zorn durchprügelt, dann bittet

er sie auch wieder auf den Knieen um Verzeihung. Toto Loripette beschäftigte sich mit dem Hauswesen, brachte die Betten in Ordnung und führte Rechnung über die „galette“ (das Geld, das sie verdiente).

Ab und zu hat auch er Gelegenheit, zur gemeinsamen Kasse einen Beitrag zu liefern, indem er Betrunkene, die zur späten Nachtstunde heimkehrten, beraubt, oder mit bewaffneter Hand die Passanten überfiel. In zärtlichen Worten gedenkt die Geliebte dieser goldenen Zeiten. Leider gingen dieselben rasch zu Ende. Eines Tages ward Toto von den Stadtsergeanten auf frischer That ertappt, und als sie ihn das letzte Mal erblickte, da stand er mit halb entblößtem Rock auf dem Schaffot, und sein Hals „lag unter dem Halbmond der Guillotine, auf dem Platz La Roquette“.

Auch ein merkwürdiger Brief befindet sich in Bruants Sammlung, den eine der Heldinnen aus dem Gefängnis St. Lazare an ihren Hippolyt geschrieben hat. Sie ist krank und grämt sich darüber, daß der Geliebte ohne ihre Stütze völlig mittellos dasteht. Sie fürchtet, daß er vielleicht einen dummen Streich begehen könnte, der ihn ins Gefängnis bringt. Sie bittet ihn nun, zu einer ihrer Freundinnen zu gehen und in ihrem Namen etwas Geld von ihr zu leihen. Auch bittet sie Hippolyt, nicht zu viel zu trinken, und schließt ihren Brief mit den Worten: „Verzeih, mein Teurer, Du bist zwar hart gegen mich, doch bete ich Dich trotzdem an.“

Alles das ist frisch nach der Natur gezeichnet, ich habe selbst in Météniers Sammlung derartige Briefe gelesen. Da ist noch ein Brief, den ein zum Tode verurteilter Pariser Strolch geschrieben hat: „Während ich Dir diese Zeilen schreibe, zittere ich am ganzen Körper. Wenn Du sie erhältst, habe ich meine Nase bereits zum Fensterchen der Guillotine hinausgesteckt...“ — Es ist eins der besten Gedichte Bruants von Anfang bis zu Ende durchaus künstlerisch gehalten. Der Verurteilte schläft nicht; er ist gegen Mitternacht erwacht; das unbestimmte Geräusch der Menge, welche die Hinrichtung erwartet, hat ihn geweckt. Er muß sterben, und er will tapfer sterben, ohne vor der „Witwe“ (gleichfalls eine volkstümliche Bezeichnung der Guillotine) zu zittern, damit man nicht sage, er sei vor dem „Halbmond“ erschrocken, bevor er auf La Roquette „in den Sack geniest“ habe. Nur eins flößt ihm Schrecken ein: bevor man ihm den Kopf abschlägt, wird ihm der Hemdkragen abgeschnitten; „wenn ich an das kalte Eisen der Schere bei dieser ‚letzten Toilette‘ denke, dann fürchte ich, daß ein Frostschauer meine Glieder überläuft,“ d. h., daß er Angst kriegt. Dieser Gedankengang ist höchst charakteristisch. Der Pariser Strolch, der nicht an Gott glaubt, hat im letzten Augenblicke auch keine Gewissensbisse, er hat seinen besonderen Moralcodex: was er gethan hat, ist gut und mußte gut sein. Er kümmert sich nur um die öffentliche Meinung, und um das, was man sagen wird, sobald er nicht mehr ist.

Die Sammlung Bruants ist mit Illustrationen von Steinlen geschmückt. Die Typen und Scenen des Textes treten daher mit ganz besonderer, reliefartiger Schärfe hervor.

Anmerkung des Verf. Einen Begriff von der seltsamen, eigenartig plastischen Poesie Aristide Bruants bekommt man aus der Übersetzung des zuletzt besprochenen Liedes „A la Roquette“, das der Verleger, Herr Albert Langen, mit Beibehaltung des französischen Versmaßes ins Deutsche übertragen und zum Abdruck überlassen hat:

Bei diesem Brief bebt mir der Leib
Im kalten Fieber.
Wenn du es liest, was ich hier schreib',
Ist es vorüber —
Seit Mitternacht schlaf' ich nicht mehr,
Mein' klein' Toinette,
Ein dumpf Geräusch dringt zu mir her
Von La Roquette.

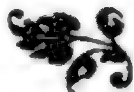
Mein Bittgesuch wies man zurück.
Für mein Verbrechen
Der Präsident will mein Genick
Nun einmal brechen.
Zu oft begnadigen geht nicht an —
Das ist's — ich wette —
Von Zeit zu Zeit muß einer 'ran
Auf La Roquette.

Die Nacht war lang. Herein zu mir
Scheint bleich der Morgen.
Bald sind die Herrn vor meiner Thür,
Die mich besorgen.

Gendarme stehn in Reih und Glied
Rings um die Stätte,
Das Volk heult — — ein Begräbnislied
Auf La Roquette.

Das rührt mich nicht. — Ich bin kein Tropf!
Nur daß der Kragen
Vom Hemde muß, eh' sie den Kopf
Vom Hals mir schlagen!
Die Schere hat nicht viel Gefühl
Bei der Toilette,
Und früh am Morgen ist es kühl
Auf La Roquette.

Mit festen Schritten will ich gehn
Zur Guillotine,
Und keiner soll mich schwanken sehn
Vor der Maschine!
Verdammt! wenn mir der Nacken zuckt,
Steckt er im Brette,
Bevor ich in den Sack gespuckt
Auf La Roquette!



Scenen auf dem Polizeibureau.

Ich kenne in ganz Paris keinen Ort, der für die Beobachtung des Pariser Lebens und all der großen und kleinen Dramen der Tragikomödien und Farcen, aus denen jenes Leben sich zusammensetzt, geeigneter wäre, als das Bureau eines Polizeikommissars. Es ist ein wahres Kaleidoskop, in dem man bisweilen im Verlauf einiger Stunden Hunderte von Typen an

seinem Auge vorüberziehen sieht, welche die verschiedenen Schichten der Pariser Bevölkerung charakterisieren. Scenen voll Schrecken sieht man da sich abspielen, und so viel menschliches Elend und so viel Verzweiflung tritt dort zu Tage, daß einem die Haare zu Berge stehen.

In den meisten Fällen erscheint der Polizeikommissar — oder in seiner Abwesenheit sein Sekretär — als das versöhnende und beruhigende Element. Er besitzt keine Strafgewalt, seine Pflichten sind durch das Gesetz genau bestimmt, und die geringste Übertretung seiner Gewalt kann ihn seine Stellung kosten, ihm für immer die Carriere verderben. Diese Carriere steht nur demjenigen offen, der harte, schwere Arbeit nicht scheut. Bei der Ernennung des Chefs der Polizei, des Präfekten, spielt die politische Überzeugung des Kandidaten oder die Protektion eines Ministers stets eine maßgebende Rolle. Der Kommissar dagegen schafft sich seine Stellung selbst und hat im Laufe von zehn bis zwölf Jahren, eine ganze Reihe von Prüfungen zu bestehen.

Die erste Stufe zum Kommissariat ist die Stellung eines Sekretärs bei einem Polizeikommissar. Um diese zu erlangen, muß man seiner militärischen Dienstpflicht nachgekommen sein und ein spezielles mündliches und schriftliches Examen abgelegt haben, für das die Kenntnisse eines absolvierten Gymnasialkurses verlangt werden. Aber auch nach glücklich bestandenem Examen heißt es noch eine Reihe von Jahren auf eine Vakanz warten.

Der Sekretär erhält ein Gehalt von zwei- bis dreitausend Francs. Erst nach fünfjähriger tadelloser Dienstzeit darf er sich zum Examen als Offizier de la paix melden. Zwei Jahre später, wenn ich nicht irre, hat er dann noch eine juristische Prüfung abzulegen, und hierauf erst kann er als Kommissar eine Anstellung finden. Sein Gehalt schwankt zwischen 7 und 10000 Francs.

Dank diesem System sind die Pariser Polizeikommissare zumeist gebildete Leute. Sie erfüllen ihre Dienstobliegenheiten mit ungewöhnlicher Gewissenhaftigkeit und sind fest davon überzeugt, daß ihre Dienste der Gesellschaft nützlich sind, indem sie sie von den Übelthätern jeder Art befreien. Das Leben eines Polizeikommissars schwebt zehnmal am Tage in Gefahr. Ohne jede Waffe (das Tragen derselben ist ihm verboten), nur mit der dreifarbigen Schärpe umgürtet, erscheint er in den Räuberhöhlen, den Kellern und Spelunken, um Verhaftungen vorzunehmen oder „im Namen des Gesetzes“ Frieden zu stiften. Nur wenn ihm offener Widerstand entgegengestellt wird, hat er das Recht, die bewaffnete Macht zur Hilfe zu rufen. Die Polizeisoldaten stehen nicht unter seinem Befehl, sondern ressortieren vielmehr vom Chef der städtischen Polizei. Das Personal des Kommissars besteht alles in allem aus seinem Sekretär, zwei Inspektoren und einem Unterbeamten.

Die dienstlichen Obliegenheiten eines Polizeikommissars sind häufig von recht peinlicher Art. Jedesmal, wenn der Zinstermin da ist (im Juli, Oktober,

Januar und April), erscheinen vor ihm die Hauswirte mit gerichtlichen Verfügungen, die ihn mit der Exmittierung unpünktlicher Mietezahler beauftragen. Für jeden exmittierten Mieter erhält der Kommissar von seiten des Hauswirts 10 Francs. Er darf die Ausführung dieser Exmissionsverfügungen nicht ablehnen. Da es den Kommissaren jedoch peinlich ist, unglückliche Arbeiter samt ihren Familien auf die Straße zu werfen, so geben sie sich die größte Mühe, um den Frieden zwischen Wirt und Mieter wieder herzustellen, indem sie alle nur erdenklichen Argumente zu Gunsten des Mieters ins Feld führen. Oft bleibt der Hauswirt unerbittlich. Dann müssen sie wohl oder übel an die unangenehme Sache herangehen.

Zur Ehre der Kommissare muß man jedoch sagen, daß selten einer von ihnen das Geld, das er auf diese Weise verdient, für sich verwendet, außer etwa, wenn es sich um einen ausgemachten Taugenichts handelt. In den meisten Fällen verteilen sie die ihnen zustehende Summe unter die Exmittierten. Sie haben außerdem noch das Recht, den armen Schluckern eine Unterstützung bis zu zwanzig Francs aus dem Fond der Assistance publique anzuweisen. Aber die Mittel, die für diesen Zweck der Polizei zur Verfügung stehen, sind sehr beschränkt, und ich habe in dieser Hinsicht seitens der Polizeikommissare häufig bittere Klagen gehört. Wir haben Gelegenheit, sagen sie, die wirkliche, harte Not des Volkes zu beobachten — nicht jene Not, die sich öffentlich zur Schau stellt, sondern jene, die

sich vor der Welt versteckt — und in der die Menschen vor Hunger sterben. Aber wir können selten etwas dagegen thun. Von Zeit zu Zeit geben wir solch einem armen Kerl eine Brot- oder Fleischmarke, oder ein paar Groschen aus unserer eigenen Tasche. Inzwischen bekommen allerhand zudringliche Kerle, namentlich Wahlagenten, die ihre Beziehungen zu den Gemeinderäten auszunutzen suchen, von der Assistance publique bedeutende Unterstützungen. Wer im Bureau der öffentlichen Wohlthätigkeitsverwaltung mit der Empfehlung eines Gemeinderats erscheint, wird jedesmal eher Hilfe bekommen, als irgend ein anderer, der in Wirklichkeit Not leidet. Die Verwaltung der Assistance puplique thut nämlich, obschon sie vom Minister des Innern abhängig ist, doch alles, was dem Gemeinderat gefällt, um nur seinen Angriffen und Anfragen zu entgehen. Die Mitglieder des Gemeinderats aber, selbst die radikalsten, sorgen vor allem für ihre Wahlagenten.

Im Quartier La Chapelle war ich eines Tages Zeuge der nachfolgenden Scene. Spät am Abend erschien auf dem Bureau ein Mann in der Arbeitsblouse, der zwei Kinder von drei und vier Jahren an der Hand führte. Die Kinder waren blaß und schlecht gekleidet, der Vater entkräftet, müde, mit einem Gesichtsausdruck, der die tiefste Verzweiflung zeigte.

„Meine Frau ist vor zwei Monaten gestorben,“ erklärte er, „ich bin mit den Kindern allein geblieben und habe eine möblierte Wohnung genommen. Ich war lange ohne Arbeit, jetzt aber hab' ich welche ge-

funden; ich arbeite im Jardin des Plantes. Wenn ich zur Arbeit gehe, bleiben die Kinder den ganzen Tag allein zu Hause. Eben nun kehrte ich heim und treffe die Kinder auf der Treppe sitzend — das Zimmer hatte ein neuer Mieter bezogen. Der Wirt hatte mich wegen rückständiger Miete hinausgeworfen. Wohin soll ich nun gehen? Erbarmen Sie sich meiner, sagen Sie, was ich thun soll! Bleib' ich auf der Straße, so werd' ich als Vagabund arretiert, und dann verliere ich meine Arbeit. Es bleibt mir nichts übrig, als ins Wasser zu springen."

Es war eine böse Lage, in der der arme Mensch sich befand, doch konnte die Polizei ihm durchaus nicht helfen. Vom Vorzimmer aus hatte indessen ein Polizeisoldat die Erzählung des Mannes angehört. Er rief den Sekretär auf die Seite und sagte:

„Herr Sekretär, dieser arme Kerl scheint eine ehrliche Haut, man darf ihn nicht so gehen lassen. Ich will seine Kinder zu mir nehmen, bis er sich wieder eingerichtet hat. Meine Frau wird's gerne thun, wir vertragen uns mit einander."

Dank diesem Vorschlag des Polizisten wurde die Angelegenheit des Arbeiters erledigt. Er selbst erhielt ein paar Francs und war vollkommen zufrieden. Als an demselben Abend die Zeitungsreporter erschienen, die sich alltäglich bei den Polizeikommissaren die Notizen für ihre Berichte über die Ereignisse des Tages holen, erzählte der Sekretär ihnen von der edlen That des Polizisten. Am nächsten Tage berichteten die Zeitungen

über den Fall. Der Polizist erhielt eine ganze Anzahl von anerkennenden Schreiben und Geldunterstützungen für den armen Arbeiter. Es kam eine Summe von mehr als 300 Francs zusammen.

Derselbe Sekretär machte mir eines Tages den Vorschlag bei der Konstatierung eines plötzlichen Todesfalles anwesend zu sein. Es handelte sich um eine arme alte Frau, die in einem jener elenden Viertel wohnte, deren sich das civilisierte Paris eigentlich schämen sollte. Man stelle sich einen großen, viereckigen, von düsterem Mauerwerk umgebenen Hof vor, von dem uns niedrige und enge Thüren ins Innere der Gebäude führen. In den unteren Etagen befinden sich die Werkstätten von Schmieden, Wagenbauern und Schuhmachern und die Remisen von Trödlern — die reinen Ställe ohne Fenster, feucht und dumpf. Die Handwagen der Obstverkäufer stehen im Hofe umher, der mit Spülicht überschwemmt und mit Haufen verwesenden Unrats angefüllt ist.

Auf einer schmalen, wackeligen Treppe, auf welche die Thüren der Aborte hinausgingen und die von einem erstickenden Dunste angefüllt war, stiegen wir bis dicht unter das Dach empor. Zur Linken sahen wir durch die geöffnete Thür ein Zimmer, in dem zwei Familien mit vier Kinder zusammenwohnten. Die beiden Frauen, von denen jede einen Säugling im Arme hielt, waren blaß und mager wie die Skelette, jedoch sauber gekleidet und gekämmt. Gegenüber der Treppe befand sich eine Glasthür, welche die Stelle

eines Fensters vertrat; sie war mit Fensterladen versehen und von innen verschlossen. Es war die Wohnung der verstorbenen Alten. Der Sekretär schickte nach einem Schlosser, und während wir diesen erwarteten, nahm er mit den Nachbarinnen ein Verhör vor.

„Wann haben Sie die Frau zum letzten Male gesehen?“

„Gestern um zehn Uhr abends,“ versetzte eine der Frauen. „Sie war in den letzten Tagen nicht ausgegangen, sie litt nämlich an Engbrüstigkeit, und da sie niemanden sonst hatte, waren wir ihr gefällig und gaben ihr manchmal etwas Suppe . . .“

Der Schlosser kam und öffnete die Thür. Wir traten in das Zimmerchen ein, das uns durch seine Ordnung und Sauberkeit überraschte. Am Tische saß, den Kopf auf den Ellenbogen gestützt, vor einer Tasse mit irgend einer Suppe die erstarrte Alte. Eine große schwarze Katze lag zu ihren Füßen und miaute kläglich. Nicht ein Sou, nicht ein Stückchen Brot fanden wir in dem Stübchen der armen Frau. Dafür stießen wir in einem alten Glasschrank auf ein Paket vergilbter Briefe, die ihr Gatte ihr dereinst als Bräutigam geschrieben hatte. Ebendaselbst fanden wir ihren Trauschein und ein paar Körbchen mit verschiedenen Andenken, unter anderem eine Anzahl Knöpfe von den Kleidern ihres verstorbenen Mannes. Der Leichnam blieb unberührt bis zur Ankunft des Polizeiarztes, der erst am Abend des nächsten Tages — oder gar erst am dritten Tage erscheinen konnte. Dabei war es heiß, und die Leiche begann bereits zu verwesen . . .

Von diesen düstern Scenen wollen wir zu andern übergehen, die zwar gleichfalls unerquicklich sind, aber doch immerhin einige Unterhaltung bieten. Ein Typus von Besuchern, der in allen Pariser Vierteln, in den reichen wie in den armen vorkommt und den Kommissaren ganz besonders lästig ist, ist — der betrogene Ehemann. Entweder fuchsteufelswild, oder in tiefster Bestürzung, mit Thränen in den Augen, erscheint er vor dem Kommissar und bittet ihn, seine beleidigte Ehre zu rächen, d. h. ihn zu begleiten, um seine ungetreue Gattin auf frischer That zu ertappen. Die Arbeiter bedienen sich dieses Mittels häufig nur, um der Notwendigeit, ein ungeliebtes Weib zu ernähren, überhoben zu werden, wobei die Gefühle der Wut und der Rachsucht ganz aus dem Spiele bleiben. Die Kommissare lieben jedoch diese Art von Exkursionen nicht, die zumeist etwas Lächerliches und Peinliches an sich haben. Sie legen darum auch dem Ehegatten alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg.

„Wo haben Sie denn Ihren Heiratskontrakt?“ heißt es zum Beispiel. In seiner Erregung hat der arme Ehegatte natürlich selten an diese Kleinigkeit gedacht, während doch der Kommissar nicht das Recht hat, ohne dieses Dokument die Konstatierung des fraglichen Verbrechens vorzunehmen.

Bisweilen jedoch hat der Gatte sich mit dem Ehekontrakt versehen, bevor er beim Kommissar erscheint. Dann nimmt der letztere zu einer andren Ausrede seine Zuflucht: „Reichen Sie eine Klage beim Gericht

ein, dann wird der Untersuchungsrichter mir einen diesbezüglichen Auftrag schicken, und ich werde kommen. Ohne einen solchen Auftrag bin ich nicht verpflichtet, zu gehen."

Aber auch der gerichtliche Auftrag hat nicht immer Erfolg. Das Formular nämlich, dessen sich der Untersuchungsrichter in solchen Fällen bedient, hat folgenden Wortlaut: „Herr Kommissar, haben Sie doch die Güte, Herrn N. N. behufs Konstatierung des Ehebruchs seiner Gattin zu begleiten, sobald Sie Zeit dazu haben werden, und zwar unter Beobachtung der gesetzlich erlaubten Stunden." Nach dem Gesetze nämlich hat die Polizei nicht das Recht, nach 10 Uhr abends und vor 6 Uhr morgens in eine Privatwohnung einzudringen. Der Kommissar berichtet daher nicht selten kurz und bündig an den Untersuchungsrichter: „Es war nicht möglich, die Ehegattin des N. N. auf frischer That abzufassen, weil ihr Liebhaber erst um 11 Uhr des Abends heimkehrt und bereits um 5 Uhr des Morgens die Wohnung wieder verläßt."

Seit das Ehescheidungsgesetz publiziert wurde, nahmen die Ehegatten noch häufiger mit Anträgen solcher Art ihre Zuflucht zur Polizei. Da indessen die Kommissare in diesen Fällen sich nur schwer zum Einschreiten entschließen, so pflegen die Ehegatten nach gegenseitigem Übereinkommen zu einer ganz besonderen List ihre Zuflucht zu nehmen. Folgendes hat mir ein Kommissar hierüber erzählt.

Eines Tages erschien die Gattin eines sehr

bekannten Schriftstellers mit einem Auftrage des Untersuchungsrichters und bat ihn, am nächsten Tage um 6 Uhr früh zu ihrer Verfügung zu stehen, da sie ihren Gatten mit seiner Geliebten in der ehelichen Wohnung zu überraschen gedenke.

„Ich bedaure recht sehr, Madame," antwortete der Kommissar, „aber um 6 Uhr bin ich noch im Bett."

„Nun, dann kommen Sie um sieben!"

„Um 7 Uhr bin ich beschäftigt."

„Dann kommen Sie übermorgen!"

„Auch übermorgen bin ich beschäftigt."

„Wann wollen Sie also kommen?"

„Ich weiß es nicht — sobald ich Zeit haben werde."

Die Dame entfernte sich, nach zwei Stunden jedoch kehrte sie mit einem Briefe zurück, den der Untersuchungsrichter an den Kommissar gerichtet hatte. Er bat ihn die Bitte der Madame auf jeden Fall zu erfüllen. Es blieb nichts weiter übrig, als ihr zu willfahren. Am nächsten Morgen erschien der Kommissar mit seinem Sekretär in Begleitung der Madame X. im Hause des Romanschriftstellers. In der Entreethür steckte der Schlüssel, so daß man nicht zu läuten brauchte. Im Vorzimmer fiel den Eingetretenen sogleich ein Paar Frauenpantoffeln in die Augen, die wie absichtlich an ganz sichtbarer Stelle hingestellt waren. Im Salon lagen Damenkleider und andere zur weiblichen Toilette gehörige Gegenstände umher. Die Thür zum Schlafzimmer war von innen verschlossen. Der Kommissar klopfte.

„Wer ist da?“ fragte die muntere Stimme des Schriftstellers.

„Der Polizeikommissar. Öffnen Sie im Namen des Gesetzes!“

„Sehr gern, erlauben Sie nur, daß ich meinen Schlafrock anziehe.“

Nach einer Minute öffnete sich die Thür, und der Wirt empfing mit ungezwungener Liebenswürdigkeit die frühen Gäste. In einem Bette lag, dicht an die Wand gedrückt, ein erschrockenes junges Frauenzimmer, das sich bis an den Hals unters Deckbett verkrochen hatte.

„O mein Gott, was haben Sie gethan! Weshalb sagten Sie mir nicht, daß Sie verheiratet sind?“ schrie sie laut.

„Beruhigen Sie sich, Madame, es wird alles glatt und ruhig abgehen — nicht wahr, Herr Kommissar?“ sagte der Romancier in besänftigendem Tone. „Ich mache Sie darauf aufmerksam, Herr Kommissar, daß ich mich hier in meiner Wohnung befinde. Da sind meine Bücher, da meine Schreibereien, meine Kleider. Ich habe hier mit meiner Gattin gewohnt . . . Bitte, nehmen Sie doch Platz! Die Damen werden wohl gestatten, daß wir uns eine Cigarre anzünden?“

Der Schriftsteller streckte seine Hand nach einem Cigarrenkästchen aus, der Kommissar hatte jedoch bereits eine Cigarette angezündet.

Es lief in der That alles ganz glatt ab. Ein Protokoll wurde aufgesetzt und von dem ungetreuen Ehegatten unterschrieben. Dann begleitete er seine

Gäste bis an die Schwelle und bat zum Abschied den Kommissar, ihm die Hand drücken zu dürfen „für die Liebenswürdigkeit, mit der er die peinliche Angelegenheit erledigt hatte.“

Die Aufklärung der Sache ist sehr einfach. Der Schriftsteller liebte eine Dame der vornehmen Welt, während seine Gattin zu einem Tenoristen in Beziehungen stand. Da er weder die eine, noch die andere kompromittieren wollte, so einigte er sich mit seiner Gattin dahin, daß er die erste beste Cocotte von der Straße mitnehmen würde, während sie die Polizei holen und ihn „auf frischer That“ ertappen sollte.

So wurde es denn auch gemacht. Die Ehe ward gelöst, und der schuldige Gatte führte seine Geliebte heim, während Madame ihren Tenoristen heiratete.



Ein Polizeibesuch bei den Ehebrecherinnen.

„Na, wie steht's mit diesen ... diesen Ehebrecherinnen? Haben Sie Erkundigungen eingezogen? Sie wissen doch, wenn ich etwas in die Hand nehme, will ich nicht zum Narren gehalten sein.“

„Gewiß doch, Herr Kommissar, ich bin bereits seit zwei Tagen hinter ihnen her. Die eine, Adelina ...

(er zog ein Blatt Papier aus der Tasche und las von demselben ab) Adelina Poradon, 35 Jahre alt, wohnt in der und der Straße, in einem Zimmer mit dem Schuhmacher Y., 34 Jahre alt. Sie gehen um zehn Uhr abends schlafen, leben regelmäßig und können kaum verpaßt werden."

„Er ist Schuhmacher? Das heißt also ein Trunkenbold, der vermutlich bis zwölf Uhr nachts irgendwo in der Kneipe sitzt!"

„Durchaus nicht, Herr Kommissar."

„Nun gut, fahren Sie fort! Und die andere?..."

„Die andere, Marie Ferron, 30 Jahre alt, ist stets zu Hause. Sie beschäftigt sich mit der Hauswirtschaft und lebt mit einem Kutscher zusammen. Er kommt gleichfalls um 10 Uhr nach Hause, da er bereits um 5 Uhr nach seiner Arbeitsstelle muß."

„Sind sie hübsch?"

„Die Poradon habe ich nicht gesehen, die Ferron aber ist hübsch und kleidet sich gut, sie trägt stets ein schwarzes Kaschmirkleid."

„Schön, um 10 Uhr werde ich hier sein. Lassen Sie den Gatten kommen und sorgen Sie dafür, daß vier Polizisten um die festgesetzte Zeit zu unserer Verfügung stehen. Wir wollen bei dem Schuhmacher anfangen. Sind die Schriftstücke fertig?"

„Alles in Ordnung, alle Vorbereitungen getroffen," antwortete der Sekretär, der am Kamin stand und sich wärmte.

Der Polizeiagent, ein Kerlchen mit glattem, wohl-

gepflegtem Gesichte, trug einen abgeschabten Anzug und hatte ein buntseidenes Tuch um den Hals geschlungen. Er machte seine Verbeugung und ging. Der Kommissar wandte sich zu mir und seinem Sekretär und meinte:

„Eine recht fatale Geschichte, aber wir müssen gehen.“

Kommissar und Sekretär waren mit einander befreundet und verkehrten auf intimem Fuße. Beide sind schriftstellerisch thätig. Der Kommissar hat bereits bei einem der ersten Pariser Verleger siebenunddreißig Bände herausgegeben. Er ist nebenbei ein vortrefflicher Musiker, der zu verschiedenen bekannten Tonkünstlern in Beziehung steht und in den besten Pariser Salons verkehrt.

„Wissen Sie was?“ versetzte der Sekretär — „wir wollen ihn (d. h. mich) mitnehmen. Er soll 'mal sehen, daß wir hier die Leute nicht bei lebendigem Leibe aufessen, wie sie (die Russen) ihre Talglichter essen.“

Ich war natürlich einverstanden. Um 10 Uhr abends fand ich mich wieder im Bureau des Kommissars ein. Die Exkursion konnte jedoch zur festgesetzten Stunde nicht stattfinden. Das Bureau war mit Polizisten und allerhand unglücklichem Volk angefüllt. Es war da unter anderem eine Frau in zerlumpter Kleidung, mit einem Säugling an der Brust. Man hatte sie aus ihrer Wohnung geworfen, und sie wußte nicht, wohin sie sich wenden sollte.

„Ihr Wirt sagt aber, daß man gestern Geld bei Ihnen gesehen hat!“

„So, Geld gesehen!“ versetzte die Frau ganz em=

pört, während ihre Augen zornig funkelten. „Hätt' ich Geld gehabt, dann hätt' ich Brot gekauft für meine armen Würmer, und ein paar Weintrauben für meinen Mann; er liegt im Krankenhause, hat die Lungenentzündung. Geld gesehen!“ brummte sie noch einmal.

Es waren da ferner zwei Weiber, die sich aus irgend einem Grunde geprügelt hatten und jetzt mit ganz erstaunten Blicken einander anstierten. Kaum waren alle diese Leute abgefertigt, als eine Hauswärterfrau erschien, um zu melden, daß ein Mieter ihres Hauses — er wohnte Sommer und Winter oben auf dem Boden — von der Treppe gestürzt sei und das Genick gebrochen habe. Der Kommissar schickte den Sekretär zur Konstatierung des „plötzlichen Todesfalles“ ab, während er mich nach einem in der Nähe befindlichen Café einlud. Er setzte sich an das Pianino und begann zu spielen. Gounod, Mozart, Beethoven, Chopin — sie alle kannte er auswendig und spielte ihre Sachen mit vieler Empfindung. Er schien ganz in der Musik aufzugehen. Die Cigarette, die er zwischen den Lippen hielt, schwelte und knisterte, Feuer und Asche fielen ihm auf den Bart. Er aber bemerkte nichts und fuhr fort in seinem Spiel. Nicht ein Wort wurde über die bevorstehende Exkursion gewechselt. Nur einmal bemerkte er ärgerlich:

„Wieder ein Abend futsch! Und ich dachte heute frei zu sein!“

Um elf Uhr erst erschien der Sekretär. Wir erhoben uns und traten auf die Straße hinaus. Hier

erwarteten uns zwei Polizeiagenten und ein mageres Kerlchen in einer weißen Blouse — der Mann der Ferron, jener Frau, die mit dem Kutscher zusammenlebte. Außerdem war noch der Amtsbote des Kommissars dabei. Die Polizisten waren vorausgeschickt worden und sollten uns an der Hausthür erwarten. Unterwegs trat einer von den Agenten, derselbe, der vorher die Meldung erstattet hatte, an den Sekretär heran.

„Sie hat übrigens ein Kind, diese Frau. Fatale Geschichte — was werden wir mit dem Wurm anfangen?“ sagte er, offenbar von Gewissensbissen beunruhigt.

„Ach was, um so schlimmer für sie. Die Hauswärterin kann es ja zu sich nehmen,“ erwiderte der Sekretär mit erzwungener Heiterkeit.

„Natürlich, aber es wird Spektakel geben und Thränen . . .“

„Das macht auf uns keinen Eindruck.“

Wir bogen in eine schmale Seitengasse ab.

„Hier ist's,“ sagte der Agent, indem er vor einer dunklen und schmalen Öffnung in der Mauer Halt machte.

Auf dem Trottoir gingen ein paar Polizisten langsam auf und ab. Als sie den Kommissar bemerkten, machten sie ihre Honneurs. Wir traten in den Korridor ein. Im Hintergrunde desselben, in der Loge der Hauswärterin, leuchtete ein Flämmchen — man erwartete uns offenbar.

Die Hauswärterin, eine große Frau mit einer

weißen Nachtmütze, empfing den Kommissar mit der gespreizten Liebenswürdigkeit einer Dame, die sich ihrer Tugend wohl bewußt ist. Sie schien sich sogar zu schämen, daß in ihrem Hause solche lasterhaften Dinge passierten. Ihre ganze Gestalt drückte kalte Verachtung aus, als sie auf die kurze Frage, die der Kommissar ihr zuflüsterte, über „diese Leute“ Auskunft gab.

„Jawohl, sie sind um acht Uhr nach Hause gekommen, und liegen sicher schon im Bett,“ sagte sie gleichfalls flüsternd. „Sie bewohnen nur ein einziges Zimmer.“

„Auf wessen Namen?“

„Auf beider Namen,“ versetzte sie mit eigentümlicher Betonung.

Auf dem Kamin standen Kerzen bereit. Sie zündete dieselben an und übergab sie dem Vigilanten. Sie selbst nahm die Lampe, raffte ihr Kleid ein wenig auf und ging uns auf der Treppe voran. Wir folgten ihr alle im Gänsemarsch, indem wir das Geräusch unserer Schritte möglichst zu dämpfen suchten. Wenn es sich um die Verhaftung irgend eines berüchtigten Mörders gehandelt hätte, hätten wir nicht mehr Vorsicht anwenden können.

Im ersten Stockwerk, im Hintergrunde des Korridors, machten wir vor einer kleinen gelben Thür Halt. Der Kommissar klopfte an. „Wer ist da?“ fragte eine erschrockene männliche Stimme.

„Der Polizeikommissar; öffnen Sie!“

Die Thür ward geöffnet. Beim schwachen Scheine

einer dünnen Kerze, die in einem eisernen Leuchter auf einem Nachttisch stand, erblickten wir mitten in dem Zimmer den „Complicen“ der Übelthäterin. Barfüßig, in Unterbeinkleidern aus blauer Leinwand und im Nachthemd stand er da; sein Gesicht war ganz bleich. In einem Bett zur Linken lag, den Kopf mit der Bettdecke verhüllend, zitternd wie in einem epileptischen Anfall, die hagere Gestalt der Verbrecherin.

Das in Halbdunkel gehüllte Zimmer trug alle Anzeichen bitterer Armut. In einem Winkel am Fenster stand ein niedriges Tischchen mit einem Kasten, in dem sich Schuhmacherwerkzeug befand. Ein paar Lumpen hingen an der Wand; zwei Stühle, ein winzig kleiner Ofen am Kamin, eine Kommode — das war die ganze Einrichtung, das ganze Besitztum dieser Leute.

„Sie sind der Schuhmacher Y. und leben mit der verehelichten Poradon zusammen?“ fragte der Kommissar.

„Jawohl, aber wir thun niemandem ’was zuleide. Wir arbeiten beide, die Armut hat uns vereinigt ...“

„Sie können doch nicht bestreiten, daß Sie beide nur ein einziges Bett haben?“

„Das bestreiten wir auch nicht.“

Der Schuhmacher seufzte tief auf und zuckte verzweiflungsvoll mit den Achseln.

„Ziehen Sie sich an, Sie werden mit mir gehen; ich habe den Auftrag, Sie zu arretieren. Wollen Sie dies lesen?“ fragte der Kommissar, indem er ein Schriftstück hervorzog.

„Nein, wozu? . . . Da sind mir nun sechs Monate Gefängnis sicher — als ob ich 'n Dieb wäre!"

Hoffnungslos ließ der arme Schuster seinen Kopf auf die Brust herabsinken.

„Nicht doch, was für ein Unsinn! Sie werden nach dem Ehescheidungsgesetz binnen zwei Tagen wieder frei sein . . ."

„Weiß schon, weiß schon . . . sechs Monate . . . Nein, so 'n Unglück!"

„Na, wie Sie wollen . . . Das war früher so . . . Stehen Sie auf, Madame, und ziehen Sie sich an," wandte sich der Kommissar an die Frau. Sie aber antwortete nicht und fuhr unter ihrer Bettdecke fort, am ganzen Leibe zu zittern.

„Beruhigen Sie sich doch endlich, Madame, wir sind ja nicht gekommen, um Sie zu erwürgen. Es handelt sich nur um eine einfache Formalität. Na, ziehen Sie sich nur an."

Ich trat in den Korridor hinaus, in dem die Polizeiagenten, der Amtsdiener des Kommissars und der Mann in der weißen Blouse standen, der da wartete, bis an ihn die Reihe kam und wir ihm seine Frau samt dem Kutscher festnehmen halfen. Wir hatten ihn nicht in das Zimmer mitgenommen. Jetzt streckte er jedoch seinen Kopf durch die Thürspalte und fragte mit funkelnden Augen:

„Ist sie da?"

Einer der Agenten schob ihn mit einer gebieterischen Handbewegung zur Seite.

„Das ist nichts für Sie,“ sagte er.

„Ich will aber nicht zu ihm, ich will nicht!“ hörte man die schluchzende Stimme der Frau. „Elf Kinder hab' ich mit ihm gehabt, und er hat mich immer geprügelt. Der älteste Junge ist jetzt achtzehn Jahre, und auch der schlägt mich ... Nein, um keinen Preis, lieber geh' ich ins Wasser ... Er hat auch eine häßliche Krankheit ... schrecklich, mit einem solchen Menschen zu leben! ...“

„Gewiß, da haben Sie recht,“ versetzte der Kommissar in mildem Tone; „Sie werden mir das alles morgen erzählen. Ich schreibe es nieder, es wird zu Ihrer Rechtfertigung dienen. Ich muß meine Pflicht erfüllen, aber das hindert mich durchaus nicht, Sie für eine brave Frau zu halten. Sie sind doch keine Diebin, keine Verbrecherin. Ich weiß ja, daß Sie arbeiten ...“

„Und ob ich arbeite! Mit den Hühnern steh' ich auf, und um acht Uhr abends komme ich nach Hause, und dann koche ich erst Mittag und wasche und bringe die Stube in Ordnung ...“

„Sind Sie schon lange mit Y. bekannt?“

„So lange, wie er in Paris ist.“

„Und seit wann leben Sie zusammen?“

„Seit einem Jahre. Ich kann's Ihnen ja sagen, wenn er auch dabei ist: er ist ein braver Mensch mit einem guten Herzen, und kein Trunkenbold ... Wir zanken uns niemals, wir leben zusammen, weil uns die Armut zusammengeführt hat; nicht etwa irgend welche andere Gedanken.“

Während sie das sagte, lief sie mit bloßen Füßen auf dem kalten Erdboden hin und her und schien sich sichtlich zu beruhigen.

Ich betrat wieder das Zimmer und konnte nun die Gesichtszüge der armen Frau sehen. Sie war erst 35 Jahre alt, doch sah sie aus, als ob sie fünfzig Jahre oder noch älter wäre. — Sie war klein, hager, runzelig und zahnlos; eine dünne Haarflechte hing auf ihre knochigen Schultern herab. Das Gesicht jedoch hatte einen sanften, naiven Ausdruck. Sie trippelte im Zimmer auf und ab, als ob sie nicht recht bei Sinnen wäre, suchte ihre Schuhe und Strümpfe, ohne sie zu finden, und wollte schließlich barfuß mit uns gehen.

„Vergessen Sie nicht, Ihr Geld mitzunehmen!“

„Es ist nicht viel da, Herr Kommissar. Ach, mein Gott,“ erinnerte sie sich plötzlich, „ich bekomme ja noch Geld für meine Arbeit — wird mir das nicht verloren gehen?“

„Haben Sie denn keine Kinder?“

„Ja doch, ja, ich hab' ein kleines Mädchen,“ antwortete sie zerstreut.

„Wo ist es denn?“

„Dort, sehen Sie,“ sagte sie, indem sie in eine Ecke der Stube wies. Dann blieb sie plötzlich mitten im Zimmer stehen und begann laut zu weinen.

Auf dem Fußboden schlief in einem Korbe, mit einem Haufen Lumpen bedeckt, ein kleines blondes Mädchen. Niemand von uns hatte es bisher bemerkt.

„Wecken Sie sie nur, Sie können sie mitnehmen,“ sagte der Kommissar.

Die Mutter trat zu dem Kinde hin und zupfte es leise.

„Nini, Nini . . .“

Das Kind begann im Schlafe zu weinen. Dann nahm die Mutter es in ihre Arme und küßte es. Darauf wischte sie der Kleinen das Gesicht mit einem feuchten Handtuch ab.

„Gehen wir spazieren, Mama?“

„Ja, ja, mein Kind,“ versetzte die Mutter, indem sie mit der Faust die Thränen abwischte, die über ihre faltigen Wangen liefen. Die Kleine ward munter und begann uns neugierig zu betrachten.

„Gehen wir alle zusammen?“ fragte sie.

Es war ein ungewöhnlich hübsches und sauberes Kind mit einem klugen Gesichtchen. Die Kleine ließ sich ruhig ankleiden, wobei sie ihre Händchen wie Flügel emporhob, als die Mutter ihr ein wollenes Tuch um die Brust wickelte.

Der Schuhmacher hatte sich inzwischen gleichfalls angezogen und stand mitten im Zimmer in einer gestrickten Wolljacke und einem runden Hute. Er war immer noch bleich und hielt den Kopf gesenkt.

„Ich habe Arbeit vom Meister da, Herr Kommissar,“ sagte er plötzlich. „Sie muß morgen früh abgeliefert werden, sonst denkt man, ich sei ein Dieb.“

„Lassen Sie die Adresse des Meisters da, die Hauswärterin wird die Arbeit hintragen. Übermorgen sind Sie ja wieder frei.“

Im Gänsemarsch ging es wiederum die Treppe hinunter. Im Korridor eilte die Verhaftete plötzlich nach der Loge der Hauswärterin und sagte mit erregter Stimme:

„Madame, ich bitte Sie, erzählen Sie es nur niemandem, damit es ja nicht bei uns in der Werkstatt bekannt wird! — Es geht doch niemanden etwas an.“

„Natürlich,“ versetzte die gestrenge Dame in herablassendem Tone, „weshalb sollt' ich's erzählen?“

„Und dann . . . seien Sie doch so gut und vermieten Sie das Zimmer nicht . . . Vielleicht läßt man uns wirklich in zwei bis drei Tagen los . . . Auf Wiedersehen, Madame.“

Draußen vor dem Hause hatte sich trotz der späten Nachtstunde eine Menschenmenge angesammelt, welche die Verhafteten mit neugierigen Blicken empfing. Der Kommissar befahl den Polizisten, die Frau mit dem Kinde nicht in dem kalten Wachtzimmer, sondern in der Stube des Sergeanten, nahe dem Ofen unterzubringen und ihr eine Matratze zu geben. Die Arrestanten wurden alsdann mitten durch den Haufen der Neugierigen hindurch abgeführt. Das kleine Mädchen, das auf dem Arme der Mutter saß, drehte munter lächelnd den Kopf bald nach rechts, bald nach links.

„Lernt die Wachtstube recht früh kennen, das kleine Ding!“ bemerkte der Kommissar.

Der Ehemann Poradon, auf dessen Anzeige hin diese Konstatierung des Ehebruchs stattgefunden hatte, lebte in Nancy und war bei dem ganzen Verfahren

persönlich nicht anwesend. Wir gingen nun mit dem Ehemann Ferron, um die gleiche Prozedur bei seiner treulosen Gattin vorzunehmen. Die Wohnung des Liebhabers seiner Frau war nur zwei Schritte weit entfernt. Auch hier erwartete die Hauswärterin die Ankunft des Kommissars. Auf die Frage jedoch, ob der Kutscher X. und Madame Ferron zu Hause wären, erfolgte die Antwort, daß sie gegen sechs Uhr abends zusammen ausgegangen und noch nicht heimgekehrt wären.

„Sie werden jedenfalls bald kommen, ich lauere auf sie,“ fügte die Dame in geheimnisvollem Flüster-tone hinzu.

Der Kommissar dachte einen Augenblick nach, befahl dann den Agenten und Polizisten, die Rückkehr der Angeklagten auf der Straße abzuwarten, und ihn aus einem nahegelegenen Café, nach dem er sich begeben wollte, abzuholen. Was den Hahnrei von Mann anbelangt, so schärfte der Kommissar ihm ein, daß er sich ja fern halten solle, weil nämlich Affären dieser Art durch die Schuld der Gatten häufig mißlängen. Sie werden zu aufgeregt bei der Sache und vereiteln dadurch den Anschlag.

In dem Café begann der Kommissar bei einem Kruge Bier verschiedene Fälle aus seiner Praxis zu erzählen, in denen es sich um die Arretierung ungetreuer Ehefrauen handelte. So erschien eines Tages, als er noch in einem Städtchen des Seine-Departements als Kommissar thätig war, bei ihm ein wohlhabender

junger Bauer mit einer Zuschrift des Untersuchungsrichters, eine solche „Konstatierung“ vorzunehmen. Er nahm ein paar Gendarmen mit und machte sich auf den Weg. Es war im Winter, der Schnee fiel in großen Flocken herab, und es war feucht und kalt. Als sie sich dem Hause, in dem die Ungetreue mit ihrem Liebhaber wohnte, näherten, begann der Gatte am ganzen Leibe zu zittern.

„Bleiben Sie zurück,“ sagte der Kommissar, als er seine Aufregung bemerkte, „man wird Sie rufen, sobald es nötig ist.“

„Nein, nein, Herr Kommissar! Ich gehe mit Ihnen hinein.“

Sie gingen hinein und trafen das verliebte Pärchen in einer Situation, die keinen Zweifel übrig ließ.

„Der ertappte Liebhaber wird in solchen Fällen jedesmal verlegen“, erklärte der Kommissar; „die Frau dagegen verteidigt ihr ‚Männchen‘ mit wahrer Wut. So war es auch in diesem Falle: im bloßen Hemde, mit nackter Brust und aufgelöstem Haar stand sie, ohne eine Spur von Scham, mitten im Zimmer, durchbohrte ihren Gatten mit gehässigen Blicken und schalt ihn ganz unbarmherzig.

„Du gemeiner Kerl“, rief sie, „seine eigene Frau anzuzeigen! . . . Jetzt wird man mich arretieren und ins Gefängnis setzen, Du Untier, Du Schurke!“

Der Kommissar mußte ihr gehörig den Kopf zurechtsetzen, um ihrem Redefluß Einhalt zu thun. Der Gatte aber war neben ihrem Bett in die Kniee ge-

sunken und begann statt jeder Antwort auf ihre Schimpfreden laut zu schluchzen, indem er sein Gesicht mit den Händen bedeckte.

„Erkennen Sie in der Person da Ihre Gattin?" fragte der Kommissar.

„Ja, sie ist's."

„Nun, dann können Sie gehen, Sie haben hier nichts mehr zu suchen."

Der Gatte aber weinte und rührte sich nicht von der Stelle. Die ganze Nacht saß er dann im Schnee vor dem Wachthause, in dem seine Frau eingesperrt war.

Als der Kommissar am folgenden Morgen um 7 Uhr in seinem Bureau erschien, war der unglückliche Mensch schon wieder da.

„O Herr Kommissar, Herr Kommissar! Ich bitte Sie, lassen Sie mich doch meine Frau sehen!"

Der Schmerz dieses Mannes war so aufrichtig und tief, daß der Kommissar nicht den Mut hatte, ihn abzuweisen. Als die Thür der Arrestkammer geöffnet ward, stand die ungetreue Gattin auf ihrem Strohsack; sie war immer noch böse, doch hatte die Nacht, die sie in dem kühlen Raume zugebracht hatte, wesentlich beruhigend auf sie eingewirkt.

Bei ihrem Anblick fiel der Ehemann wiederum vor ihr auf die Kniee, bedeckte ihre Hände mit Küssen und bat unter Thränen um ihre Verzeihung.

„Was sollte ich thun?" sprach er. „Ich hab' auf böse Ratschläge gehört."

„Nun ist es zu spät, darüber zu reden", versetzte der Kommissar. „Ich muß Ihre Frau samt ihrem Liebhaber nach Versailles abführen. Sie können die Scheidungsklage einleiten und haben alle Chancen auf Ihrer Seite."

„Ich will aber keine Scheidung!"

„So! Dann ziehen Sie doch Ihre Klage zurück!"

„Ist denn das erlaubt?" rief der Ehemann freudig. „O, wie gut Sie sind, Herr Kommissar!"

„Sie nehmen also die gegen Ihre Ehefrau erhobene Beschuldigung zurück?"

„Gewiß nehme ich sie zurück, natürlich."

Jetzt war an der Frau die Reihe, gerührt zu sein. Sie warf sich ihrem Gatten in die Arme.

„Vergessen Sie nicht, daß ich nun auch den Liebhaber wieder loslassen muß," meinte der Kommissar.

„Selbstverständlich, selbstverständlich."

Nach ein paar Minuten entfernten sich Gatte, Gattin und Liebhaber im besten Einvernehmen und begaben sich nach der nächsten Schenke, um ein gemeinsames Frühstück einzunehmen.

Es war gegen ein Uhr nachts, als ein Agent mit der Meldung erschien, daß der so lange erwartete Kutscher und die Ehefrau Ferron soeben in einem Wagen heimgekehrt wären und sich in ihre Wohnung begeben hätten. Wir verließen das Café und kehrten nach dem Hause zurück. Bevor wir eintraten, fragte der Kommissar nach dem Ehemann Ferron. Das Gesetz verlangt, daß er die Arretierte als seine Frau rekognosziert.

„Er war eben noch da,“ antwortete einer der Polizisten.“

Man schickte nach allen Seiten Boten hinter ihm aus, doch war keine Spur von ihm zu entdecken.

„Ist die Ferron heimgekehrt?“ fragte der Kommissar die Hauswärterin.

„Jawohl, Herr Kommissar. Ich habe sie zwar nicht gesehen, doch muß sie jedenfalls mitgekommen sein.“

Man zündete Kerzen an, nnd wiederum ging es in feierlichem Gänsemarsch die Treppe hinauf. Kaum hatte der Kommissar an die Thür geklopft, als sie zu unserem Erstaunen sich sogleich öffnete. Ein Mann von kräftigem Aussehen, in Weste und Halstuch, trat zur Seite, um uns hindurchzulassen. Nach den üblichen Fragen und Antworten begann der Kommissar:

„Sie wohnen mit der Ehefrau Ferron zusammen?“

„Nein, Herr Kommissar, ich wohne mit meinem Sohne zusammen. Weibspersonen giebt's bei mir überhaupt nicht.“

„Aber nach unsern Erkundigungen . . .“

„Bitte, suchen Sie doch!“

Der Kommissar und die Kriminalbeamten traten in das Schlafzimmer. Dort lag auf einem breiten Bett ein Knabe von etwa neun Jahren, der noch nicht schlief.

„Hören Sie, X., die Person ist ganz gewiß da! Sie sind eben mit ihr in einem Wagen heimgekehrt, Sie waren im Theater.“

„Keineswegs,“ versetzte der Kutscher, indem er eine militärische Haltung annahm. „Ich bin direkt von der Arbeit nach Hause gekommen und wollte mich eben zu Bett legen.“

„Und wer befaßt sich denn in Ihrer Abwesenheit mit Ihrem Sohne, wer führt Ihnen die Wirtschaft?“

„Meine Schwägerin.“

„Sie sind ein Schlauberger, das muß ich sagen.“

„Ich war auch sieben Jahre bei der Polizei, Herr Kommissar,“ versetzte der Kutscher mit einem listigen Lächeln.

„Verstehe schon, daher wissen Sie die Sache richtig zu befingern.“

Der Kutscher fuhr fort, zu lächeln.

„Auch ich bin indessen ein alter Polizeibeamter,“ meinte der Kommissar, indem er in das Wohnzimmer zurückkehrte. „Öffnen Sie 'mal den Schrank da!“

Er fühlte sich offenbar in seinem Selbstgefühl gekränkt. Es war ein mächtiger Wandschrank, nach dem er wies — wenigstens ein halbes Dutzend Frauen konnte sich darin verstecken. Als er geöffnet wurde, zeigte es sich, daß er von oben bis unten mit Wäsche gefüllt war. Der Kommissar streckte die Hand aus und zog ein Paar Frauenbeinkleider hervor.

„Wer trägt denn die? Sie oder Ihr Sohn?“ fragte er ironisch.

Der Kutscher aber war nicht aus der Fassung zu bringen. „Die sind von meiner verstorbenen Frau,“ antwortete er.

Der Kommissar konnte sich des Lachens nicht enthalten. In diesem Moment trat einer der Beamten, die inzwischen die ungetreue Gattin des Herrn Ferron unter dem Bett und in allen Winkeln gesucht hatten, ins Zimmer und brachte triumphierend ein schwarzes Kaschmirkleid, ein Korsett, einen Shawl und ein paar Stiefeletten herein.

„Das gehört wohl auch Ihrer verstorbenen Frau,“ meinte der Kommissar, „und liegt hier nur so zum Spaß herum?“

„Allerdings, ich bin heut erst hier eingezogen und habe die Sachen noch nicht wegräumen können.“

Der Kommissar und seine Leute waren gründlich abgeführt und mußten mit langer Nase abziehen. Im Korridor jedoch bedachten sie sich noch einmal und begannen überall, auf dem Boden, in den Kammern und selbst im Keller zu suchen.

„Bitte, bemühen Sie sich nicht weiter,“ versetzte der Kutscher vergnügt, „sie ist jetzt besser aufgehoben, wie ich.“

„Na, dann leben Sie wohl! Sie sind ein tüchtiger Mensch, das muß ich sagen. Aber das geben Sie doch zu, daß Sie nur bei der Polizei so schlau geworden sind!“

„Ich hab' recht angenehme Erinnerungen von meiner Dienstzeit her. Schlafen Sie wohl, Herr Kommissar!“



Die Apostel des Raubes.

Ort der Handlung ist einer der äußeren Boulevards, der Boulevard Rochechouart, eine Stadtgegend, die von Strolchen, Zuhältern und Cocotten bewohnt wird. Bei jedem Schritt trifft man hier eine Schenke, in jedem Hause befindet sich ein öffentlicher Ballsalon. Hier ist das berühmte Elysée Montmartre und sein Konkurrenzlokal, der bal Bullier, und der noch berühmtere Salon „De la Reine Blanche“ und viele, viele andere mit und ohne Namen. Wenn ein großer Diebstahl oder ein Mord verübt wird, dann sind diese Ballhäuser der erste Ort, nach dem die Polizeiagenten eilen. Sie wissen, daß der gewerbsmäßige Dieb und der Totschläger von Profession, sobald ihnen ein Coup gelungen ist, sich unbedingt nach einem dieser Lokale begeben, um sich da zu amüsieren, während nicht selten noch das Blut ihrer Opfer an ihren Händen klebt. Hier faßt man sie denn auch gewöhnlich ab.

Der spät heimkehrende Pariser, der hier nach Mitternacht vorüber muß, packt unwillkürlich seinen Stock fester, beschleunigt seine Schritte und hält sich, indem er vorsichtig nach links und rechts ausspäht, möglichst in der Mitte der Straße. Trotz solcher Vorsicht kommt es doch vor, daß eine Bande von bartlosen Schurken, die von dem Laster ihrer „Marmite“ leben, ihn überfallen, berauben und mit ihren Dolchen niederstechen.

Ich werde diese Abgründe zügelloser Verderbtheit ein andermal schildern. Diesmal will ich den Leser am Tage, an einem Sonntag Morgen, in diese freundliche Gegend führen. Vor dem Eingang des großen Ballsalons „Boule noir“ steht eine kleine Gruppe von Neugierigen, während zwei Stadtsergeanten mit gelangweilten Gesichtern trägen Schrittes vor dem Lokal auf und abgehen. Auf den beiden Flügeln der angelweit geöffneten Thür sind rote Plakate folgenden Inhalts befestigt: „Die Beraubung des Hauses in der Rue Monceau. Verteidigung des Anarchisten Duval. Großes Protestmeeting gegen seine Verurteilung.“

Wer ist Duval? Es ist ein gewerbsmäßiger Dieb, ein ganz gefährlicher Schurke, der hier in vergangener Woche vor dem Assisengericht stand und zum Tode verurteilt wurde. Sein Verbrechen ist ziemlich gewöhnlicher Art, es hat jedoch, dank der Haltung, die Duval vor dem Gericht anzunehmen beliebte, allgemeine Aufmerksamkeit erregt. In Abwesenheit der Bewohner war er eines Tages in das Haus einer bekannten Künstlerin, des Fräulein Lemerre, eingedrungen, hatte alles, was er nur wegtragen konnte, fortgeschleppt und das Übrige, darunter kostbare Nippsachen, Salonmöbel, Gemälde, Zeichnungen, Medaillons zertrümmert, zerrissen und zerschnitten und zum Schluß das Haus angezündet. Dann hatte er sich aus dem Staube gemacht. Bei seiner Arretierung hatte Duval sich mit wahrhaft tierischer Wut verteidigt, wobei er einen Polizeiagenten schwer verwundete und verstümmelte.

Alles das war durchaus nicht ungewöhnlich: nur selten läßt sich hier ein Verbrecher von der Polizei ohne Gegenwehr festnehmen. Er weiß, daß weder das Gericht, noch die Geschworenen mit ihm Umstände machen, und denkt nur daran, sich auf jeden Fall in Sicherheit zu bringen. Beim Verhör hatte Duval seine Verbrechen zu leugnen versucht, doch lag so viel Beweismaterial vor, daß es zu seiner Überführung mehr als genügte.

Duval veränderte daher seine Taktik: ja, er hatte das begangen, was man in der Sprache der Bourgeois „Diebstahl“ nennt, thatsächlich aber hatte er nur dasjenige genommen, was ihm von Rechtswegen gehörte. Denn er, Duval, war in Wirklichkeit nichts weiter als ein unglückliches Opfer des Kapitalismus, und während er sich als Tagedieb umhertrieb und in den Schenken saß, in seinen Mußestunden aber stahl (er ist nämlich rückfälliger Verbrecher), malte Fräulein Lemerre Porträts und Landschaften und verdiente ein schönes Geld. Es liegt auf der Hand, daß es durchaus erlaubt und folgerichtig ist, eine solche Ausbeuterin zu berauben. Eine wohlorganisierte Gesellschaft hat dafür zu sorgen, daß kein Trunkenbold, Dieb oder sonstiger Schuft an irgend etwas Not leidet, sonst darf sie sich über nichts beklagen, denn die Herren Duval & Co. „lassen keine menschlichen Gesetze, sondern nur das Naturgesetz gelten“. Willst du die Tochter deines Nachbarn vergewaltigen, wohlan, so thu es! Macht es dir Spaß, ein Gemälde von Raphael mit deinem Messer zu zerschneiden —

leg' dir durchaus keinen Zwang an! Übrigens behauptete Duval steif und fest, daß er die Absicht gehabt habe, alles, was er bei Mlle. Lemerre geraubt hatte, für die Zwecke der anarchistischen Propaganda hinzugeben.

„Aber Sie haben doch auch früher schon gestohlen und das Gestohlene für sich behalten," warf der Gerichtspräsident ein.

„Gewiß habe ich gestohlen, und ich rühme mich dessen. Meine Frau und meine Kinder litten Hunger, und ich saß ohne Arbeit da."

Diese Theorie Duvals ist so abscheulich, daß selbst seine Gesinnungsgenossen von gestern sich mit Ekel von ihm abwandten. Nicht ein einziges Blättchen, nicht eine Zeitung, selbst der radikalsten Richtung fand sich, die gegen eine solche Auffassung der Dinge nicht protestiert, geschweige denn den Dieb Duval verteidigt hätte.

Man kann sich daher vorstellen, welche Sensation die Ankündigung eines Meetings erregte, das gegen die Verurteilung Duvals Protest einzulegen und seine Handlungsweise öffentlich zu verteidigen wagte.

Wir betreten einen schmalen Korridor und gelangen auf einer dunklen, schlüpfrigen Treppe in einen großen, finstren Saal. Der Fußboden ist schmutzig, die Wände verräuchert, die niedrige Decke wird von hölzernen Säulen getragen. Im Hintergrunde befindet sich eine Estrade für die Musikanten und hinter derselben eine Glasgalerie. Im Saale selbst harrt eine aus Arbeitern

und kleinen Bourgeois bestehende Menge der Dinge, die da kommen sollen. Da und dort erblickt man auch Herren im Cylinder und feingekleidete Damen. Alle diese Leute sind nicht Anarchisten, sondern einfach Neugierige, die einmal hören wollen, wie es möglich ist, einen offenkundigen Spitzbuben zu verteidigen und herauszustreichen.

An der Thür und in den Gängen zwischen den Bänken rufen zerlumpte Kolporteure die Erzeugnisse der anarchistischen Litteratur aus. „Hier, meine Herren, die Verteidigungsrede des Genossen Duval! Die ‚Anarchisten von Chicago!‘ Nur einen Sou, einen Sou!“ Nebenher werden die Schriften anderer Richtung angepriesen, so ein Werk des Genossen Morphy, mit dem Titel: „Antipreußische Erzählungen,“ nebenbei gesagt ein Machwerk von ziemlich albernem Inhalt.

Das Publikum legt bereits Zeichen von Ungeduld an den Tag. Da und dort beginnt man, anfangs schüchtern, dann lauter und lauter, mit den Füßen zu scharren, mit Stöcken im Takte zu klopfen, und endlich beginnen alle nach einer Gassenhauermelodie zu gröhlen: „Anfangen! Anfangen!“

Auf der Estrade erscheinen nun zwei Gestalten, die sich vom Hintergrund der erleuchteten Glasscheiben wie ein paar japanische Schattenbilder abheben. Der eine raucht aus einer kurzen Tabakpfeife und nimmt auf einem Stuhle Platz; es ist der Sekretär der Versammlung (einen Vorsitzenden kennen die Anarchisten nicht). Der andere, ein dicker, unsauberer und zer=

zauster Mensch mit einer Brille und dem Gesicht eines Trunkenbolds, der einmal bessere Tage gesehen zu haben scheint, beginnt ohne weitere Umschweife mit heiserer Baßstimme seine „Rede“.

„Werte Genossen,“ ruft er, „wir haben uns hier versammelt, um unsern tapfern Freund Duval zu rehabilitieren und ihm, wenn möglich, zum Märtyrertum zu verhelfen. Das Märtyrertum ist, unter uns gesagt, eine Dummheit. Aber Duval, meine Herren, Duval — das ist etwas ganz Anderes! Sein edles Beispiel von Selbstaufopferung hat verblüffend, hat niederschmetternd gewirkt und die allerverschiedenartigsten Beurteilungen hervorgerufen. Es giebt sogar viele Anarchisten, die ihn nicht verstanden haben. Ein dummes Wort, das die Bourgeois erfunden haben, das Wort „Diebstahl“, hat ihnen Angst eingejagt, und sie haben sich von Duval losgesagt. Das aber geschah nur deshalb, weil sie Feiglinge und Schweinigel sind. Ich kenne sie nämlich ziemlich genau, meine Herren, weil ich mich gehörig mit ihnen herumgebissen habe,“ fügte der Redner mit verschmitztem Lächeln hinzu . . . „Ja, ja, gewiß — Duval . . . Übrigens nicht das ist's, wovon ich reden wollte . . . nein, nicht um die einzelne Persönlichkeit handelt es sich, die Hauptsache ist das Prinzip . . . das Prinzip ist die Hauptsache!“

„Bravo! Bravo!“ dröhnte es von rechts und links nach der Rednerbühne hinüber. Es sind die wirklichen Anarchisten, von denen diese Rufe herrühren — an die zwei Dutzend junger Bürschchen mit blassen und

gedunsenen Gesichtern, in breitrandigen Hüten und mit Knütteln in den Händen. Der Redner fühlt sich durch diese Zurufe ermuntert, nimmt eine gezierte Haltung an und fährt begeistert fort:

„Jetzt komme ich speziell auf die Journalisten zu sprechen. Teils aus Niedertracht, weil sie nämlich nichts weiter sind als die Prostituierten der Feder, teils aus Unwissenheit“ (der Redner wirft einen verächtlichen Blick nach uns herüber) „zerpflücken sie in ihren Berichten unsere Theorie. Ich will mir daher erlauben, unsere Denkweise hier im einzelnen darzulegen. Ich werde mich kurz halten, denn alle Theorie ist bekanntlich langweilig. Thaten sind's, die not thun, Thaten, meine Herren!“ (Rechts und links macht sich eine lebhafte Bewegung geltend, man hört das Aufschlagen der Knüppel und langgezogene, heiser ausklingende Rufe: „Bravo—o—o! Es lebe die ‚Soziale‘ . . .“)

Alsdann beginnt die Auslegung der Theorie. Das Resumé ist sehr einfach und klar: damit die Menschheit endlich glücklich werde, ist nichts weiter notwendig, als daß drei Millionen Köpfe fallen und alle Gesetze abgeschafft werden. „Mag ein jeder thun, was er will, und, meine Herren, glauben Sie's, es wird nicht schlimmer dadurch werden!“

Der folgende Redner beginnt damit, daß er sich selbst dem Wohlwollen der Versammlung empfiehlt; offenbar haben ihn die Lorbeeren Duvals nicht schlafen lassen. „Duval ist ein rückfälliger Verbrecher“, sagte er, „aber, Genossen, auch ich bin ein solcher! Jawohl,

auch ich bin mehr als einmal wegen Diebstahls angeklagt und ins Gefängnis gesperrt worden! Die niederträchtige Gesellschaft, die unsere Säfte aussaugt, rächt sich grausam an jedem einzelnen, der sich gegen ihre Tyrannei auflehnt. Ich kenne diese Gesellschaft, denn ich habe viel von ihr gelitten. Erst setzen sie euch ins Gefängnis, und dann kennen sie euch nicht mehr. Mich z. B. läßt kein Mensch über seine Schwelle, noch viel weniger bekomme ich Arbeit. Was bleibt uns unter solchen Umständen übrig? Nur eins, Genossen: die Bourgeois totzuschlagen, auszurauben, auf ihre Kosten zu leben, ihre Häuser, ihre Geschäfte und Fabriken zu zerstören. Auf diese Weise werden wir auf die junge Generation erziehend einwirken und ein Zukunftsheer zur Befreiung der Menschheit schaffen . . ."

Die Gerechtigkeit gebietet mir, zu sagen, daß weder dieser Redner noch der vorige das Aussehen von Arbeitern oder gewöhnlichen Dieben hatten, wofür sie sich auszugeben beliebten. Sie erschienen mir eher als Hochstapler oder Bauernfänger, die einmal mit dem „besseren Publikum" gearbeitet hatten.

Die Reihe war nun an der „jungen Generation". Ein junges Bürschchen von etwa fünfzehn Jahren betrat die Tribüne, um eine „Erklärung" der Jugend des Quartier Batignolles vorzulesen. Merkwürdiger Weise trat dieser jugendliche Bürger, der durch sein ganzes Wesen noch an die Mutterbrust erinnerte, aber doch bereits mit der Gesellschaft unzufrieden war, nicht ohne eine gewisse Schüchternheit vor das Publikum. Seine

dünne Knabenstimme bebte, als er den Inhalt des Blattes, das er in seinen nervös zitternden Händen hielt, zum besten gab. Die Jugend von Batignolles „giebt ihrem Mitgefühl für das Schicksal des großen Duval Ausdruck und verspricht, sobald sie heranwächst, in seinen Spuren zu wandeln. Wenn es auf sie allein ankäme, dann würde sie schon jetzt den Schmerbäuchen von Bourgeois auflauern, wenn sie zur Nachtzeit aus ihren Restaurants kommen, und würde ihnen mit dem Rufe: ‚Stirb, Gesellschaft!‘ den Dolch in die Brust bohren“. Außerdem macht die Jugend von Batignolles den Vorschlag, einen gemeinsamen Überfall auf den Kerker von La Roquette zu unternehmen und Duval zu befreien. Sollte dies nicht glücken, so müßte man sich am Tage der Hinrichtung auf dem Richtplatz versammeln, den großen Bürger aus den Händen des Henkers befreien und letzteren an Duvals Stelle köpfen.

Selbstverständlich nehmen alle Genossen diesen kühnen Vorschlag mit freudigen Zurufen entgegen.

„Ja, ja, wir werden gehen, wir werden ihn befreien, wir . . .“

Es fiel mir unwillkürlich ein, in welcher Weise der erste Redner die Anarchisten charakterisiert hatte, daß sie nämlich „Feiglinge und Schweinigel“ wären, und ich konnte zu ihrer Entschlossenheit kein rechtes Zutrauen gewinnen.

In dieser ehrenwerten Gesellschaft dürfen nur diejenigen sprechen, die im Sinne der Versammelten zu

reden gedenken. Jeder Widerspruch wird mit Stockhieben oder Ohrfeigen beantwortet. Gleichwohl fand sich ein junger Bursche (ein Student mit zerhauenem Gesichte), ein geborener Normanne, der in gegnerischem Sinne zu reden wünschte. Kaum war er jedoch auf der Tribüne erschienen, als sich sogleich lautes Pfeifen und Schreien erhob:

„Herunter mit dem Schuft! Fort mit ihm, fort!“

Der Normanne aber hielt stand, er schien es darauf abgesehen zu haben, sich eine politische Carriere zu machen und bekannt zu werden. Er könne, so führt er aus, den Diebstahl auf eigene Faust nicht billigen.

„Herunter mit dem Verräter!“ schallt es laut von verschiedenen Seiten.

Da hält der „Sekretär“ der Versammlung es für nötig, sich einzumischen.

„Genossen, laßt ihn doch ausreden! Wir werden dann schon mit ihm abrechnen.“

„Na, gut, dann rede, aber mach's kurz, Junge!“

Der Normanne fuhr in seiner Rede fort. Er billige den Diebstahl deshalb nicht, weil er den Ausbruch einer allgemeinen Revolution nur verzögere und alle ehrbaren Leute vom Anarchismus fern halte . . .

Ein Knüppel fuhr durch die Luft und sauste auf den Schädel des Redners herab. Der fünfzehnjährige Bürger von Batignolles hatte den Hieb geführt. Man stieß ihn zur Seite, und der Normanne setzte seine Rede fort. Standhaft wie ein Fels blieb er auf seinem Fleck, als ob gar nichts passiert wäre . . .

Kaum aber hatte er die Estrade verlassen, als von allen Seiten die Genossen mit ihren Knüppeln auf ihn einstürmten und eine allgemeine Rauferei entstand. Lautes Kampfgeschrei erfüllte den Saal, Hüte, Stöcke, Haarbüschel flogen durch die Luft.

Ich benutzte das muntere Intermezzo, um mich aus dieser Hölle zu entfernen, ohne selbst die Rede der „heiligen Louise" abzuwarten, die den Hauptanziehungspunkt der Versammlung bilden sollte. Übrigens, was hätte sie wohl noch sagen können, nach alledem, was wir bereits vernommen hatten?



Eine Volksversammlung in Belleville.

Ich komme eben aus der Salle Favié, betäubt von dem Händeklatschen einer zweitausendköpfigen Menge, von den endlosen Reden eines ganzen Dutzends von Volkserrettern, von dem Schreien, Lärmen und Tosen, das drei Stunden lang ohne Unterbrechung gedauert hat. In der Salle Favié hat ein „Meeting" stattgefunden, das die Gruppe der sozialistischen Kammerdeputierten einberufen hatte, um gegen die Verhaftung und Verurteilung zweier in Decazeville festgenommenen Pariser Journalisten, des Herrn Duc-Quercy vom „Cri du peuple" und des Herrn Roche vom „Intransigeant" zu protestieren.

Die Scene spielt im Quartier Belleville, an einem Sonntag. Das Jahrmarktsgewühl auf dem Boulevard La Villette hat seinen Höhepunkt erreicht. Beim Klange der Operettenmelodien eines Leierkastens und eines erbärmlichen Orchesters drehen sich mit schwindelnder Schnelligkeit die hölzernen Pferde, Kamele und Hirsche der flitterglänzenden Karussel, auf den Bühnen der Schaubuden produzieren Harlekins ihre Gliederverrenkungen, und rot und weiß geschminkte Dämchen in anliegenden Tricots stellen ihren mit Flitterkram behängten Körper zur Schau. In nächster Nähe gellt das durchdringende Pfeifen einer kleinen Eisenbahn, Schiffe, die mit fröhlichen Menschen angefüllt sind, schweben auf hölzernen Wogen dahin. Auf zahlreichen Handwagen sind ganze Berge von Honigkuchen mit eingedrückten weißen Mandeln aufgestapelt, und daneben Berge von Konfekt, die in den nationalen Farben verziert sind; lange Reihen von Lotteriebuden mit buntem Glas- und Fayencegeschirr ziehen sich hin, und Schießbuden, in denen man auf allerhand bewegliche Ziele schießt, auch Schießbuden mit Puppen, welche Mönche, Gendarmen oder Bourgeois darstellen, an denen hier jedermann für einen Sou sein Mütchen kühlen kann, indem er ihnen einen Bolzen in die Brust schießt.

Im Sonntagsstaat zieht die dichtgedrängte Menge der Arbeiter und Arbeiterinnen, mit blassen Kindern auf den Armen, an den beiden Budenreihen vorüber. Die einen knacken Nüsse, andere kaufen Lose zu einer Lotterie, in der man für zwei Sous eine lebendige

Gans oder ein Kaninchen kaufen kann, noch andere ergötzen sich an den Späßen der Clowns und den Kunststücken der Taschenspieler, während die jungen Arbeiterinnen mit kokett aufgerafften Kleidern und wichtiger Miene auf den roten Pferden und Dromedaren der Karussel Platz nehmen und sich in Gedanken als kühne Amazonen in den Wald von Boulogne oder gar in die öden Sandwüsten der Sahara versetzen.

Trotz dieser Feiertagsstimmung, die durch die heitere Frühlingssonne noch verklärt ward, war die düstere Salle Favié doch gedrängt voll. Ein ganzes Meer von Köpfen, die von dem aus den Thonpfeifen aufsteigenden bläulichen Dunste verhüllt waren, wogte und rauschte hin und her. Allerhand sozial-ökonomische Fragen wurden in lebhafter Unterhaltung diskutiert. Das geübte Auge sah auf den ersten Blick, daß man es hier nicht mit dem gewöhnlichen Publikum der Volksversammlungen zu thun hatte, welches immer dasselbe zu sein pflegt. Es war vielmehr die Aristokratie der Pariser Arbeiterschaft, die sich hier ein Stelldichein gegeben hatte, Leute in dunklen Paletots und Jacketts und in gestärkten Oberhemden; man sah nur wenige Mützen, alles trug Hüte, ja selbst Cylinder. Nicht eine einzige Blouse war zu sehen.

„Wenn jeder von uns,“ predigte ein älterer Mann in einem dicken Flauschrock, der neben mir saß und die Luft mit dem Dunst seines „Caporal“ verpestete, „auch nur drei Sous wöchentlich in die Streikkasse abliefert — dann adieu, Compagnie!“ (Gemeint war die

Bergwerksgesellschaft von Decazeville.) „Das ist meine Meinung, Herr!“

„Ganz gewiß!“ bemerkte ein Zweiter.

Von allen Seiten tönten Äußerungen der wärmsten Sympathie für die Ausständigen. Der Pariser Arbeiter, namentlich der besser bezahlte, hat genau denselben Geschmack, dieselben Sympathien und Fehler wie der Bourgeois; deshalb haßt er vielleicht den letzteren so grimmig. Seinem Chef einen Possen zu spielen, wenn's auch ihm selber Schaden bringen mag, bereitet ihm das größte Vergnügen.

Lautes Händeklatschen unterbrach plötzlich die geräuschvolle Unterhaltung der Menge. Auf der Estrade erschien an der Spitze eines Gefolges von etwa dreißig Genossen die hagere Gestalt des Deputierten und Schankwirts Basly. In seiner sauberen Kleidung, mit dunklem Jackett und weißem Oberhemde, mit dem kurzgeschorenen Kopf, dem rötlichen Bärtchen und den listigen grauen Augen macht Basly ganz den Eindruck eines Commis, der seinem Chef „die Wahrheit gesagt“ und sich auf eigene Füße gestellt hat. Wenn er auch nur, so beginnt er, der Vorsitzende der Versammlung sei, so möchte er doch gern ein paar Worte über Decazeville sagen, von wo er eben zurückgekehrt sei, und wohin er — er halte es für seine Pflicht, das zu bemerken — sich noch heut Abend begebe.

„Sprechen Sie, ja wohl, sprechen Sie!“ tönte es von allen Seiten.

Basly dankt dem Publikum für die Beweise seiner

Sympathie; er wolle, sobald er wieder in Decazeville sei, den Streikenden verkünden, daß Paris auf ihrer Seite stehe. Alsdann folgt eine häufig durch Stottern, Wiederholungen und unerwartete Sprünge von Gegenstand zu Gegenstand unterbrochene Rede. Bisweilen scheint es, als ob der berühmte Volkstribun selbst nicht wisse, was er sagen wolle.

Der langen Rede kurzer Sinn geht darauf hinaus, daß es notwendig sei, die Märtyrer der Volksbefreiung zu rehabilitieren, der Regierung und aller Welt zu zeigen, daß der Pariser Arbeiter für seine Freunde einzutreten wisse, und darum bei den Kammerwahlen am zweiten Mai die Stimmen des Volkes für die Genossen Roche und Duc-Quercy abzugeben.

In derselben Tonart sprachen nach Basly noch elf Redner. Ihre Ausführungen hatten weder Sinn noch Zusammenhang und bestanden in nichts weiter, als in einem wütenden Geschrei gegen die Bourgeoisie und das Kapital und in der schadenfrohen Prophezeiung „einer solchen Revolution, eines solchen Gemetzels, wie es die Welt bisher nicht gesehen habe“.

Wenn man diese wilden Schlachtrufe hört, dann sollte man meinen, daß diese Herren, die sich selbst zu „Volksfreunden“ aufgeworfen haben, nur von Blutbädern und Hekatomben von Bürgerfleisch träumen. Dringt man indessen tiefer in den Sinn ihrer Reden ein, merkt man genau auf den Ton derselben, dann hört man aus ihnen nur den leidenschaftlichen Wunsch heraus, sich hervorzuthun und sich eine Carriere zu

schaffen, indem sie der Eigenliebe und den Instinkten der Wählermassen schmeicheln. Keiner dieser Redner wird mitten in seinem breitspurigen und geräuschvollen Pathos versäumen, einen Abschnitt über seine eigene werte Persönlichkeit, über seine Liebe zum Volke und die seelischen und körperlichen Leiden, die er für dasselbe erduldet, einzuflechten.

Haben diese Herren so ein, zwei oder drei Jahre ihr Redegeschäft betrieben, dann sind sie schließlich bekannt geworden und werden in das Parlament gewählt. Auf diese Weise sind z. B. Roche und Duc-Quercy hineingekommen. Ganz Frankreich hat von ihnen gesprochen, als ob sie in der That Gott weiß welche Kapazitäten wären. Dabei sind sie als Litteraten die Talentlosigkeit selbst und auch sonst ganz unklare Köpfe.

Ich hatte mehrfach Gelegenheit, mit Duc-Quercy zusammenzukommen. Er ist ein hübscher Südfranzose mit einem typischen Zigeunergesicht und langen Haaren, sehr liebenswürdig und sogar von schüchternem Wesen. Im „Cri du peuple“, wo er seine Carriere begonnen hat, hatte er anfänglich eine ganz untergeordnete Stellung. Da spielte sich jenes blutige Drama in der Redaktion dieses Blattes ab, und Duc-Quercy sollte ganz unerwartet sein Glück machen. Irgend einer von den Mitarbeitern hatte in einem Artikel behauptet, daß die Brüder Valric (von denen der eine Polizeikommissar und der andere Polizeioffizier war) ihre eigene Mutter auf Geheiß ihrer Vorgesetzten ermordet hätten. Die

Gemeinheit und Albernheit dieser erfundenen Nachricht lag auf der Hand, aber die Valrics waren so erregt durch dieselbe, daß sie wütend nach der Redaktion des Blattes stürmten und auf einen der Redaktionssekretäre einen Schuß abgaben. Duc-Quercy, der sich in demselben Zimmer befand, entwand dem tobenden Valric den Revolver und verwundete beide Brüder, den einen sogar tötlich. Diese Heldenthat, die ebenso gut jeder andere hätte vollbringen können, brachte den Namen des unbekannten Journalisten zuerst in die Öffentlichkeit. Als der Streik von Decazeville ausbrach, begab sich Duc-Quercy als Korrespondent des „Cri du peuple" nach dem Streikbezirk und schickte der Redaktion falsche Telegramme über den Gang der Ereignisse, wofür er sich schließlich vor dem Zuchtpolizeigericht zu verantworten hatte.



Das anthropometrische Bureau auf der Polizei-Präfektur.

Man hat einen Verbrecher arretiert, der seinen Namen nicht sagen will oder sich eines falschen Namens bedient. Es liegt auf der Hand, daß man es mit einem Rückfälligen zu thun hat. Er wurde bei einem kleinen Diebstahl abgefaßt und ist in Wirklichkeit vielleicht ein ganz gefährlicher Schurke, ein schwerer

Einbrecher oder gar ein Mörder. Was soll mit ihm geschehen? Soll man Nachforschungen seinetwegen anstellen, weitläuftige Korrespondenzen mit den Gefängnisdirektionen der Provinz führen, ihn durch Verhöre mürbe zu machen suchen? Man bedenke, wie viel Zeit dabei unnütz verloren geht, und was das alles kostet. Es liegt im Interesse eines solchen Verbrechers, seinen richtigen Namen zu verschweigen, und er sitzt lieber ein Jahr lang in Untersuchungshaft und bringt den Untersuchungsrichter zur Verzweiflung, als daß er sich selbst verrät.

Die Erfahrung hat gezeigt, daß man an sogenannten „besonderen Kennzeichen" die Verbrecher nur in Feuilletonromanen, nicht aber in der Wirklichkeit erkennt. „Nase: gewöhnlich, Kinn: rund, Augen: grau, besondere Kennzeichen: keine —" alles das hat noch niemals zur Entdeckung eines Verbrechers geführt. Man lobt die Vorzüge der Photographie, und sie wird gegenwärtig in allen civilisierten Staaten bei der Überführung der Verbrecher verwendet. Aber wenn auch diese Methode besser ist als andere, so leuchtet doch ohne weiteres ein, wie unpraktisch sie schließlich ist. Man suche einmal unter hunderttausend Photographieen die richtige heraus, wenn es sich darum handelt, den Stand irgend eines zweifelhaften Verbrechers festzustellen. In großen Städten kommt die Polizei zehn- bis zwanzigmal am Tage in die Lage, dies zu thun. Der Arrestant hat seine Haarfrisur verändert, er hat sich den Bart abnehmen oder ihn wachsen lassen, er ist magerer oder

stärker geworden, seit er zum letzten Male photographiert wurde. Es ist ganz unmöglich, ihn alsdann ohne weiteres zu erkennen.

Außerdem haben die Verbrecher häufig ein bemerkenswertes Talent, ihren äußeren Menschen bis zur Unkenntlichkeit zu verändern. Ich habe augenblicklich eine Sammlung von Photographieen vor mir liegen, die in der Pariser Präfektur von einigen Dieben, Mördern und Hochstaplern zu verschiedenen Zeiten aufgenommen wurden. Tag, Monat und Jahr der Aufnahme sind auf den Bildern vermerkt; ihr Familienname ist beigeschrieben, ich weiß ganz bestimmt, daß es ein und dieselben Persönlichkeiten sind, und doch kann ich jedesmal, wenn ich sie vergleiche, den Zweifel daran nicht unterdrücken, ob diese zwei oder drei Bilder wirklich dieselbe Person darstellen.

Wenn man einen solchen Menschen lediglich nach seinem Porträt aufsuchen sollte, dann würde man ihn niemals finden. Es ist höchst schwierig, einem Schwindler dieser Art beizukommen, sobald man seine Vergangenheit nicht kennt. Wenn er selbst auf frischer That ertappt worden ist, gelingt es ihm doch häufig, mit einer verhältnismäßig leichten Strafe davonzukommen oder überhaupt straflos zu bleiben. Die Taschendiebe z. B. pflegen, wie bekannt, stets bandenweise zu arbeiten. Einer der Hauptgrundsätze ihres Gewerbes besteht darin, denjenigen, der das Portemonnaie gestohlen hat, unter keinen Umständen arretieren zu lassen. Das ist der Grund, weshalb sie so selten auf frischer That abgefaßt

werden. Sobald einer von ihnen festgenommen wird, machen seine Complicen sich sogleich daran, ihn zu befreien. Ein Drängen, Stoßen und Zerren beginnt um den Arretierten, dem es häufig gelingt, zu entschlüpfen, während einer seiner Helfershelfer verhaftet wird. Wird dieser nun vor Gericht gestellt, so leugnet er natürlich das Verbrechen ganz energisch. Die Zeugen werden vorgeladen, und es ergiebt sich, daß niemand ihn wiederzuerkennen vermag. Die typische Antwort lautet in solchen Fällen:

„Es war ein solches Durcheinander, daß man im einzelnen gar nichts unterscheiden konnte. Es scheint, daß er's nicht ist."

Der Zweck ist erreicht: die innere Überzeugung des Richters von der Schuld des Verhafteten ist erschüttert, und wenn er selbst den Verbrecher für schuldig erklärt und verurteilt, so verhängt er doch nur eine verhältnismäßig geringe Strafe.

Nun stelle man sich aber vor, daß der Richter ein rasches und zuverlässiges Mittel besitzt, den Delinquenten zu rekognoszieren und seine Vergangenheit trotz aller Lügen und Kniffe festzustellen. Dann wird der Richter nicht nur durch den Verbrecher nicht irregeführt werden, sondern auch die Höhe des Strafmaßes weit zutreffender bemessen können. Und ein solches, unbedingt zuverlässiges Mittel existiert in der That. Dank seiner Anwendung ist es unter anderem gelungen, die Londoner Taschendiebe, die noch vor kurzem eine wahre Plage von Paris bildeten, fast vollständig aus der Seinestadt zu

verdrängen. Auch die französischen Verbrecher geben es mehr und mehr auf, sich falsche Namen beizulegen und ihre Person in geheimnisvolles Dunkel zu hüllen. So hat das rückfällige Verbrechertum, von dem die gegenwärtige Gesellschaft so schwer zu leiden hat, in der That einen vernichtenden Schlag erlitten.

Wir wollen diese neue Methode ein wenig näher betrachten. Wir betreten das Depot der Polizei-Präfektur und gelangen durch ein ganzes Labyrinth von Korridoren und Treppen vor eine Thür mit der Aufschrift: „Anthropometrisches Bureau“; darunter stehen die Worte: „Dem Publikum ist der Eintritt verboten“. Auf unser Klopfen öffnet sich die Thür, und wir treten in ein kleines Zimmer, dessen Wände von oben bis unten mit Regalen bedeckt sind, auf denen sich mit Zetteln versehene kleine Kästchen befinden.

„Herr Bertillon zu sprechen?“

„Er wird sogleich erscheinen,“ antwortet liebenswürdig der Agent der Geheimpolizei, der uns die Thür geöffnet hat.

In der nächsten Minute tritt ein schlanker junger Mann von auffallend dunkler Gesichtsfarbe, mit schönen und großen schwarzen Augen, ins Zimmer. Es ist Alphonse Bertillon, der Erfinder der anthropometrischen Methode, der Organisator und erste Direktor des anthropometrischen Bureaus, das in der neuesten Kriminalistik eine so wichtige Rolle spielt. Er ist der Sohn des berühmten Statistikers und Anthropologen gleichen Namens, der als Direktor dem statistischen Bureau der Stadt Paris vorsteht.

Als er noch unter der Leitung seines Vaters arbeitete, hatte er häufig Gelegenheit, mit den Beamten der Präfektur zusammenzukommen, und vernahm von ihnen, welche Menge von Arbeit den Kriminalbeamten die arretierten Verbrecher bereiten, die ihren Namen verbergen oder sich für jemand anders ausgeben, als sie in Wirklichkeit sind. Das gab Herrn Alphonse Bertillon, der mit der Anthropologie sehr gut vertraut war, Veranlassung, jene Methode zu erfinden, die ihn berühmt gemacht und in ganz kurzer Zeit die glänzendsten Resultate gezeitigt hat.

„Sie wollen unser Bureau kennen lernen — bitte recht sehr,“ sagte er, indem er uns vorausgehen ließ.

Das Zimmer, das wir betraten, machte auf uns im ersten Augenblick den Eindruck des Ankleidezimmers einer Badeanstalt. Mitten im Zimmer lodert ein großer eiserner Ofen, und im Hintergrund sitzen auf einer Holzbank Leute, die entweder schon entkleidet sind, oder sich noch entkleiden, oder bereits wieder ankleiden.

Abseits von ihnen steht, wie in den Boden gewachsen, ein Soldat der republikanischen Garde in einer Uniform, die an die Uniform der russischen Gendarmen erinnert. Drei Gefängniswärter sitzen in den verschiedenen Ecken des Zimmers auf erhöhten Sitzen hinter schwarzen Stehpulten und verzeichnen auf viereckigen Blättern die Ziffern, die ihnen von drei Agenten diktiert werden.

Die Scene erinnert lebhaft an eine Schneiderstube,

und in der That hat die Thätigkeit der Polizeileute mit dem Maßnehmen in einer Schneiderwerkstatt einige Ähnlichkeit. Einer von ihnen handhabt ein großes, kompaßartiges Instrument, mit dem er schnell und sicher die Länge und Breite des Kopfes seines Klienten mißt. Ein anderer läßt seinen Klienten mit dem linken Fuße auf einen niedrigen schwarzen Stuhl treten und mißt seine Sohle, ein dritter mißt die Körperlänge, die Länge des linken Mittelfingers, die Länge des Ohres u. s. w.

Wenn man diese Leute so an der Arbeit sieht, dann sollte man meinen, daß sie wohl imstande sind, einen Menschen vom Scheitel bis zu den Zehen zu equipieren. Aber sie bringen noch mehr fertig als dies: während der Klient noch unbekleidet auf der Bank sitzt und wartet, bis er an die Reihe kommt, wird, ohne daß er eine Ahnung davon hat, heimlich sein Porträt aufgenommen. Wie dies gemacht wird, darf ich leider nicht verraten, denn dann würde das Geheimnis aufhören, ein Geheimnis zu sein; es geschieht indessen auf eine höchst sinnreiche Weise. Ich sah ein Porträt des Herrn Staatssekretärs Galkin-Wrasski, das kürzlich gelegentlich seines Besuches in dem anthropometrischen Bureau angefertigt wurde, als er ahnungslos Herrn Bertillon gegenübersaß und mit ihm plauderte. Das Bild ist ganz vortrefflich gelungen.

Die rechte Hälfte des Zimmers ist mit Regalen angefüllt, in denen sich kleine Kästchen, ähnlich den oben erwähnten, befinden. Diese Regale bilden das gesamte Archiv des Bureaus. Es nimmt, wie man

sieht, nur wenig Raum ein und enthält doch mehr als hunderttausend Blätter mit den Porträts, den Maßnummern und den charakteristischen Kennzeichen aller möglichen französischen und internationalen Verbrecher. Nicht viel mehr Raum würde erforderlich sein, wenn die Zahl jener Blätter nicht in die Hunderttausende, sondern in die Millionen ginge.

Worauf beruht nun die Methode des Herrn Bertillon? Sein Prinzip ist sehr einfach: zwischen den Maßen gewisser Teile des menschlichen Körpers existiert durchaus keine feste Proportion. Der Kopf kann mehr in die Länge als in die Breite gehen, oder mehr in die Breite als in die Länge, die Fußsohle kann kurz sein, was indessen nicht hindert, daß der Mittelfinger der Hand mehr oder weniger lang ist und umgekehrt; alles das mit einander steht wiederum in keiner Proportion zu der Körpergröße und der größeren oder geringeren Länge des Rumpfes; endlich ist auch die Entfernung zwischen den Fingerspitzen der kreuzweise ausgestreckten Hände bei jedem Menschen verschieden und hängt weder von der Statur, noch von der Kopfform, noch von der Länge des Oberkörpers u. s. w. ab.

Die Erfahrung hat gezeigt, daß man unter Millionen Menschen nicht zwei findet, bei denen das Größenverhältnis bei all den genannten Körperteilen dasselbe wäre. Stets sind Abweichungen da, die bisweilen ganz beträchtlich sind; sie springen beim ersten Blick auf die Ziffern in die Augen. Es existiert jedoch zwischen den verschiedenen Individuen eine Übereinstimmung in

Bezug auf die absoluten Maße des Körpers: es giebt Leute von hoher, von kleiner und von mittlerer Statur. Die absoluten Ziffern werden bei Leuten von hoher Statur natürlich unter einander mehr übereinstimmen, als mit den Ziffern der Leute von kleinem oder mittlerem Wuchse. Auf diesen erfahrungsmäßigen Thatsachen beruht die ganze Methode des Herrn A. Bertillon. Wir wollen nun zusehen, in welcher Art dieselbe praktisch zur Anwendung gelangt.

Man bringt einen Arrestanten in das anthropometrische Bureau; das Gericht verlangt zu wissen, ob er wirklich derjenige ist, für den er sich ausgiebt, ob er bereits früher verurteilt worden ist, und wegen welcher Strafthat es geschah, ob er nicht irgend ein Verbrechen begangen hat, dessentwegen er unter dem einen oder andern Namen gesucht wird.

Das Bureau nimmt die notwendigen Messungen mit ihm vor, und nach zwei Minuten ist seine Karte fertig. Wenn er bereits bestraft ist, dann ist seine Vergangenheit nebst allen seinen besonderen Kennzeichen auf einer der Karten aufgezeichnet, die in einem jener zahllosen Kästchen auf den Regalen des Bureaus verwahrt werden.

Wie aber soll man sogleich die Karte finden? Es giebt Hunderttausende derselben, und man kann doch nicht eine nach der andern durchsehen. Nehmen wir der Einfachheit wegen an, daß das Archiv im ganzen 60000 Karten enthält. Sie sind in sehr einfacher Weise nach der Statur der Leute in drei Abteilungen

geteilt, die auf den Regalen durch rote, blaue und, wenn ich nicht irre, grüne Zettel bezeichnet sind. Beim ersten Blick auf die Karte, die der Agent in der Hand hält, sieht er, in welcher Reihe er zu suchen hat. Er hat es dann also nicht mehr mit 60000, sondern nur noch mit 20000 Karten zu thun. Die einzelnen Zettel an den Schachteln sind, wie ich bereits erwähnte, mit Ziffern beschrieben. Es sind jedesmal fünf Ziffern: die eine bezeichnet den Wuchs, die zweite die Länge des Kopfes, die dritte seine Breite, die vierte die Länge der Fußsohle und die fünfte die Länge des Mittelfingers der linken Hand. Jede der vier Serien, die nun noch übrig bleiben, sind wiederum in drei weitere Unterabteilungen geteilt: die Kopflänge kann eine große, eine kleine oder eine mittlere sein, und dasselbe ist mit der Breite des Kopfes, der Länge der Fußsohle und der Länge des Mittelfingers der Fall. Der Agent kann nun sofort bestimmen, in welche Abteilung die betreffenden Subjekte nach der Ziffer, welche die Kopflänge angiebt, gehören. Er hat somit nur noch unter 6000 Karten (wir runden der Kürze wegen die Zahlen ab) die richtige herauszufinden. Die Ziffer, welche die Kopfbreite angiebt, vermindert diese Zahl auf 2000, die Länge des Mittelfingers wiederum diese Zahl auf 600, und die Länge der Fußsohle auf 200. Nun stehen wir nur noch vor einem einzigen Kästchen, und dieses ziehen wir heraus. Wenn das Bureau die Karte des Verhafteten bereits besitzt, dann liegt sie ohne Zweifel in diesem Kästchen. Aber auch die in

demselben enthaltenen 200 Karten brauchen wir nicht lange zu durchsuchen. Nach der Farbe der Augen sind sie in neun weitere Gruppen eingeteilt, und nach der Schulterbreite und Armlänge zerfällt jede dieser Gruppen wiederum in besondere Unterabteilungen.

Man braucht nur einen Blick auf die Karte zu werfen, die man in der Hand hält, und man ist imstande, den Gesuchten sofort herauszufinden. Das ganze Verfahren nimmt bei einem Ungeübten etwa zwei Minuten in Anspruch, während die Hand des geübten Agenten den vierten Teil dieser Zeit dazu nötig hat.

Während Herr Bertillon mir die Einzelheiten seiner Methode erklärte, ward gerade ein fuchsroter Bursche von kleinem Wuchse hereingeführt, mit einem Schreiben des Kommissars, in dem unter anderem gesagt war, daß er offenbar seinen richtigen Namen verschweige.

„Geben Sie acht, wie sich die Sache in der Praxis entwickelt,“ sagte Herr Bertillon, indem er mir die noch feuchte Karte mit den Maßen des eben Vorgeführten übergab.

„Wie heißt Du?“ fragte er den Arrestanten.

„Dubois,“ antwortete dieser rasch.

„Ist das auch wahr?“

„Jawohl, mein Herr.“

„Bist Du schon früher bei uns gewesen?“

„Nein, ich bin zum ersten Male hier.“

Wir traten auf die Seite, und ich begann in dem Archiv nach der Vergangenheit dieses Unbekannten zu forschen. Nach zwei Minuten zog ich seine Photographie

hervor, verglich die auf derselben verzeichneten Ziffern mit denjenigen, die auf der Karte in meiner Hand standen, und zweifelte keinen Augenblick mehr, daß wir es in der That mit demselben Subjekt zu thun hatten, nur daß die Photographie einen jugendlicheren und naiveren Ausdruck hatte. Auf der Rückseite des Porträts waren die besonderen Kennzeichen des Delinquenten verzeichnet. Der Name lautete jedoch anders: er hieß Forestier.

Herr Bertillon nahm die Photographie und trat an den Arrestanten heran.

„Da sieh mal, mein Lieber, Du bist bereits viermal wegen Diebstahls bestraft, darunter einmal wegen Einbruchs, und zwar unter dem Namen Forestier. Aber auch dieser Name ist nicht richtig, wie heißt Du denn in Wirklichkeit?“

„Ich sagte Ihnen doch bereits, daß ich Dubois heiße. — Sie irren sich wirklich, mein Herr.“

„Nein, ich irre mich nicht, und zum Beweise dafür will ich Dir sagen, daß Du an der und der Stelle eine Narbe und da und da ein Muttermal hast. Nicht wahr?“

„Nein, ich bin Dubois,“ wiederholte der Arrestant hartnäckig, indem er den Kopf senkte.

„Und wer ist denn das hier?“ fuhr Herr Bertillon fort, indem er ihm die Photographie hinhielt. „Zeigen Sie doch einmal seine früheren Bilder!“ wandte er sich an den Agenten.

Wie auf den Wink eines magischen Zauberstabes erschienen noch ein paar weitere Bilder des Arrestanten.

„Ei sieh doch! Du heißt also Burnon, hast da und da gewohnt, bist da und da geboren, Deine Mutter heißt so und so, einen Vater hast Du nicht.“

Der arme Bursche begann plötzlich wie im Fieber zu zittern, und über sein mit Sommersprossen bedecktes Gesicht rollten zwei große Thränen.

„Weshalb leugnest Du denn? Siehst Du nicht, daß das doch ganz nutzlos ist? Wenn ich nun ein Protokoll mit Dir aufnehme und sage, daß Du leugnest, bekommst Du ohne weiteres ein, zwei Jahre mehr.“

„Ja, ich bin Burnon,“ stieß der Arrestant mühsam hervor, indem er seine Thränen mit der Faust abwischte und hoffnungslos die Achseln zuckte.

In Begleitung des diensthuenden Gardisten verließ er das Bureau.

„Weshalb kommt Ihr denn jetzt so selten zu uns herüber?“ fragte neulich Herr Bertillon einen englischen Taschendieb.

„Ihr Bureau hat uns die Sache verleidet. Wenn man früher auch 'mal erwischt wurde, so machte man seine paar Monate Gefängnis ab, änderte seinen Namen, und kein Mensch erkannte einen wieder. Jetzt muß man ja Angst haben, daß man gar zu Zwangsarbeit verurteilt wird, mit Ihren Messungen.“

Die Entdeckung des jungen Gelehrten ist übrigens nicht nur von den Londoner Taschendieben gewürdigt worden, auch die französischen Gerichte haben ihr sogleich die verdiente Anerkennung zu teil werden lassen. Das anthropometrische Bureau zu Paris trat Ende 1882

ins Leben, und im Jahre 1885 wurden auf Grund eines Erlasses des Ministers des Innern eben solche Bureaux bei allen französischen Gefängnisverwaltungen eingerichtet. Die Kosten bilden buchstäblich eine Bagatelle: der erste beste Gefängnisbeamte, der gar keine Bildung besitzt, vermag in ein oder zwei Lektionen das Messen zu erlernen. Die Instrumente, welche dabei notwendig sind, kosten nicht mehr als 30 Francs. In Paris, wo täglich im Durchschnitt hundert Menschen arretiert werden, besteht das ganze Bureau aus nicht mehr als acht Leuten, den Direktor und die Bureaudiener mit eingerechnet. Gegenwärtig werden etwa 32,000 Menschen im Jahre gemessen, und die Zahl der rückfälligen Verbrecher, die sich falsche Namen beigelegt hatten und durch das Bureau entlarvt worden sind, beläuft sich auf 615.

Die Methode des Herrn Bertillon findet gegenwärtig überall Anwendung. Leider ist sie an verschiedenen Orten dadurch verpfuscht worden, daß man sie durch neue Kunstgriffe zu „verbessern" suchte. So sind z. B. die Ziffern der Wiener Polizei für die Entdeckung internationaler Verbrecher ohne jeden praktischen Wert. Eine ziemlich originelle Anwendung haben die Amerikaner in ihrer praktischen Weise von der Methode Bertillon gemacht. Man hat da ein privates „Bertillon-Bureau" eingerichtet, das an die städtischen Magistrate Programme folgenden Inhalts versendet: „Wenn Ihr Eure Spitzbuben und Taschendiebe los werden wollt, dann müßt Ihr bei uns abonnieren. Ihr schickt uns Eure Arrestanten, und wir werden

nach einer bestimmten Taxe die notwendigen Messungen vornehmen und Euch die Signalements schicken." Wie man hört, macht dieses Bureau vortreffliche Geschäfte; das Haus, in dem es untergebracht ist, nimmt ein ganzes Stadtviertel ein.



Die Pariser Geheimpolizei.

Zu jeder Zeit muß auf die Frage: „Wofür interessiert sich Paris?" die Antwort erfolgen: „Außer dem politischen Tagesklatsch interessiert sich Paris ganz sicherlich für irgend eine geheimnisvolle, schauerliche Mordthat."

Man kann die oben gestellte Frage sogar so fassen: „Welche Mordthat setzt augenblicklich Paris in Aufregung?"

Ja man kann sogar statt Paris „ganz Frankreich" sagen. Unzählige Male ist es vorgekommen, daß in Paris irgend ein großes Verbrechen begangen wurde, und daß der Chef der Geheimpolizei aus allen Ecken Frankreichs Briefe erhielt, die auf dasselbe Bezug nahmen. Die einen versichern, daß sie den Verbrecher gesehen haben (zur selben Zeit an verschiedenen Orten). Andere geben Fingerzeige, wie man ihn erwischen kann, melden Einzelheiten aus seiner Vergangenheit oder Umstände, die zu dem Verbrechen in irgend einer,

wenn auch noch so entfernten Beziehung stehen, oder sie bringen ganz einfach ihre persönlichen Vorschläge zur Entdeckung des Missethäters zum Ausdruck.

Ein „schönes“ Verbrechen, wie die Kenner sagen, bringt ganz Paris, alle Klassen der Gesellschaft und alle Altersstufen in Aufregung. Die Reporter verwandeln sich in Untersuchungsrichter und Geheimpolizisten, sie besuchen die Stätte des Verbrechens, beschreiben das Opfer, unternehmen unabhängig von der Polizei ihre eigenen Nachforschungen und lenken bisweilen, was sehr bedauerlich ist, den Verdacht auf durchaus unschuldige Leute, deren Arretierung sie dann verlangen.

Die Haupthelden aber sind bei solchen Affären die Agenten der Geheimpolizei In allen andern Ländern bleibt die Geheimpolizei in Wirklichkeit „geheim“, sie ist unfaßbar wie ein Gespenst und verrät ihre Existenz nur durch die erzielten Resultate. Das Publikum stellt sich die Geheimpolizei als eine gleichsam maskierte und in einen Mantel vermummte Kraft vor, die überall anwesend ist und alles weiß. Niemand kennt die Namen oder die Gestalten der Geheimagenten. In Paris ist die Sache gerade umgekehrt. Die Gestalten aller hervorragenden Geheimpolizisten sind dort aller Welt bekannt, man drückt ihnen die Hand, klopft sie freundschaftlich auf die Schulter, veröffentlicht in den besten illustrierten Journalen ihre Porträts und ihre Biographien und umgiebt sie mit allen erdenklichen Zeichen der Sympathie. Nicht immer weiß der Pariser die Namen des gerade am Ruder befindlichen Ministeriums

zu nennen. Man frage ihn jedoch, wer Jaume, Soudan, Rossignol oder Prince ist, so wird er mindestens drei Waschkörbe voll über die genannten Persönlichkeiten zu erzählen wissen.

Diese Herren sind die wahrhaft populären Helden der Seinestadt, und dabei sind sie doch nichts weiter als einfache Häscher! Ich möchte das nicht auf Herrn Goron, den gegenwärtigen Chef der Geheimpolizei, anwenden. Das ist eine der modernsten, bekanntesten und dabei originellsten Persönlichkeiten des heutigen Paris. Man kann ihm in den journalistischen Gesellschaften, in den Salons, auf den Empfangsabenden der Minister und auf den Bällen des Elysée-Palastes begegnen. Und man muß sehen, mit welcher ehrerbietigen Neugier sich die Köpfe der Anwesenden nach der Thür wenden, sobald der Name des Chefs der Geheimpolizei genannt wird.

Eine ganze Anzahl von kühn und geschickt durchgeführten Nachforschungen und Entdeckungen auf kriminalistischem Gebiete hat Herrn Goron zu einer fast sagenhaften Gestalt gemacht. Dieser Mann hat durchaus nichts vom Schablonenmenschen an sich. Nichts an seiner Persönlichkeit erinnert an den Polizeibeamten. Er ist ein verhältnismäßig noch junger Mann (etwa 42 Jahre alt) mit einem breiten, rasierten Kinn und ziemlich starkem roten Schnurrbart. Die Augen sind klein, sein Blick hat durchaus keinen besonders auffallenden Ausdruck. Ich hatte Gelegenheit, ihn kennen zu lernen, war mehrmals in seinem interessanten

Kabinet neben dem Polizeidepot und habe mich viel mit ihm unterhalten. Ich gewann dabei die Überzeugung, daß er in der That eine ganz hervorragende Persönlichkeit ist.

Ich will jedoch zunächst einmal erzählen, wie Herr Goron zu seiner Berühmtheit gelangt ist.

Vor drei Jahren wurde in einer der vornehmsten Straßen von Paris ein schauerliches Verbrechen entdeckt. Drei Frauenspersonen — eine reiche Dame der Halbwelt namens Marie Regnault, ihre Dienerin und die elfjährige Tochter der letzteren — wurden in ihrer Wohnung mit durchschnittenen Hälsen vorgefunden. Ihre Köpfe waren fast vom Rumpfe getrennt. Der Mörder hatte einige wichtige Beweisstücke dagelassen, eine sogenannte „Visitkarte", wie es im Jargon der Pariser Polizei heißt. Es war ein lederner Gürtel, auf dem mit Bleistift der Name Gaston Geißler aufgeschrieben war, ferner die Spur einer tropfenden Stearinkerze, die vom Kamin nach dem Bett führte und bewies, daß der Mörder nach dem Gürtel gesucht hatte, endlich ein blutbeflecktes Paar Manschetten, mit den Buchstaben G. G. gezeichnet.

Ein Blick auf diese Beweisstücke genügte Goron, um ihm die Überzeugung beizubringen, daß die „Visitkarte" eine falsche war und nur zurückgelassen war, um die Polizei irrezuführen. Da trat unerwartet ein Umstand zu Tage, der die Auffassung des Chefs der Geheimpolizei von Grund aus erschütterte. Es gab nämlich wirklich einen Geißler, und kein anderer

als er konnte der Mörder der Marie Regnault sein. In der Nacht, in welcher der Mord begangen wurde, war er aus dem Chambre garnie, in dem er wohnte, verschwunden, ohne seine Rechnung bezahlt zu haben, und von da an war seine Spur verloren gegangen. Er hatte sein ganzes Gepäck im Gasthause gelassen; es bestand aus einem Reisekoffer, einem Kragen mit dem Zeichen des Fabrikanten Nadge in Berlin, einem Bund Schlüssel, die offenbar nicht französisches Fabrikat waren, einem Wahlaufruf des sozialistischen Reichstagskandidaten Kräcker, dem Porträt einer alten Dame und zwei Hemden mit dem Zeichen G. G. Im Fremdenbuch des Gasthauses hatte sich der Mörder jedoch nicht Gaston, sondern Heinrich Geißler genannt. Dieser Umstand schien Herrn Goron ganz besonders verdächtig. Pranzini, der bekannte Mörder, der später hingerichtet wurde, war damals bereits arretiert. Er hatte jedoch nicht das Geringste eingestanden, und es war Grund zu der Annahme vorhanden, daß er Helfershelfer gehabt hatte.

Goron erhielt den Auftrag, Geißler um jeden Preis aufzuspüren. Wo aber sollte er ihn suchen? Im Kamin des Hotelzimmers, das Geißler in Paris bewohnt hatte, fand sich ein zerrissenes Pferdebahnbillet aus Wien vor, unter dem Bett lag eine leere Cigarrendüte mit der Aufschrift „Köln“, und eine öffentliche Dirne in Antwerpen hatte angegeben, daß sie Geißler nach dem Morde, noch mit Blut befleckt, gesehen habe.

Es würde zu weit führen, die Hin- und Herfahrten, die Goron durch ganz Europa unternahm, zu schildern.

Wir wollen ihn zunächst nur bei seinem Gang durch Berlin begleiten. Tagelang durchforschte er die Wäschemagazine dieser Stadt, zeigte den Ladeninhabern die beiden Hemden mit den Buchstaben G. G. und legte ihnen stets dieselbe Frage vor: „Welcher Berliner Fabrikant macht solche Hemden?"

Die Geschäftsinhaber zuckten mit den Achseln.

„Ich weiß es nicht," bemerkte einer von ihnen, „doch haben sie keine großstädtische Façon. Ich würde eher glauben, daß diese Hemden irgendwo in der Provinz, in Dresden oder Leipzig, vielleicht auch in Breslau angefertigt sind."

„So, in Breslau?" Und Goron besaß doch die Proklamation des Breslauer Sozialisten! Mit dem ersten Zuge bereits war er nach Breslau unterwegs. Er langte daselbst in den Abendstunden an, als die Geschäfte bereits zum größten Teil geschlossen waren. Goron begann in der Stadt auf- und abzuwandern, und plötzlich ward seine Aufmerksamkeit durch einen seltsamen Gegenstand gefesselt: im Schaufenster eines Ladens bemerkte er einen Reisekoffer, der dem von Geißler in dem Hotel zurückgelassenen aufs Haar glich. Am frühen Morgen des nächsten Tages begab er sich mit seinem Koffer in das Geschäft.

„Ganz recht, ich habe diesen Koffer da verkauft; ich erkenne ihn wieder, er ist inwendig mit einem Papier ausgeschlagen, das ich ganz allein verwende. Ja, aber an wen habe ich ihn verkauft?" fragte der Geschäftsinhaber gleichsam im Selbstgespräch.

Goron zog den Wahlaufruf aus der Tasche, der mit dem Datum seines Erscheinens versehen war. Dann bat er den Kaufmann, sein Kontobuch aufzuschlagen, und fand, daß um dieselbe Zeit ein Koffer an einen gewissen Georg Guttentag verkauft worden sei.

Die Buchstaben G. G. fanden somit ohne weiteres ihre Erklärung. Ohne zu verweilen, begann Goron sogleich, sämtliche Guttentags, die in Breslau wohnten, abzusuchen. Einer von ihnen war ein ehrwürdiger, kränklicher Greis. Auf Gorons Frage, ob er einen Sohn besitze, begann er bitterlich zu weinen: dieser Sohn wäre gegenwärtig in Paris und säße im Gefängnis. Es ergab sich, daß es ein schwachsinniger junger Mann war, der sich als Nichtsthuer in der Welt umhertrieb. In jener Nacht, als Marie Regnault ermordet worden war, hatte dieser Unglückliche, der bereits von allen Existenzmitteln entblößt war, den Entschluß gefaßt, sich selbst das Leben zu nehmen. Er war in die Seine gesprungen, man hatte ihn jedoch aus dem Wasser gezogen und als Vagabunden ins Gefängnis gesetzt. Er hatte sich absichtlich unter einem falschen Namen eingeschrieben, den er zufällig gehört hatte, damit seine Eltern nichts von seinem Tode erführen! . . .

Solcher Fälle, in denen Goron eine ganz erstaunliche Findigkeit und Hingebung an seinen Beruf an den Tag legte, giebt es gar viele. Ich will noch ein zweites Beispiel anführen, das sich auf eine Affäre bezieht, welche Paris lange Zeit in Aufregung versetzte.

Es handelt sich um den bekannten Fall Gouffé. An einem Julitage des Jahres 1889, mitten im Trubel der Ausstellung, hatte der reiche und bereits bejahrte Advokat Gouffé sein Bureau verlassen und war seither spurlos verschwunden. Man hatte ihn zum letzten Male in der siebenten Abendstunde jenes Tages auf der Terrasse eines Boulevardcafés in Gesellschaft einiger Bekannten gesehen. Nicht der geringste Anhalt war dafür vorhanden, wo er geblieben sein mochte. Vielleicht hatte der alte Herr, der ein Liebhaber des schönen Geschlechtes war, bei irgend einem galanten Abenteuer seinen Tod gefunden; vielleicht war er irgend wohin in die Sommerfrische gefahren, um sein Liebesglück vor den neidischen Augen der Welt zu verbergen; oder er hatte, was ihm seiner offiziellen Stellung wegen verboten war, an der Börse gespielt, Bankerott gemacht und seinen Weg nach Amerika genommen.

Jede dieser Annahmen schien anfangs etwas für sich zu haben. Die Zeitungen schlugen Lärm, und Goron bemühte sich, ihre Anstrengungen nach dieser Richtung hin zu ermutigen, um dadurch Gouffé, falls er noch lebte, zu einem Lebenszeichen zu veranlassen.

Es vergingen inzwischen einige Monate, ohne daß die Polizei auch nur einen Schritt vorwärts kam. Da ward plötzlich irgendwo in der Provinz, nicht weit von Lyon, in der Nähe des Dörfchens Millery ein fast verwester Leichnam und wenige Schritte von demselben ein in kleine Stücke zertrümmerter Reisekoffer gefunden.

Die lokalen Behörden erfanden sogleich einen ganzen Roman. Der Leichnam sollte einem gleichfalls verschwundenen Einwohner von Lyon gehören und der Mörder ein Trunkenbold von Kutscher sein. Die Sache war für die Herren in der Provinz gar nicht zweifelhaft, denn der Kutscher hatte sich ja in seinen Angaben widersprochen.

Kaum hatte Goron von dem Funde gehört, als er gleichsam instinktiv erriet, daß es sich um den Leichnam Gouffés handelte. Man sandte einen Agenten der Geheimpolizei und den Schwager des Ermordeten an Ort und Stelle. Der Agent besichtigte die Stücke des Reisekoffers und überzeugte sich davon, daß derselbe aus Paris gekommen war. Der Verwandte Gouffés sträubte sich jedoch ganz energisch dagegen, in dem Leichnam seinen Schwager zu erkennen.

„Mein Schwager," sagte er, „war blond, und der Tote da ist brünett."

Ärgerlich über diesen Mißerfolg, begab sich nun Goron selbst nach Millery und erwies sich hier sogleich als kriminalistisches Talent ersten Ranges. Zunächst suchte er den Beweis zu führen, daß die Haare des Toten und des verschwundenen Gouffé vollkommen gleich waren. Er ließ sich zu diesem Zweck von den Verwandten Gouffés die Haarbürste geben, deren sich der Verstorbene bedient hatte. Er fand genug Haare an derselben, um ein ganzes Büschel von ihnen zu sammeln. Dieses Haarbüschel, das unzweifelhaft Gouffé angehört hatte, übergab er den Sachverständigen, die

sie mit den Haaren des Toten verglichen und thatsächlich fanden, daß beide identisch waren.

Ferner bewies er durch die Aussage einer ganzen Anzahl von Zeugen, daß der linke Fuß der Leiche bedeutend leichter sein müße, als der rechte, weil Gouffé nämlich längere Zeit ein Leiden an dem linken Fuße gehabt hatte, den er infolge dessen lange Zeit nicht hatte bewegen können. Die sachverständigen Ärzte hatten diese Schlußfolgerung durchaus bestätigt. Weiter bewies Goron, daß der Koffer genau am Tage nach dem Verschwinden Gouffés aus Paris abgeschickt worden war.

Die Frachtbücher der Bahn, welche diese Annahme bestätigten, gaben Goron eine neue Thatsache an die Hand. Das Körpergewicht Gouffés, zusammen mit dem Gewicht des wiederhergestellten Koffers, der Stricke und des Sackes, in den Gouffé eingenäht worden war, ergab genau denselben Gewichtsbetrag (105 Kilo), der in den Büchern der Bahn verzeichnet war.

Es kam nur noch darauf an, zu erfahren, wer Gouffé ermordet hatte. Zu diesem Zweck ließ Goron den Reisekoffer, in dem sich der Leichnam des Ermordeten befunden hatte, wieder zusammensetzen. Nach diesem Muster ließ er einen zweiten, eben solchen Koffer anfertigen und stellte alsdann beide in der Morgue aus, in der Hoffnung, daß sich vielleicht irgend jemand — ein Droschkenkutscher oder sonst wer — finden würde, der über diesen Koffer Mitteilungen machen könnte. Außerdem ließ Gouffé ein paar Aquarellzeichnungen von dem Koffer anfertigen, die er an seine

Agenten in den verschiedenen französischen und sonstigen europäischen Städten schickte.

Ein paar Tage darauf wurde der Koffer in London rekognosziert. Der Besitzer eines Londoner Hotels und seine Frau machten davon Anzeige, daß derselbe von einem ihrer Hotelgäste kurz vor seiner Abreise nach Paris gekauft worden sei. Nach kurzem Suchen fand man auch das Geschäft, in dem er gekauft war. Der Hotelbesitzer sowohl wie der Verkäufer des Koffers erkannten in der ihnen vorgelegten Photographie eines gewissen Eyraud sogleich den Besitzer des Koffers. Eyraud war bereits vorher, wie viele andere, in den Verdacht geraten, daß er Gouffé ermordet habe; greifbare Beweise lagen indessen gegen ihn nicht vor, außer der einen Thatsache, daß auch er am Tage nach dem Verschwinden des Advokaten verschwunden war. Man wußte, daß Eyraud zu Gouffés Bekannten gehört hatte, aber das Verschwinden des ersteren hatte an sich nichts zu bedeuten. Verdächtig war freilich der Umstand, daß seine Vermögenslage eine zerrüttete war, daß er Bankerott gemacht und eine gerichtliche Verfolgung zu gewärtigen hatte. Jetzt, da er als Besitzer des verhängnisvollen Koffers entlarvt war, konnte seine Schuld nicht mehr bezweifelt werden.

Die Affäre Gouffé hatte vom ersten Augenblick an die öffentliche Meinung leidenschaftlich bewegt. Die Regierung verfolgte alle Phasen der Angelegenheit mit Interesse. Schon früher war davon die Rede gewesen, daß Goron für seine geschickte und gemeinnützige

Thätigkeit mit dem Orden der Ehrenlegion ausgezeichnet werden sollte. Man verleiht diese Auszeichnung nicht gern an Polizeibeamte, namentlich nicht an Beamte der Geheimpolizei. Diesmal jedoch hatte der Minister des Innern zu Goron ohne weiteres gesagt:

„Wenn Sie Licht in die Sache bringen, gebe ich Ihnen das Kreuz.“

Dieses Kreuz hat Goron in der That diesmal erhalten. Aus den beiden Fällen, die ich hier nur kurz erzählen konnte, sieht man, mit welcher Leidenschaft Goron sein Handwerk betreibt. Man sollte nun meinen, daß dieser Mann sein ganzes Leben als Kriminalist zugebracht hat. Das ist jedoch nicht der Fall, er ist vielmehr durchaus Neuling in seinem Berufe. Erst mit 34 Jahren trat er als Sekretär eines Polizeikommissars in den Polizeidienst ein, nachdem er bereits ein recht bewegtes Leben hinter sich hatte. Er ist ein wahrer Romanheld vom Schlage der Helden Gustave Aimards. Mit siebzehn Jahren trat er als Freiwilliger bei den Turkos ein, nahm an einigen Schlachten des deutsch-französischen Krieges teil und hatte das Unglück, daß ihm während des Feldzuges beide Beine abfroren. Schon hatte der Regimentschirurg die notwendigen Instrumente zurecht gelegt, um ihm die erfrorenen Gliedmaßen zu amputieren, aber Goron wollte nichts davon wissen.

„Nein,“ sagte er, „lieber will ich sterben, als ohne Beine leben.“

Er wurde geheilt und heiratete bald darauf.

Seine unstete Natur verlangte jedoch mit Ungestüm nach Abenteuern. Er ging daher nach dem Kriege mit Frau und Kindern nach Südamerika, um die wilden Indianer am Pilcomayo-Flusse, wo der bekannte Reisende Crevaux ermordet worden war, zu civilisieren und durch die Rinderzucht Millionär zu werden.

Die civilisatorische Thätigkeit Gorons endete damit, daß er sein ganzes Kapital zusetzte, seinen siebenjährigen Sohn sterben sah und beinahe auch seine Frau an dem schrecklichen Sumpffieber verloren hätte. Es blieb ihm nichts übrig, als nach Europa zurückzukehren. Ohne Mittel, ohne Verbindungen, mit einer Familie, die ernährt sein wollte, kam er in Paris an. In seiner Notlage nahm er die Stellung eines Polizeisekretärs mit 2000 Francs Gehalt an. Fünf Jahre blieb er in dieser Stellung. Mit 39 Jahren erst legte er sein Examen als Polizeikommissar ab.

Jetzt ging es, dank seiner fieberhaften Thätigkeit, sehr rasch vorwärts mit ihm. Der Polizeipräfekt Gragnon, der durch seine Teilnahme an der Affäre Wilson bekannt geworden ist, hatte Goron am Tage, bevor er selbst entsetzt und in Anklagezustand versetzt wurde, zum Chef der Geheimpolizei ernannt. Am Tage darauf setzte ihn der neue Präfekt Bourgeois seinerseits ab und leitete die Untersuchung gegen ihn ein, weil er gemeinsam mit Gragnon Briefe, welche Wilson kompromittierten, entwendet und Grévy ausgehändigt hätte.

„Wenn auch nur ein Schatten von Vorwurf gegen

mich vorgelegen hätte," sagte Goron, „dann wäre meine ganze Carriere verdorben gewesen. Zum Glück wußte ich wirklich nicht das Geringste von der Sache. Man hatte mir aufgetragen, bei Limousin eine Haussuchung vorzunehmen, und ich hatte den Auftrag einfach ausgeführt; alles, was ich fand, hatte ich, ohne es anzusehen, an Gragnon übergeben."

Vier Wochen darauf kehrte Goron wieder in seine Stellung zurück.

„Warum haben Sie nun gerade den Polizeidienst und nicht irgend einen andern Beruf gewählt?" fragte ich ihn.

„Ich versichere Sie, daß es nur deshalb geschah, weil sich mir diese Carriere gerade zufällig darbot. Ich hätte ebenso gut jede andere ergriffen. Na, und schließlich müßte man geradezu ein Klotz sein, um an diesem Berufe kein Interesse zu gewinnen. Es giebt hundert Ursachen, die uns bestimmen, mit ganzer Seele bei unserem Dienste zu sein. Es kommt bei unserem Kampf mit dem Verbrechertum hauptsächlich darauf an, wer der Klügere ist. Und schickt es sich denn, daß die Vertreter des Gesetzes sich dümmer erweisen, als der erste, beste Mordgeselle? Schließlich ist dieses Gesindel ja unglaublich borniert. Tausend Kleinigkeiten sehen sie voraus, und die wichtigsten Beweise, die sie einfach vernichten, liefern sie uns selbst in die Hände."

Dieses Gespräch fand in Gorons Kabinet statt, einem großen, hellen, mit weichen Möbeln versehenen

und fast kokett eingerichteten Zimmer. Nichts in demselben erinnerte an die Kanzlei, es war eher der Salon eines Mannes von Welt, der nebenbei aus Liebhaberei Sammler ist. Die Wände waren mit allen möglichen Waffen bedeckt: mit Dolchen, Messern, Totschlägern, Revolvern, Ketten, Handschellen aus früheren Jahrhunderten und aus der Gegenwart. Auf dem Kamin standen die Porträts verschiedener Verbrecher, deren Fang ganz besonders schwierig gewesen war. Ein großer Teil der Waffen bestand aus „Andenken" an diese Helden der Guillotine und des Zuchthauses. Links befand sich ein Regal mit Büchern, und über demselben hingen Muster von Helmen, Uniformmützen und Waffen der Polizeibeamten aller Länder der Welt. Neben dem Arbeitstisch, in einem Rahmen unter Glas, sah man alle möglichen Dokumente, die auf die Affäre Gouffé Bezug hatten: die Porträts des Ermordeten, ein Büschel Haare, den Gepäckschein, den die Bahn über die Absendung der Leiche nach Lyon ausgestellt hatte u. s. w. Alle diese Gegenstände waren mit größter Sorgfalt, ja man könnte fast sagen: mit liebevollem Verständnis in dem Zimmer verteilt.

Unsere Unterhaltung ward von Zeit zu Zeit durch ein Klopfen an der Thür unterbrochen. Es erschienen Sekretäre, Agenten, Journalisten und Referenten mit Fragen über die eine oder andere Angelegenheit. In dem Verhältnis der Agenten zu Goron lag eine gewisse ehrerbietige Vertraulichkeit, wie sie der Schüler gegen den Lehrer, nicht aber der Untergebene gegen den

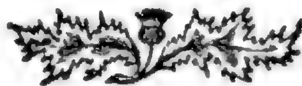
Vorgesetzten an den Tag legt. Ich machte Goron eine Bemerkung darüber.

„Jawohl,“ versetzte er, „sie lieben mich, obschon ich, was die Disciplin anlangt, streng bin bis zur Härte. Ich bin jedoch bemüht, gerecht zu sein. Erstens bin ich ein abgesagter Feind des Spionierens — ich hasse die Spione aus tiefstem Herzen . . .“

„Wieso das?“ fiel ich ihm ins Wort.

„Erlauben Sie nur,“ erwiderte er lebhaft, „Sie müssen mich recht verstehen. Ich bin der Ansicht, daß nur der Vorgesetzte das Recht hat, die Pflichterfüllung seiner Untergebenen zu überwachen. Die im Range Gleichstehenden dürfen bei mir kein Wort über einander verlauten lassen. Das ist mein Grundsatz im innern Dienst. Ich verwerfe ganz entschieden die hergebrachte Auffassung des Publikums, als ob wir Spione wären. Wir sind Staatsbeamte, die ganze Gesellschaft hat ein Interesse daran, daß unsere Thätigkeit eine erfolgreiche sei, und wir haben daher nicht den geringsten Grund, uns unseres Handwerks zu schämen. Wir stehen einmal im Dienste der Gesellschaft, und daher hat sie die Pflicht, für uns einzutreten und uns behilflich zu sein. Darauf beruht auch das Geheimnis meiner Erfolge. Früher z. B. standen die Polizei und die Presse sich als erbitterte Feinde gegenüber.“ (Der Vorgänger Gorons, Teylor, hatte aus diesem Grunde auch seinen Abschied nehmen müssen.) „Aber die Presse ist eine einflußreiche Macht. Ich empfange daher alle Journalisten und erzähle ihnen alles, und

sie sind uns sehr nützlich. Das verpflichtet mich natürlich nicht, ihnen Dinge mitzuteilen, die den Erfolg unserer Nachforschungen vereiteln könnten. Auch das Publikum unterstützt uns bei unserer Arbeit. Sie kennen doch den Fall Menegaut? Dieser gefährliche Räuberhauptmann, dessen Bande in verschiedenen Hauptstädten Europas (er wurde durch die englische Polizei an Frankreich ausgeliefert) ihre Zweigniederlassungen hatte, ist uns kürzlich ausgerückt. Er hatte auf dem Wege von Mazas nach der Conciergerie ein Brett des Gefängniswagens ausgehoben und war spurlos verschwunden. Tags darauf war er wieder in unsern Händen. Und wie war das gekommen? Sehr einfach: ich erhielt eine Zuschrift aus dem Publikum, und dank dieser Benachrichtigung konnten wir Menegaut wieder festnehmen."



Aus der Praxis des Direktors der Geheimpolizei.

Die Thür zum Kabinet des Direktors der Geheimpolizei öffnete sich, und auf der Schwelle erschien, in ein knisterndes Seidenkleid und ein sammetüberzogenes Pelzchen eingehüllt, eine frische und elegante junge Dame. Auf dem Fuße folgte ihr ein junger Mann, der noch fast wie ein Knabe aussah.

Goron erhob sich, bat die Besucher, in den neben seinem Schreibtisch stehenden, mit Wachstuch überzogenen Sesseln Platz zu nehmen und fragte höflich: „Womit kann ich dienen?“

„Ich bin die Generalin X.,“ antwortete die junge Dame, indem sie ruhig Platz nahm. „Seit einiger Zeit verfolgt man uns“ — sie warf einen Blick auf den jungen Mann — „in ganz abscheulicher Weise . . . Übrigens, da sind die Briefe, bitte, lesen Sie.“

Die Briefe waren an den jungen Mann adressiert, der einer reichen und bekannten Familie angehörte, und ihr Inhalt war etwa der folgende:

„Wir kennen Ihre Beziehungen zu Madame X. und haben die feste Absicht, dem Gatten der Dame von denselben Mitteilung zu machen, wenn Sie nicht sofort auf dem Postamt in der Avenue de l'Opéra unter der Chiffre X. Y. Z. 20000 Francs niederlegen.“

„Und zwar soll dies sofort, ohne Zögern geschehen,“ fügte die Frau Generalin hinzu, „weil der Schreiber des Briefes nicht warten will.“

„Beruhigen Sie sich, gnädige Frau,“ versetzte Goron, indem er der jungen Dame die Briefe zurückgab, „das ist einfach eine Erpressung, da läßt sich leicht Rat schaffen. Legen Sie ein paar Zeitungsblätter in ein Couvert und schicken Sie die Sendung unter der angegebenen Adresse ab. Ich werde zwei Agenten auf dem Postamte aufstellen, und wir werden den Schurken bald in den Fingern haben.“

Die Dame und der junge Mann drückten dem Direktor der Geheimpolizei dankbar die Hand und verließen beruhigt das Kabinet.

Die Kriminalbeamten warteten jedoch vergebens in dem Raume des Postamts — niemand erschien, um das Packet mit den Zeitungen abzuholen. Goron interessierte sich ganz besonders für die Lösung dieser geheimnisvollen Geschichte; aber jedesmal, wenn er um ein Uhr nachts in sein Bureau kam, um die Meldung der Agenten entgegenzunehmen, las er bezüglich dieser Affäre die stereotype Meldung: „In der Avenue de l'Opéra nichts Neues."

Da erschien eines Morgens ganz unerwartet der junge Mann wieder bei Goron, und zwar in höchster Erregung.

„Wir sind verloren," rief er aus, „sehen Sie doch, was ich eben bekommen habe!"

In der Handschrift des ersten Briefes schrieb der anonyme Erpresser folgendes:

„Sie haben ganz vergeblich die Dienste des Herrn Goron in Anspruch genommen, er ist ein ebensolcher Dummkopf wie Sie. Sie müssen spätestens binnen zwei Tagen die 20000 Francs niederlegen, sonst erfährt Herr X. das, was er eigentlich schon längst wissen sollte."

Der Direktor der Geheimpolizei schien einen Augenblick verblüfft und drehte nervös an seinem rötlichen Schnurrbart.

„Hören Sie einmal," begann er endlich, „Sie

haben sicherlich einen intimen Freund, dem Sie Ihr Geheimnis anvertraut haben?“

„Keineswegs,“ rief der junge Mann energisch aus.

„Dann muß Madame X. eine Vertraute haben.“

„Das ist einfach unmöglich.“

„Aber Sie kommen doch bei irgend jemandem zusammen, nicht wahr?“

„Allerdings, aber das ist eine höchst achtbare Dame, für die ich gutsage.“

„Wer ist's denn? Geben Sie mir doch ihre Adresse!“

„O, werter Herr . . .“

„Geben Sie mir ihre Adresse und warten Sie hier. Auf meine Verschwiegenheit können Sie sich verlassen.“

„Es ist die Modistin Z. in der Rue de la Paix. Aber was wollen Sie thun?“

„Bleiben Sie ruhig hier sitzen und erwarten Sie mich, ich werde Ihren Wagen nehmen.“

Eine Viertelstunde später war Goron in der Wohnung der Modistin.

„Der Herr will eine Bestellung machen?“ fragte eine der Ladenmamsells.

„Nein, mein Fräulein, ich möchte die Dame des Hauses sprechen.“

Eine Minute darauf betrat eine sorgfältig gekleidete ältere Dame in schwarzer Robe und mit großen Brillanten den vornehm eingerichteten Empfangssalon.

„Was steht zu Diensten, mein Herr?“

„Ich habe das Vergnügen, Madame Z. zu sprechen?",

„Ja wohl, mein Herr."

„Dann möchte ich Sie um eine kurze Unterredung unter vier Augen bitten."

Die ehrwürdige Dame führte den Gast in ihr Kabinet und verschloß die Thür.

„Mein Name ist Goron, Madame. Sie haben vermutlich schon von mir gehört?"

Die Frau erblaßte, doch faßte sie sich und sagte würdevoll: „Meine Geschäftsbücher sind in Ordnung, mein Herr. Ich weiß nicht, wie ich zu der Ehre Ihres Besuches komme."

„Ich bin nur gekommen, um Ihnen zu sagen, daß Sie eine ganz infame Erpresserin sind. Bitte, ziehen Sie sich an — Sie fahren mit mir nach St. Lazare (ein bekanntes Frauengefängnis)."

„Aber, mein Herr, ich bin eine ehrenhafte Frau! . . . Ach, ach! . . ."

Sie begann laut zu schreien und zu schluchzen.

„Sparen Sie diese Komödie für ein andermal, meine Gnädige . . . Ich bin durchaus nicht der Dummkopf, für den Sie mich halten."

Bei dieser Anspielung richtete sich die Modistin kerzengerade in die Höhe und rief in einem Tone, der erkennen ließ, daß sie die Wahrheit sagte:

„Das war i ch nicht, sondern Madame X.!"

„Ganz recht, Sie u n d Madame X.!"

Die Modistin begann von neuem zu schluchzen.

„Na, lassen Sie nur gut sein," sagte Goron, „ich

bin kein böser Mensch. Wenn Sie wollen, daß ich Sie in Ruhe lasse, dann schicken Sie sofort zu Madame X., und zwar in Ihrem Namen, ohne von mir ein Wort zu erwähnen."

„Ich gehe sogleich," rief Frau Z. erleichtert.

„Nein, Sie bleiben hier. Rufen Sie jemand von Ihren Leuten und erteilen Sie in meiner Gegenwart den notwendigen Auftrag" . . . Madame X. wohnte nur zwei Schritte von der Rue de la Paix entfernt und betrat schon nach wenigen Minuten das Kabinet der Modistin.

„Wie? Sie hier, Herr Goron? Gehören Sie denn auch zur Kundschaft der Madame Z.?"

„Nein, meine Gnädige, ich bin in Ihrer Angelegenheit gekommen."

„Wie reizend von Ihnen! Es war mir nämlich wirklich peinlich, selbst nach der Polizei zu kommen, es giebt da so viel Zeitungsschreiber . . . Nun, macht die Sache Fortschritte?"

„Gewiß, gnädige Frau! Ich bin gekommen, um Madame Z. und Sie zu arretieren."

Betäubt stand die junge Frau da und ließ ihren Blick von Goron zu Frau Z. und von dieser zu Goron schweifen. Kein Wort kam über ihre Lippen.

„Gewiß, gewiß — der Wagen Ihres Geliebten wartet unten auf uns. In diesem Wagen bringe ich Sie nach St. Lazare. Ich will Ihnen diese Schwindeleien gründlich einträнken."

Da fiel die schöne Madame X. vor dem Direktor

der Geheimpolizei auf die Kniee und ergriff seine Hand, und indem sie dieselbe mit ihren Thränen netzte, schrie sie mit erstickter Stimme:

„O, mein Herr, machen Sie mich nicht unglücklich ... ich habe Kinder! O, mein Herr!“

„Sehen Sie denn nicht ein, wie abscheulich das ist, was Sie gethan haben? Sie, eine Frau in solcher Stellung, verführen einen jungen Menschen und zwingen ihn womöglich dazu, ein Verbrechen zu begehen, damit er Ihnen Geld verschaffe. Das ist einfach gemein!“

„O ja, ich weiß, es ist sehr gemein, es ist einfach nicht zu bezeichnen! Aber hören Sie mich an: die da ist schuld, sie hat mich mit ihrem Putz verführt, sie zwang mich förmlich, auf Kredit bei ihr zu nehmen, und als meine Schuld auf 20000 Francs angewachsen war, da stellte sie mir die Wahl, entweder meinem Gatten die Rechnung zu schicken, oder . . .“

„Damit war die Sache natürlich noch nicht beendet,“ fügte Goron hinzu, nachdem er mir diese Episode erzählt hatte. „Als ich nach meinem Bureau zurückkehrte, fand ich den verliebten Jüngling, der auf mich wartete, in höchster Erregung. Ich sagte ihm, daß er das Opfer eines unwürdigen Weibes geworden sei. Er hat mir selbstverständlich nicht ein Wort geglaubt . . .“



Die Agenten der Geheimpolizei.

Die Frage, aus welchen gesellschaftlichen Kreisen sich die Pariser Detektivs rekrutieren, hat mich stets interessiert. Nach der Strenge und Selbstverleugnung, mit der sie ihre Pflichten erfüllen, und nach der Sympathie, der sie sich beim französischen Publikum erfreuen, nahm ich an, daß sie sich zumeist aus innerer Neigung ihrem Berufe gewidmet haben. Goron war es, der mir diese Meinung benahm. „Ich erhalte in der That,“ sagte er, „häufig Besuche von exaltierten jungen Leuten, die bei mir erscheinen, um mir ihre Dienste für das kriminalistische Fach anzubieten. Es sind zumeist Narren, die sich an der Lektüre Gaborio und Montepins übernommen haben und sich für durchaus befähigt halten, in die Brigade der Geheimagenten einzutreten. Ich pflege diese Herren stets mit der größten Liebenswürdigkeit zur Thür hinauszukomplimentieren. Es sind Phantasten, die wir nicht brauchen können. Alle unsere Agenten sind ausnahmslos verabschiedete Soldaten. Wer ein paar Jahre beim Militär gestanden hat, der besitzt schon von vornherein die Haupteigenschaften eines guten Polizeiagenten: er ist an Disciplin gewöhnt und thut ohne Murren seine Pflicht. Er ist tapfer und ausdauernd und besitzt ein Gefühl für Amtsehre. Sie dürfen nicht vergessen, daß die Arbeit eines Agenten im wahren Sinne des Wortes harte Tretmühlenarbeit ist. Ganze Tage und

Nächte, bisweilen sogar mehrere Nächte hinter einander, muß er in Regen, Wind und Schneegestöber auf der Lauer liegen, muß warten, suchen und spüren. Zehnmal am Tage trägt er seine Haut zu Markte; man schießt nach ihm, man sticht mit Messern nach ihm und traktiert ihn bei jeder Gelegenheit mit Schlägen. Und für welchen Lohn erträgt er alles das? Sein Gehalt ist lächerlich gering, der erste beste Arbeiter verdient mehr als er. Er tritt mit 1200 Francs in den Dienst ein. Nach mehrjährigem tadellosen und erfolgreichen Dienste kann er es bis auf 2500 Francs bringen. Von einer Zukunft ist keine Rede. Ist er 50 Jahre alt, dann ist er in der Regel zu nichts mehr nütze; er erhält seinen Abschied, weil man alte Leute für unsern Dienst nicht brauchen kann. Selbst der berühmte Jaume, der ein ganz außergewöhnliches Polizeitalent besitzt und es jetzt glücklich bis zum Inspektor der Geheimpolizei gebracht hat — selbst er hat, alle Belohnungen eingeschlossen, nicht mehr als 6000 Francs im Jahre . . . Übrigens, machen Sie sich doch mit den Leuten bekannt, es wird Sie interessieren; namentlich rate ich Ihnen, Jaume kennen zu lernen. Er ist ein verständiger Mensch und der einzige unserer Agenten, der sich in einer besseren Gesellschaft zu benehmen weiß. Von den übrigen kann man das nicht sagen: wird ein Verbrechen in der höheren Gesellschaft begangen, dann haben wir keine Leute, denen wir die Nachforschungen übertragen können; unsere Leute werden unsicher und verraten sich sogleich."

Ich folgte dem Rate Gorons und machte mich mit Jaume und später auch mit allen übrigen hervorragenden Agenten bekannt. Die Sache hat keine Schwierigkeiten, wenn man nur weiß, wie man es anzufangen hat. Ich hatte zum Cicerone einen jungen Sänger aus dem „Chat noir“, namens Valbel, der ein ganzes Buch über die Geheimpolizei geschrieben hat und, wie es sich von selbst versteht, zu allen Agenten in intimer Beziehung steht.

Ich bemerke, daß die Geheimpolizei im Palais de Justice zu beiden Seiten eines langen, dunklen Korridors, kaum zwei Schritte von den Zimmern des Untersuchungsrichters, placiert ist. Dicht daneben befindet sich auch das anthropometrische Bureau. In diesem Korridor versammelt sich zweimal täglich, namentlich aber zwischen 4 und 6 Uhr nachmittags, die ganze Pariser Reporterschar. Sie kommen zu Jaume, um sich Neuigkeiten zu holen. Aber Jaume ist ein Mann, der mindestens ebenso beschäftigt ist, wie der erste beste Minister. Man trifft ihn nicht zu jeder Zeit an, und er kann nicht immer empfangen. Dann heißt es warten.

Der dunkle Korridor nimmt sich in den genannten Stunden wie ein Klublokal aus. Auch die Polizeiagenten erscheinen hier um diese Zeit, die einen, um über einen Auftrag Bericht zu erstatten, die andern, um sich einen neuen Auftrag zu holen, oder auch nur, um zu schwatzen, Neuigkeiten anzuhören oder solche an den Mann zu bringen, hauptsächlich aber, um sich

wieder einmal den „Repräsentanten der Presse“, mit denen die Agenten in dicker Freundschaft stehen, ins Gedächtnis zu rufen.

„Guten Tag, Rossignol!“

„Guten Tag, Alterchen!“

Man schüttelt sich die Hände und klopft sich gegenseitig auf die Schultern, man lacht und scherzt.

„Weshalb hat man Sie so lange nicht gesehen? Sie haben uns wohl vergessen?“

„Wie könnte man Sie vergessen? Wer ist's denn, der in den Zeitungen mich immer herausstreicht? Dabei schneidet er natürlich ganz gehörig auf,“ sagt der Agent zu mir, dem Neuling in dem vertraulichen Kreise. „Richtig ist's ja, daß das Publikum die Wahrheit nicht liebt. Es will immer etwas Ungewöhnliches, Geheimnisvolles haben. Und dabei weiß es selbst, daß die Dinge sich nicht so verhalten, aber was thut das schließlich? Lügen, nur immer mehr Lügen verlangt es . . .“

Obschon die Polizeiagenten alle gediente Militärs sind, hat doch selten einer einen ausgesprochen militärischen Ausdruck. Den einen könnte man für einen Kanzelisten, den andern für einen Krämer, den dritten für einen Schankwirt, einen kleinen Grundbesitzer, einen „Buchmacher“ halten. Wenn einer von ihnen gut gekleidet ist, dann sieht es so aus, als ob er es eines besonderen Anlasses wegen thäte und nicht alle Tage so ginge. Auch in ihren Gesichtern liegt nichts, das ihr Handwerk verriete. Es giebt schüchterne, bescheidene, lustige und verschlossene Gesichter unter ihnen.

In dem Korridor erscheint ein rundes Männchen mit einem kleinen Schmerbauch und rosigen Wangen, mit einer burschikos aufs Ohr gesetzten Mütze. Er zählt vielleicht 45 Jahre, doch beginnt sein kurz gehaltener Schnurrbart bereits grau zu werden. Er ist auffallend beweglich und macht den Eindruck eines kleinen Rentiers, der einen Spaß verträgt und mit seinem Schicksal zufrieden ist. Es ist Herr Jaume, den wir vor uns sehen. Sogleich bildet sich ein Kreis um ihn, und ein Dutzend Hände strecken sich ihm entgegen. Er hat jedoch keine Zeit, sich auf lange Gespräche einzulassen.

„Na, kommen Sie,“ sagt er im Tone eines vielbeschäftigten Mannes, und die ganze Schar der Journalisten stürmt ihm in sein Bureau nach.

Dieses Bureau ist ein kleines Zimmer, mit gelb getünchten Wänden und dem gewöhnlichen Meublement einer französischen Kanzlei: ein schwarzer Tisch aus Tannenholz, der statt einer Decke mit Löschpapier bedeckt ist, zwei oder drei Stühle, ein schwarzer Sessel mit Strohsitz, ein kleiner Schirm, der mit gelbem, an vielen Stellen zerrissenem Papier beklebt ist. In der Ecke befindet sich ein zweiter, kleinerer Tisch für den Sekretär. Die Wände sind mit billigen Holzschnitten aus illustrierten Journalen geschmückt, in denen die Verhaftung berühmter Verbrecher und ihre Porträts dargestellt sind; ferner die Porträts des russischen Zaren, des Präsidenten Carnot und verschiedener polizeilichen Vorgesetzten, auch Karrikaturen von diesen letzteren und

von Jaume selbst. Vor dem Fenster steht der berühmte Reisekoffer Eyrauds, in dem die Leiche des Advokaten Gouffé verschlossen gewesen war.

Jaume nimmt in seinem Sessel Platz und beginnt im Tone eines Menschen, der davon überzeugt ist, daß jedes seiner Worte mit Andacht vernommen wird, seine Neuigkeiten auszukramen, indem er gleichzeitig den Wert derselben taxiert und sie kritisiert. Als ich ihn zum ersten Mal in der Gesellschaft der Journalisten sah, war die Rede von Gabriele Bompard, die an der Ermordung Gouffés teilgenommen hatte. Diese halbverrückte Person war zu jener Zeit, dank ihrer Jugend und ihrer hübschen Larve, die Heldin des Tages. Man sprach von ihr in den Zeitungen, als ob es sich um eine Wohlthäterin der Menschheit und nicht vielmehr um die verworfene Genossin eines Mörders handelte. Auch das Gericht behandelte sie höchst rücksichtsvoll und nahm von dem geringsten ihrer Wünsche Notiz. Der einzige Jaume ließ sich von ihren Reizen nicht unterjochen. Indem er den Journalisten ihre neuesten Aussagen mitteilte, fügte er hinzu:

„Dieses Mädchen ist ein wahres Scheusal, ich begreife nicht, meine Herren, weshalb Sie so viel Wesens von ihr machen! Sie ist eine ganz verlogene und verschmitzte Person, sie weiß sehr wohl, daß man sich im Publikum für sie interessiert, und schwindelt deshalb ganz unverschämt. Und sie wird so lange mit ihren Lügen fortfahren, bis man aufhört, mit ihr Umstände zu machen. Was soll denn das heißen? Innerhalb

weniger Tage hat sie über dieselbe Sache die allerverschiedensten Aussagen gemacht. Man sollte sie einfach in Einzelhaft bringen und ihr die gewöhnliche Arrestantenkost reichen, dann würde sie schon die Wahrheit gestehen . . ."

In meiner Begleitung befand sich an jenem Tage außer Valbel noch ein französischer Diplomat, der lange in Nordamerika gelebt hatte, wo sich nach einem Gerücht Eyraud damals versteckt hielt. Jaume hatte bis dahin in einem gleichgültigen, fast ärgerlichen Tone gesprochen. Als er jedoch erfuhr, wer unser Begleiter war, spitzte er die Ohren. Er begann den Diplomaten über Nordamerika auszuforschen und stellte recht verständige Fragen. Nachdem jener ihm Bescheid gegeben, versetzte Jaume mit Bestimmtheit:

„Es hat keinen Zweck, den Mann (d. h. Eyraud) zu verfolgen; man kann ihn nur durch Zufall fassen. Das ist kein gewöhnlicher Mörder, sondern ein kluger, gebildeter Mensch, der sich durch die Welt zu bringen weiß."

„Aber erlauben Sie," warf ich ein, „er führt doch das Leben eines Hochstaplers. Überall, wo er war, hat er Spuren seiner Anwesenheit zurückgelassen. Er wollte auch Granger ermorden, weshalb sollte man nicht annehmen, daß er bei einem neuen Verbrechen, vielleicht wieder einer Mordthat, der Polizei in die Hände gerät?"

„Sie irren sich," erwiderte Jaume, „Eyraud wird keinen neuen Mord begehen. Er wollte auch Granger

nicht ermorden, das ist eine von den Lügen der Bompard. Seine Schwindeleien haben nichts zu sagen, sie sind von gar keiner Bedeutung . . .“

Was Jaume vorausgesagt, sollte fünf Monate später buchstäblich in Erfüllung gehen. Die Agenten, die man zur Verfolgung Eyrauds nach Amerika geschickt hatte, kehrten unverrichteter Sache zurück. Eyraud ward zufällig in Havanna durch die spanische Polizei verhaftet.

Dieser bemerkenswerte Scharfsinn Jaumes offenbart sich in allen Affären, an denen er teil nimmt, und grenzt bisweilen an wahre Inspiration. Ich will eine solche Episode erzählen, die in den Anfang des Jahres 1890 fällt. Die kleine Stadt Pont à Mousson wurde durch eine ganze Reihe von Morden, etwa zehn oder elf an der Zahl, buchstäblich terrorisiert. Alle diese Blutthaten waren am lichten Tage vollbracht worden, aber trotz aller Nachforschungen der Ortspolizei blieb der Mörder unbekannt. Da wandten sich die Behörden von Pont à Mousson an Goron mit der Bitte, ihnen einen Spezialagenten zu schicken. Goron übertrug diese Mission an Jaume.

Der geschickte Detektiv verließ Paris um 12 ½ Uhr nachts und kam am nächsten Tage um 10 Uhr morgens in Pont à Mousson an. Es stellte sich heraus, daß, obschon seinerzeit nach jeder einzelnen der vollbrachten Mordthaten eine Untersuchung angeordnet worden war, doch in Wirklichkeit nicht eine einzige Thatsache vorlag, die auf die Spur des Mörders führen konnte. Es mußte somit alles von vorn begonnen werden.

Zunächst brachte Jaume in Erfahrung, daß sämtliche Opfer mit durchschnittener Gurgel und mittelst eines Hammers zerschmetterter Hirnschale vorgefunden worden waren. In der Wohnung eines der Ermordeten fanden sich zwei Knöpfe, der eine von Perlmutter, der andere ein Hosenknopf von Metall. Jaume besuchte die Häuser, in denen die letzten Morde begangen worden waren, und stellte Zeit und Stunde, da die einzelnen Verbrechen vollbracht worden, genau fest. Dieselben hatten in nachstehender Reihenfolge stattgefunden: am 14. Dezember gegen Abend wurden die Eheleute Sulzer, die ein Trödelgeschäft betrieben, ermordet vorgefunden; am 5. Februar war die Holzhändlerin Ferry erschlagen worden, und zwei Tage darauf war ihr die Vorkosthändlerin François gefolgt. Alle waren am Tage und auf dieselbe Art ermordet worden. Endlich teilte die Frau des Schankwirts Symotais dem Agenten mit, daß am Abend vorher, in der Dunkelstunde, ein unbekannter Mann in einem kurzen Mantel, mit über die Ohren gezogener Kapuze, bei ihr erschienen sei und sich so sonderbar benommen habe, daß sie voll Schrecken zu ihrem Manne in das obere Stockwerk hinaufgeeilt sei. Über die Gesichtszüge dieses Unbekannten konnte sie in ihrer Angst keine näheren Angaben machen.

Die Mitteilungen der Symotais machten Jaume nachdenklich. Er begann den Ehemann Symotais auszuforschen, ob nicht in den letzten Tagen irgend eine verdächtige Persönlichkeit bei ihm verkehrt habe.

„Nicht, daß ich wüßte . . .," lautete die Antwort.

„Und doch muß es der Fall gewesen sein," versetzte Jaume hartnäckig, „der Mann mit der Kapuze kam sicher mit unlauteren Absichten." (Er hatte, nach den Worten der Madame Symotais, sich unruhig umgeschaut und gefragt, ob sie allein zu Hause sei.) „Wenn die Sache wirklich so liegt, dann ist er gewiß schon bei Ihnen gewesen, wenn auch nur ein einziges Mal."

Da erinnerte sich Symotais, daß ein paar Tage vorher ein Unbekannter bei ihm zu Mittag gegessen habe, jedoch seine Zeche nicht habe bezahlen können und seine silberne Uhr zum Pfande dagelassen habe. Am nächsten Tage sei er wiedergekommen und habe seine Uhr eingelöst.

„Wann war das?"

Symotais nannte den Tag: es war der 5. Februar, d. h. der Tag der Ermordung der Frau Ferry. Die Zeit, in der der Unbekannte seine Uhr abgeholt hatte, fiel genau mit der Stunde nach Vollendung der Mordthat zusammen.

„Mit was für Münzen hat er bezahlt?" fragte Jaume.

„Mit lauter Kupfergeld."

In der That hatte der Mörder der Frau Ferry nur Kupfergeld erbeutet.

Jaume war fest davon überzeugt, daß er dem Mörder auf der Spur war; es kam jetzt nur darauf an, ihn auch wirklich zu finden. Nach der Beschreibung, die der Agent von den Symotais erhielt, brachte Jaume bald in Erfahrung, daß ein Mann, auf den alle angegebenen Kennzeichen genau paßten, in einer Fabrik

des Städtchens unter dem Namen Doga als Arbeiter beschäftigt war, jedoch seit dem Tage vorher seine Arbeitsstelle verlassen und nach Remirmont gefahren sei, wo seine Familie lebte.

Jaume ließ sich von dem Untersuchungsrichter einen Haftbefehl ausstellen und schickte sich an, so rasch als möglich nach Remirmont zu fahren. Vorher begab er sich noch einmal nach dem Café, um zu frühstücken, und erfuhr zu seinem größten Ärger, daß seine Persönlichkeit bereits in der ganzen Stadt bekannt war. Die Einwohner von Pont à Mousson hatten sich in dichten Haufen angesammelt, um ihn zu sehen. Schon war in der Menge das Gerücht verbreitet, daß der Mörder entdeckt sei. In seiner Angst, daß diese Gerüchte vielleicht zu Doga dringen und dieser sich verstecken könnte, nahm Jaume zu einem kuriosen Kniff seine Zuflucht. Er verlangte Feder und Papier und setzte folgendes Telegramm an Goron auf: „Der Mörder Goldenberg hält sich in Köln versteckt, bin eben im Begriff, ihm nachzureisen.“ Als Jaume das Café verließ, „vergaß“ er das Telegramm auf dem Tische. Zehn Minuten später war der Name des vermeintlichen Mörders bereits im Munde der ganzen Stadt. Jaume fuhr inzwischen in einem Schlitten — die Landstraße war mit hohem Schnee bedeckt — nach Remirmont. Ich will die Einzelheiten der Festnahme Dogas hier nicht alle wiedergeben und bemerke nur, daß, als Jaume nach Pont à Mousson zurückkehrte, man ihn mit geräuschvollen Ovationen empfing. Die ganze

Stadt, mit dem Maire und dem Gemeinderat an der Spitze, ging ihm entgegen. Ein weißgekleidetes junges Mädchen küßte ihn im Namen der Stadt und überreichte ihm ein prächtiges Bouquet.

Seltsamer Weise ist derselbe Mann, der gleichsam von der Natur zum Detektiv bestimmt scheint, der Überzeugung, daß er seinen Beruf verfehlt habe. Sein Ideal ist — das Theater. Wenn er am Tage eine freie Stunde hat, benutzt er sie, um Theaterstücke melodramatischen Inhalts zu dichten. Man sagt, daß sie von viel Geschick und Phantasie zeugen. Ist er am Abend frei, dann geht er in die Comédie française. Wenn er einmal zur Nachtzeit unerwartet gebraucht wird, dann wissen seine Vorgesetzten ganz genau: ist er nicht zu Hause, so ist er im Theater, wo man ihn dann herausholt.



George Bonjean und sein Werk.

Als ich mich im Anfang der achtziger Jahre mit der Frage der Trunksucht in Frankreich beschäftigte, erregte eine ebenso sonderbare wie unwahrscheinliche Thatsache meine Aufmerksamkeit: Frankreich, dieses Land der Freiheit und der Volksmajestät, wirft 150 000 Kinder aufs Pflaster der Straße, und weder die Regierung, noch die Gesellschaft thut auch nur das Geringste, um sie zu retten.

Diese Unglücklichen befinden sich gänzlich in der Gewalt der Polizei. Die kleinen Vagabunden treiben sich in den Gassen der Städte und auf den Landstraßen umher, schlafen in Steinbrüchen, auf Neubauten, auf den Bänken der äußeren Boulevards. Zur Nachtzeit, wenn das Publikum die Theater verläßt, stürzen ganze Haufen abgerissener und ermüdeter Kinder den Theaterbesuchern entgegen, mit dem Anerbieten, ihnen einen Wagen zu besorgen, oder sie öffnen den Wagenschlag und halten die Hand nach einem Trinkgeld hin. Bisweilen flüstern sie, während sie den Kutschenschlag zuwerfen, dem Fahrgast ein widerwärtiges Anerbieten ins Ohr. Die Polizei verfolgt diese armen kleinen Staatsbürger im Interesse der Sittlichkeit und des öffentlichen Anstands mit unnachsichtlicher Strenge. Man arretiert sie, man sperrt sie in die Gefängniswagen und transportiert sie nach dem Depot; damit ist die Sache gewöhnlich abgemacht.

Weiter unten werde ich die düstern kleinen Zellen unter der Treppe des prächtigen Palais de Justice schildern, in denen, mangels einer besseren Unterkunft, diese schmutzigen, runzeligen kleinen Affen eingesperrt werden. Wie oft habe ich später an diese unglücklichen kleinen Tiere unter der Treppe des Justizpalastes gedacht, wenn ich in dem noch prächtigeren Palais Bourbon saß und die hochweisen Reden über die Notwendigkeit irgend eines Ministersturzes, die Abschaffung der Unterpräfekturen oder die Unerläßlichkeit der Trennung von Kirche und Staat zu meinen Ohren drangen!

Was für eine widerliche Lüge, was für ein häßliches Ding schien mir da die Politik zu sein, zumal jene Politik, die im Namen des souveränen Volkes getrieben wird!

Die kleinen Vagabunden bleiben nicht lange unter jener Treppe: zwei, drei, fünf Tage höchstens, dann läßt man sie wieder laufen. Aber bald werden sie wieder arretiert, und so sind sie abwechselnd bald in Freiheit, bald im Gefängnis, bis sie anfangen zu stehlen und in irgend einer Spitzbubenbande Aufnahme finden.

Wenn sie erst stehlen können, dann giebt es schon mehr Platz für sie: in der „kleinen“ La Roquette, in der Besserungsanstalt, im Zwangsarbeitshause oder endlich in Numea. Die Besserungsanstalten scheinen ihren Zweck bei diesen Zöglingen freilich nur mangelhaft zu erfüllen, wenn man nach einem Vorkommnis urteilen darf, das sich kürzlich in Douaire zugetragen hat. Siebenhundert jugendliche Korrigenden hatten dort gegen einen ihrer Aufseher eine Verschwörung angezettelt und an einem festgesetzten Tage ihm mittelst eines Beilhiebes den Schädel zerspalten.

Die Staatsmänner, die mit ihren Wahlangelegenheiten und dem Stürzen der Ministerien beschäftigt sind, haben keine Zeit, an diese verlorenen Kinder zu denken, und so mehrt denn das jugendliche Verbrechertum sich von Tag zu Tag. In den letzten fünfzig Jahren ist es um 190% gestiegen.

Zum Glück giebt es in Frankreich noch Leute, die sich nicht bloß mit Politik beschäftigen, und denen die

Beseitigung menschlicher Leiden wichtiger erscheint, als das Einfangen von Wählerstimmen. Zu diesen seltenen Männern müssen wir die edle Erscheinung des Herrn George Bonjean rechnen, der als Richter am Seine-Tribunal fungiert.

Herr Bonjean ist der Sohn des gleichnamigen Appellationsgerichts-Präsidenten, der durch die Communarden als Geisel verhaftet und zugleich mit andern Opfern am 24. Mai 1871 im Gefängnis La Grande Roquette hingerichtet wurde. Am Abend vor seinem Tode hatte der Greis, der noch nicht wußte, welches Schicksal ihm bevorstand, an seine Familie einen Brief gerichtet, in dem er unter anderm folgendes schrieb: „Ich fühle, daß dies mein letzter Brief ist. Von ganzer Seele verzeihe ich meinen Henkern und bitte Euch, dasselbe zu thun. Wenn es Euch schwer fallen sollte, so denkt an die Worte Christi: ‚Selig sind die, welche leiden um der Wahrheit willen‘.“

Zur Zeit, da der alte Bonjean hingerichtet wurde, stand sein ältester Sohn George als Soldat auf dem Fort Vanne, wo er in den Scharmützeln mit den Deutschen jeden Augenblick sein Leben aufs Spiel setzte. Getreulich erfüllte er das Vermächtnis seines Vaters. Bei keinem der Kriegsgerichte, die damals stattfanden, war in der Zeugenliste der Name Bonjean verzeichnet. Aber George Bonjean that noch mehr. Als nach der Niederwerfung der Commune Tausende von verwaisten Kindern auf das blutbefleckte Pflaster von Paris geworfen waren und alle Welt sich mit Schrecken von

diesen unglücklichen kleinen Waisen abwandte, las der junge Bonjean so viele von ihnen, als er nur konnte, auf der Straße auf und brachte sie auf seiner Besitzung in Orgeville unter. Er lehrte sie lesen und schreiben, unterwies sie in den ländlichen Arbeiten, lebte und arbeitete gemeinschaftlich mit ihnen. Die Kinder liebten ihn wie ihren eigenen Vater, und der Erfolg seiner Bemühungen übertraf jede Erwartung. Viele reiche Leute sandten Geldsummen an Bonjean, um ihm die Erweiterung seines wohlthätigen Asyls zu ermöglichen.

Bonjean wies anfangs alle Gaben zurück, er war selbst reich und bedurfte keiner Geldunterstützung für seine Anstalt in Orgeville. Aber sein Unternehmen wuchs und wuchs, und da die Erfahrung ihm die Überzeugung beibrachte, daß es überhaupt keine von Haus aus verdorbenen Kinder gebe, und daß durch richtige Behandlung und gutes Beispiel sie alle in ehrbare und nützliche Mitglieder der Gesellschaft verwandelt werden können, so kam dieser treffliche Mann auf den Gedanken, seine philanthropische Privatanstalt in ein gemeinnütziges National-Institut zu verwandeln.

Er wandte sich an das Publikum mit einem Aufruf, in dem er mit schlichten, aufrichtigen Worten die Lage der verlassenen Kinder schilderte und das Publikum beschwor, ihnen Hilfe zu bringen und sie davor zu bewahren, daß sie dem in erschreckender Weise anwachsenden Verbrechertum zum Opfer fielen.

Das war im September 1879. Der Aufruf fand Anklang, die gesamte Presse druckte ihn ab, und lieh

ihm ihre Unterstützung. Ein Jahr darauf bestätigte der Minister des Innern das Statut einer neuen Gesellschaft, die den Namen „Société générale de protection pour l'enfance abandonnée ou coupable" (Allgemeine Gesellschaft zum Schutz der verlassenen und verwahrlosten Kinder) trug. Vier Jahre später zählte die Gesellschaft bereits 8000 Mitglieder und arbeitete mit einem Budget von 333,720 Francs; die Zahl der aufgenommenen Kinder betrug 1745, und die Gesellschaft verfügte bereits über 25 Anstalten. Ende 1886 standen 3351 Kinder unter dem Schutze der Gesellschaft, und die Aktiva derselben betrugen 394,258 Francs. Gegenwärtig ist die Zahl der Mitglieder auf 17,000 angewachsen. Außerdem hatte ein gewisser Königswarter, der einige Jahre vorher verstorben war, dem Staate eine Million Francs vermacht, unter der Bedingung, daß von diesem Kapital Ackerbaukolonien nach dem Muster der Anstalten von Orgeville errichtet würden, und daß von den acht Mitgliedern des Komités, das mit der Verwaltung dieser Kolonie betraut werden sollte, fünf dem Verwaltungsrat der „Gesellschaft zum Schutze der verlassenen und verwahrlosten Kinder" angehören sollten. Mit andern Worten: George Bonjean und seine beiden Brüder Maurice und Jules, d. h. der Präsident der Gesellschaft, ihr erster Verwaltungsbeamter und ihr Sekretär waren als lebenslänglicher Vorstand dieser neuen Kolonie eingesetzt. Im Jahre 1887 endlich machte Herr Bonjean der Gesellschaft seine Besitzung Orgeville zum Geschenk. Der Wert

dieser Schenkung überstieg nach der Schätzung Sachverständiger eine Million Francs.

Ich hegte längst den Wunsch, Herrn Bonjean kennen zu lernen, aber dieser Mann ist wie ein unsichtbares Zauberwesen, das sich nicht festhalten läßt. In der Gesellschaft verkehrt er nicht, und in seinem Heim ist er niemals anzutreffen. Er hatte mir einst eine Zusammenkunft früh am Morgen bewilligt, und ich erschien zur festgesetzten Stunde. Ich erfuhr jedoch, daß er bereits um 2 Uhr nachts telegraphisch irgend wohin nach dem nördlichen Frankreich abgerufen worden sei. Er befindet sich immer unterwegs. Unter seiner Leitung stehen etwa 30 Kolonien, die über ganz Frankreich, selbst bis nach Algier hin zerstreut sind. Er will alles selbst sehen, dort Meliorationen vornehmen, da neue Saatversuche anstellen, und darum ist er ewig beschäftigt. In Paris pflegt er zugleich mit den Hühnern aufzustehen, frühstückt um sieben Uhr morgens, trifft seine Anordnungen für den ganzen Tag, sucht dann seine Lieferanten auf, kauft Maschinen, besucht chemische Laboratorien, analysiert allerhand Düngmittel und Bodenarten oder sucht irgend welche besonderen Samensorten. Ist er hungrig,dann kehrt er in der ersten besten Garküche ein, sättigt sich rasch und eilt gleich wieder weiter. Wenn er dann endlich in Paris nichts mehr zu thun hat, fährt er nach Orgeville hinaus, um auszuruhen.

Dieses „Ausruhen“ besteht darin, daß er seinen Arbeitskittel anlegt und gemeinsam mit seinen Pfleg-

lingen säet, mäht und den Acker bestellt, Getreide auf die Speicher bringt, Heu auf den Wagen ladet oder vom Wagen nach dem Heuboden bringt.

Endlich hatte ich doch das Glück, ihn anzutreffen, aber gleichzeitig mit mir warteten wenigstens fünfzehn Leute auf ihn. Bonjean bewohnt in Paris ein eigenes Haus, in dem selbstverständlich auch seine „Gesellschaft“ untergebracht ist. Das Meublement des Empfangszimmers besteht aus Spinden, die mit Geschäftsbüchern angefüllt sind, und aus eichenen Tischen, auf denen sich ganze Stöße von Schriftstücken, allerhand Packete u. s. w. befinden. An den Tischen arbeiten verschiedene Commis, deren Federn in fieberhaftem Eifer über das Papier hinfliegen, während andere Bedienstete des Instituts geschäftig ein- und aus gehen. Wenn man das alles beobachtet, kommt man unwillkürlich auf den Gedanken: „Das ist mal ein großartiges Haus, hier wird sicherlich ein schönes Stück Geld verdient!“ Eins nur überrascht uns an diesem Ort: alle Mitarbeiter des Herrn Bonjean, vom ersten Beamten, seinem Bruder Maurice, an bis zum letzten Comptoirdiener haben offene, intelligente und gutmütige Physiognomieen, als ob sie eigens ausgesucht wären.

Die beiden jüngeren Brüder des Herrn Bonjean sind Advokaten; sie sind beide unverheiratet und haben ihre Praxis sowie jede andere Carriere aufgegeben, um ihre Zeit und ihr Vermögen ganz dem Dienste der Gesellschaft zu weihen.

In einem kleinen Zimmer, hinter einem großen

Mahagonischreibpult, das mit hohen Papierbergen bedeckt war, erblickte ich einen hochgewachsenen, breitschultrigen, stattlichen Blondin mit dem roten Bande der Ehrenlegion im Knopfloch. Die kühngeschwungene Adlernase und die hohe weiße Stirn geben seinem Gesichte einen gewissen stolzen, aristokratischen Ausdruck. Sein von rötlichem Bartwuchs umrahmtes Gesicht zeugt jedoch von so viel milder und heiterer Güte, und die grauen Augen strahlen so viel Herzlichkeit aus, daß ich, als ich ihm die Hand reichte, einen alten Bekannten und lieben Freund zu begrüßen wähnte.

Zwei Minuten darauf setzte Herr Bonjean mir bereits in lebhaftem und überzeugungsvollem Tone auseinander, wieviel Mühe und Arbeit ein Mann zu ertragen habe, der sich für das Schicksal seiner armen und leidenden Mitmenschen interessiert. Er schien von wahrem Entsetzen erfüllt über die Masse menschlichen Elends und die Gleichgiltigkeit der Gesellschaft, die nichts zur Beseitigung desselben unternimmt.

„Da sind z. B. die Invaliden der Arbeit! Sein ganzes Leben arbeitet solch ein Mensch, ist stets ehrlich und seinem Lande nützlich gewesen, und nun, da das Alter kommt, bleibt ihm nichts übrig, als zum Bettelsack zu greifen, oder sich aufzuhängen. Ist das wohl recht und billig? Sollte man nicht jegliche Politik beiseite lassen und vor allem irgend etwas zur Erleichterung des Schicksals dieser Unglücklichen thun?“

Von seiner „Gesellschaft“ sprach Bonjean wie von irgend einem geschäftlichen Unternehmen, das ihm wer

weiß welchen Vorteil bot. Er setzte mir die verschiedenen Erziehungssysteme auseinander, die bei den verlassenen und verwahrlosten Kindern zur Anwendung kommen, unterwarf sie einer scharfen Kritik und verteidigte seine eigene, in neunjähriger Praxis mehr und mehr vollendete Methode.

Diese Kinder werden zu Arbeitern und zu braven Dienern des Vaterlandes, d. h. zu Soldaten erzogen. Alle Anstrengungen ihrer Erzieher gehen darauf aus, sie an ein ordentliches Leben zu gewöhnen. Beständig haben sie irgend eine vernünftige Beschäftigung vor, sie sollen alle ein Handwerk lernen, und zwar wie sich's gehört, auf praktischem Wege, als richtige Arbeiter. Das Leben in der Anstalt ist vollkommen militärisch geregelt. Alles geht pünktlich nach der Uhr, unter der Aufsicht von verabschiedeten Soldaten vor sich. In den arbeitsfreien Stunden werden die Zöglinge im Marschieren, Schießen, ja selbst in der Militärmusik unterwiesen.

Ich hatte sämtliche Berichte der Gesellschaft durchgearbeitet, selbst die beiden umfangreichen Bände, die den Bericht über den von Bonjean einberufenen und im Juni 1883 abgehaltenen „Kongreß zum Schutze der verlassenen Kinder“ enthielten. Ich war daher mit allem, was mir Herr Bonjean jetzt mitteilte, bereits einigermaßen vertraut und wollte nur mich mit eigenen Augen vom Betriebe der Anstalt überzeugen. Herr Bonjean versprach mir auch, mich am ersten freien Tage auf seiner Ackerbau-Kolonie in Orgeville umherzuführen.

Einige Monate lang mußte ich auf diesen „freien Tag" warten. Endlich erhielt ich eines Tages im Juli ein Telegramm, das mich für den nächsten Tag, einen Sonntag, nach dem Pariser Bureau der Gesellschaft einlud. Von hier aus sollte ich nach Orgeville hinüberfahren. In Begleitung eines mir bekannten Franzosen begab ich mich nach dem genannten Bureau, Rue de Lille 40, wo sich noch ein japanischer Polizeibeamter namens Karavaji, der von seiner Regierung zum Studium der verschiedenen Strafsysteme nach Europa gesandt worden war, zu uns gesellte. Einer der Beamten der Gesellschaft, ein ehrenwerter und praktischer Mann, verabschiedeter Kapitän seines Zeichens, dessen Brust mit Orden bedeckt war, ward uns zur Begleitung beigegeben.

Orgeville liegt im Aire-Departement, und ist von Paris in zweistündiger Eisenbahnfahrt zu erreichen. Die Landschaft ist recht malerisch, waldreich, mit mildem und gesundem Klima. In den neun Jahren, die seit Begründung der Kolonie verflossen sind, ist nicht ein einziger Todesfall vorgekommen. Herr Bonjean kam uns mit dem Direktor der Kolonie entgegen, und wir begannen sogleich die Besichtigung.

Die Kolonie stellt eine große Musterwirtschaft mit allen modernen Einrichtungen und Verbesserungen dar. Obwohl es Sonntag war, befanden sich doch, da gerade gutes Wetter herrschte, alle Zöglinge an der Arbeit. Auch die Bauern der umliegenden Farmen waren auf dem Felde. Wir besuchten zunächst die Schlafsäle und

überzeugten uns schon hier von dem praktischen Geiste der Bonjeanschen Methode. Der ungeheure, durch zwei übereinander liegende Reihen von Fenstern erhellte Saal war in etwa 30 holzverkleidete kleine Zellen eingeteilt. In jeder derselben stand eine eiserne Bettstelle mit einer Matratze und einer Decke aus dickem Militärtuch, ferner ein Tischchen und ein Kleiderständer.

Auf diese Weise waren die Nachteile des gemeinsamen Schlafens beseitigt und gleichzeitig jedem einzelnen Pflegling ein besonderer Winkel zugewiesen, in dem er sich zu Hause fühlte. Die Aufsicht über die Kinder ist leicht und bequem auszuführen. Sie ist übrigens so gut wie überflüssig, denn sie arbeiten am Tage so viel, daß sie froh sind, ins Bett zu kommen, und sogleich in festen Schlaf sinken.

„Obschon ein großer Teil der Kinder", sagte Herr Bonjean, „auf Grund gerichtlicher Urteile zu uns geschickt wird, so werden sie doch bei uns in voller Freiheit gehalten. Wir kennen hier weder Schlösser noch Riegel, die Thüren stehen angelweit offen, will einer fortlaufen — nichts leichter, als das. Gleichwohl ist bisher nicht ein einziger Fluchtversuch vorgekommen. Unser Prinzip ist nicht die Strenge, sondern Milde und Einwirkung auf die Überzeugung. Die Kinder begreifen das sehr wohl."

Wir setzten die Besichtigung der Farm fort, besuchten das Klassenzimmer, die Pferdeställe, die Molkerei, die Küche, den Speicher. Ein mächtiger Heuwagen fuhr eben in den Hof ein. Ein sonnverbrannter,

muskulöser Bursche von 17 Jahren begleitete ihn. Er führte das Pferd am Zügel und lenkte den Wagen nach einer eisernen Plattform; dann blickte er nach einem Pfeil, zog ein Notizbuch hervor und schrieb etwas in dasselbe.

„Was macht er denn da?“ fragte ich.

„Er stellt das Gewicht des Heues fest. Das ist der Ordnung wegen unerläßlich. Alle Produkte derselben Art kommen unter eine Rubrik, und wir kennen ihr Gewicht und ihre Anzahl mit mathematischer Genauigkeit.“

„Weshalb haben Sie hier so wenig Zöglinge? Die Farm ist doch groß und an Acker, wie es scheint, kein Mangel?“

„Wir haben 150 Acres Land. Früher hatten wir hundert Pfleglinge und darüber, aber die Erfahrung hat gezeigt, daß das unpraktisch ist. Unsere Aufgabe besteht darin, tüchtige Arbeiter heranzubilden, die, sobald sie uns verlassen, ohne weiteres eine Stelle annehmen können und von ihren Arbeitgebern geschätzt werden. Wollen wir das erreichen, so muß jeder Zögling alle landwirtschaftlichen Arbeiten der Reihe nach praktisch kennen lernen. Sind dagegen auf einem Fleck zu viel Schüler zusammengepfercht, dann lernt keiner von ihnen etwas Rechtes, und alle Mühe ist umsonst aufgewandt. Sie werden das aus folgendem Beispiel ersehen: damit jemand die Bestellung des Ackers gehörig erlerne, sind mindestens sechs Monate erforderlich. Eine Kolonie von 200 Hektar braucht

nicht mehr als fünf Pflüge. Innerhalb eines Jahres können also alles in allem nur zwei Gruppen von je fünf Mann gehörig ausgebildet werden. Wenn Sie nun in einer solchen Kolonie 100 Mann unterbringen, dann bleiben 90 übrig, die mit dem Pfluge nicht umzugehen wissen. Wir haben hier 29 Leute, doch haben sie nicht alle dieselbe Beschäftigung. Es giebt bei uns Gärtner, Kutscher, Köche u. s. w."

Wir schritten weiter über den Hof und blieben vor einer Gruppe von Zöglingen stehen, die fröhlich bei der Arbeit waren. Sie brachten das Heu auf den Heuboden. Die Sonntagsarbeit wird besonders belohnt: sie erhalten bei Tisch einen Teller mehr und außerdem eine Marke, für die sie sich kaufen können, was sie wollen, nur keine geistigen Getränke.

Die jungen Leute grüßten uns freundlich und fuhren in ihrer Arbeit fort. Hinter dem Hause befindet sich eine kleine Kirche. Dort steht ein kleines Marmordenkmal, auf dem in goldenen Buchstaben folgende Inschrift eingemeißelt ist: „Dieses Denkmal bedeckt die blutige Erde, welche an jenem Orte aufgesammelt ward, an dem der Präsident Bonjean als ein Opfer seiner stoischen Pflichttreue am 24. Mai 1871 den Tod erlitt, zugleich mit seinen ehrwürdigen Martyriumsgenossen, dem Erzbischof von Paris Monsignore Darbois, dem Abt Deguerry, Allard, Clerc und Ducoudray".

Abseits von dem Denkmal befindet sich eine Nachbildung der kleinen Gefängniszelle, in der Bonjeans

Vater vor seinem Tode eingekerkert gewesen war. Tisch, Bett, Bücher und viele andere Gegenstände, die sich in der Zelle des unglücklichen Greises befanden, sind unmittelbar aus dem Gefängnis hierher gebracht worden. Diese Reliquien werden von der Familie des Verstorbenen pietätvoll aufbewahrt. Tief gerührt verließen wir die Kirche. Über das Gesicht meines französischen Bekannten, eines älteren Mannes, rannen große Thränen. Er schien sie nicht zu fühlen und hörte eifrig die Mitteilungen Bonjeans über seinen Vater an.

Der alte Bonjean war fern von Paris auf Urlaub gewesen, als daselbst der Aufstand ausbrach. Alle Behörden hatten die Hauptstadt verlassen, der biedere Alte jedoch blieb fest bei dem Entschluß, allein, ohne Familie, nach Paris zu fahren.

„Weshalb fährst Du denn hin?“ fragte seine Gattin.

„Mein Urlaub ist zu Ende, ich muß auf meinen Posten zurückkehren.“

„Aber es ist doch kein Mensch in Paris anwesend!“

„Dann werde ich wenigstens da sein, ich bin Präsident des Gerichts und muß mit gutem Beispiel vorangehen.“

Der ehrenwerte Greis fiel als Opfer seiner Diensttreue.

Herr George Bonjean ist ein gläubiger Katholik, er nimmt jedoch in seine Kolonie Kinder jeder Konfession auf. Er hat da beispielsweise einen Juden und mehrere Protestanten, und auch griechische Rechtgläubige waren bereits da. Er zwingt niemanden, die Kirche

zu besuchen, und denkt nicht daran, Proselyten zu machen. Unter den aktiven Mitgliedern der Gesellschaft befindet sich neben katholischen Priestern und reformierten Pastoren auch ein jüdischer Rabbiner. In der Schenkungsurkunde, durch welche Bonjean der Gesellschaft seine Besitzung vermachte, stand nur die einzige Bedingung: „Sofern die Gesellschaft irgend einmal aufhört, tolerant zu sein, und die eine Konfession auf Kosten der andern bevorzugt, wird die Schenkung nichtig."

Durch einen prächtigen, schattenreichen Park, in dem das Haus des Herrn Bonjean steht, schritten wir aufs Feld hinaus. Wir hatten einen sonderbaren Anblick: das ganze ausgedehnte Gefilde war in kleine Parzellen geteilt und stellte gleichsam eine Kollektion aller nur erdenklichen Kulturen dar. An der einen Stelle wuchs z. B. mannshoher Weizen, dessen Halme sich unter der Last der schweren Körner bogen. Dicht daneben lag ein zweites, dürftig bestandenes, von Ranunkeln, Mohn und anderem Unkraut überwuchertes Weizenfeld. Hier war das Feld eine kahle Fläche, und dort begegnete das Auge dem wohlthuenden dunklen Grün üppiger Kartoffelpflanzungen.

Was hatte das zu bedeuten? Es stellte sich heraus, daß Herr Bonjean sich nicht damit begnügt, einfach nur gute Landarbeiter heranzubilden. Er ist vielmehr bemüht, solche Landwirte zu erziehen, welche die vaterländische Kultur vorwärts zu bringen und zu vervollkommnen imstande sind. Er hat zu diesem Zweck

sein Landgut in ein großes Versuchsfeld umgewandelt. Er zeigt seinen Zöglingen auf praktischem Wege, daß eine gewisse Weizensorte den Kampf mit dem Unkraut zu bestehen vermag, während eine andere Sorte dem letzteren erliegt, daß ein bestimmtes Düngemittel, wenn es beim Händler gekauft wird, teurer zu stehen kommt und schlechter ist (weil nämlich auch hier häufig Verfälschungen vorkommen), als wenn dasselbe Düngemittel auf dem eigenen Grund und Boden bereitet wird. Sobald Herr Bonjean irgend eine agronomische Entdeckung macht, dann begnügt er sich nicht damit, sie seinen Schülern mitzuteilen, sondern bereist auch die benachbarten Dörfer und Farmen und fordert die Bauern auf, sich von den Vorzügen der einen und anderen seiner Verbesserungen persönlich zu überzeugen. Die Resultate seiner Beobachtungen und Meliorationsversuche giebt er in den landwirtschaftlichen Gesellschaften, auf Ausstellungen und Preiskonkurrenzen öffentlich bekannt, wo die von ihm ausgestellten Produkte schon manche Medaille und manchen Preis erhalten haben.

Was die Schützlinge der Kolonie Orgeville anlangt, so werden sie zu so tüchtigen Arbeitern herangebildet, daß die Landwirte der Umgegend sich förmlich um sie reißen. Ein Schützling Bonjeans ist von vornherein bestens empfohlen. Mit welchem Stolze erzählte mir Herr Bonjean, daß einer seiner früheren Schüler, der als gewöhnlicher Arbeiter auf einem Landgute Aufnahme gefunden hatte, sich kürzlich mit der Tochter

seines Arbeitgebers verheiratet habe und selbst Eigentümer geworden sei. Ein anderer Schüler Bonjeans trat in einen landwirtschaftlichen Betrieb ein und heiratete gleichfalls die Tochter des Besitzers. Jetzt nimmt er selbst besserungsbedürftige Kinder bei sich auf. Ein dritter ist kürzlich Chef einer großen Handelsfirma geworden.

Ein großer Teil der Zöglinge tritt beim Verlassen der Anstalt in die Armee ein. Die Verbindung mit Herrn Bonjean wird dadurch keineswegs unterbrochen. Er steht mit den jungen Leuten in beständiger Korrespondenz. Ich habe selbst viele der Briefe, die ihm zugehen, gelesen. Die früheren Pensionäre teilen Herrn Bonjean die geringsten Einzelheiten aus ihrem Leben mit, mit einer kindlichen Vertraulichkeit und Naivetät, als ob sie an die eigene Mutter schrieben. Einer beispielsweise, der als Matrose nach Bordeaux ging, beeilt sich, seine Ankunft daselbst sogleich dem „Herrn Direktor" zu melden, schildert seine erste Fahrt, seine leichte Erkrankung, entschuldigt sich, daß er ihm noch nicht die Stadt, und was er daselbst gesehen, beschreiben könne; sobald er alles in Augenschein genommen, würde er ihm sogleich eine genaue Schilderung senden.

Häufig teilen ihm die jungen Soldaten ihre Beförderung oder sonstige Auszeichnung mit, die ihnen zuteil geworden. Einer erhielt in Tongking die Tapferkeits-Medaille (es waren noch mehr solcher da), ein anderer war zum Korporal, zum Unteroffizier, zum Sergeanten befördert worden. Da die Pfleglinge der

Gesellschaft eine treffliche, militärisch zugeschnittene Erziehung erhalten, so machen sie bei den Regimentern rasch ihr Glück. Sehr häufig schicken die früheren Zöglinge Herrn Bonjean auch ihre Porträts, „in der Hoffnung, daß es ihm angenehm sein werde“. Die Gesellschaft schickt ihnen ihrerseits von Zeit zu Zeit kleine Geschenke an Wäsche, Kleidern oder Geld. Sie zieht auch häufig bei den militärischen Vorgesetzten und den Arbeitgebern Erkundigungen über die Aufführung ihrer Schützlinge ein. Die Auskunft lautet jedesmal recht befriedigend.

Als wir vom Felde heimkehrten, lud uns Herr Bonjean zum Eintritt in seine Privatwohnung ein. Wir durchschritten den Park und sahen in demselben zwei rotwangige, kräftige Kinder, einen Knaben und ein Mädchen von sieben und neun Jahren, die sich mit Reifenschlagen belustigten. Es waren die Kinder unseres vortrefflichen Wirtes. Im Empfangssalon wurden wir Madame Bonjean vorgestellt. Sie ist eine schöne Blondine von dreißig Jahren, mit ebenso gütigem und freundlichen Gesichte wie ihr Gatte und von einer Gastfreundlichkeit, die mich lebhaft an unsere russischen Gutsbesitzerinnen erinnerte. Sie ist eine recht tüchtige Aquarellistin. In dieser Familie atmet alles Frohsinn und gesundes Glück.



Die öffentliche Wohlthätigkeit in Paris. Die verlassenen Kinder.

Nicht weniger als 45,097 Kinder fallen in Paris und Umgebung der Fürsorge der öffentlichen Wohlthätigkeitseinrichtungen anheim. Mit anderen Worten: es giebt fast ebenso viele Elternpaare, die entweder nicht imstande, oder nicht gewillt, oder endlich nicht würdig sind, ihre Nachkommenschaft selbst zu erziehen. Wenn man von der (weniger als drei Millionen betragenden) Einwohnerzahl des Seine-Departements die Minderjährigen und Greise abzieht, wenn man im Auge behält, daß es in Paris zahlreiche Paare giebt, die absichtlich die Erzeugung von Nachkommen verhindern, wenn man endlich in Betracht zieht, daß in der übrigen Bevölkerungszahl nicht wenig solche vorhanden sind, die ihre Kinder vor oder selbst nach der Geburt beseitigen — dann ergiebt sich ein geradezu erschreckendes Resultat. Auf je zwanzig Paare erwachsener Männer und Frauen kommt ein Paar, das auf die eine oder andere Weise sich von seinen Elternpflichten lossagt. Und das geschieht an einem der civilisiertesten Punkte der Welt! Was soll man von jenen glücklichen Staaten denken, die zwar eine Geschichte besitzen, jedoch in Bezug auf die Statistik sich nicht die geringste Sorge machen und selbst nicht wissen, was bei ihnen geschieht!

Paris ist in dieser Hinsicht eine typische Stadt. Es ist in erster Linie reich: für wohlthätige Zwecke

allein werden aus Gemeindemitteln nicht weniger als 40 Millionen jährlich im Budget angesetzt. Es ist zweitens um die Erleichterung des Loses seiner vom Schicksal heimgesuchten Einwohner wirklich besorgt und übt diese Fürsorge in liberaler und humaner Weise, ohne zwischen Einheimischen und Fremden einen Unterschied zu machen. Bemerkenswert ist ferner, daß Paris nicht die Gewohnheit hat, seine Gebrechen und Krankheiten zu verheimlichen: alles geschieht da in hellstem Tageslicht, offen und ehrlich. Wer Lust hat, kann kommen und schauen und dann tadeln oder loben, wie es ihm gefällt.

Ich kam zum Direktor der Pariser Wohlthätigkeitsanstalten, Herrn Peyron, und sagte ihm, daß ich gern alles kennen lernen möchte, was seine Verwaltung für die den Launen des Schicksals überlassenen Kinder thut. Herr Peyron empfing mich nicht nur mit gewohnter Liebenswürdigkeit, sondern schien sogar geschmeichelt, daß ein Fremder bei ihm erschien, um die von ihm geleiteten Anstalten in Augenschein zu nehmen. Er erklärte mir alles, was mich interessieren konnte, gab mir bei der Besichtigung der Anstalten, um die es sich handelte, einen seiner Beamten zur Begleitung, und als ich nach Hause kam, fand ich einen ganzen Viertelzentner von geschickt zusammengestellten Berichten über den gegenwärtigen Stand und die Geschichte der Pariser Wohlfahrtseinrichtungen, soweit sie sich auf die verlassenen Kinder in Paris und dem Seine-Departement beziehen.

Ich hatte in dieser Hinsicht sehr pessimistische Ansichten. Das hatte darin seinen Grund, daß meine Kenntnisse über den Gegenstand nur bis zum Jahre 1881 reichten, in welchem die Lage der verlassenen Kinder, wie wir oben gesehen haben, in der That eine ganz entsetzliche war. Die sogenannten „tours“ sind bei den Erziehungshäusern bereits seit 40 Jahren abgeschafft worden. Dadurch hoffte der Gesetzgeber naiver Weise die Zahl der ausgesetzten und verlassenen Kinder zu vermindern, in Wirklichkeit jedoch ergab sich, daß nur die Kindermorde und die künstlichen Frühgeburten durch jene Maßregel vermehrt worden sind. Die da und dort ausgesetzten Säuglinge mußten gleichwohl aufgelesen und erzogen werden. Die Ablieferung der Kinder durch die Mutter selbst war freilich seitens der Erziehungshäuser mit so vielen Formalitäten verknüpft worden, daß die unglücklichen Weiber, welche die Not zur Trennung von ihren Kindern zwang, es vorzogen, ihr Kind einfach auf der Straße auszusetzen, um es nur nicht mit der Behörde zu thun zu haben.

Mit empörender Heuchelei leugnete das Gesetz geradezu das Vorhandensein verlassener Kinder, soweit sie nicht als Säuglinge ausgesetzt wurden und noch Eltern hatten, wenn selbst diese Eltern dem Verbrechen und Laster ergeben waren und sich um ihren Nachwuchs durchaus nicht kümmerten. Inzwischen trieben sich nicht weniger als 150000 solcher Kinder in Frankreich umher. Das Gesetz sah in ihnen lediglich

Vagabunden, sie wurden arretiert, für ein paar Tage ins Gefängnis gesperrt, dann herausgelassen, dann wieder arretiert und so fort ohne Ende, bis schließlich die Mädchen ihren Lebensunterhalt durch das Laster und die Knaben den ihrigen durch Raub und Diebstahl zu erwerben begannen.

Jetzt erst trat das Gesetz in seiner Rolle als „Verteidiger der Sittlichkeit und des Eigentums" auf die Bildfläche. Es sind Fälle bekannt geworden, in denen die unglücklichen Eltern gezwungen wurden, sich selbst zu ertränken oder aufzuhängen, um durch ihren Tod den Kindern das Recht der Aufnahme in die Wohlthätigkeitsanstalten zu erkaufen und sie dadurch vor dem sicheren Untergange zu erretten.

Jetzt ist das alles anders geworden. Vor allem hat die Verwaltung der öffentlichen Wohlfahrtseinrichtungen in Paris verständige Maßregeln ergriffen, um das Verlassen neugeborner Kinder zu verhindern. Es hat ganz richtig erkannt, daß viele Frauen sich ihrer Kinder nur deshalb entledigen, weil sie infolge ihrer Armut nicht imstande sind, sie zu ernähren. Wenn daher eine Mutter im Erziehungshause mit der Bitte erscheint, ihren Säugling aufzunehmen, dann bietet man ihr für ein Jahr eine Unterstützung von 20—25 Francs monatlich nebst Kinderwäsche und Bettzeug, wenn sie sich entschließt, das Kind bei sich zu behalten und mit ihrer Brust zu ernähren. Viele Mütter gehen freudig auf diesen Vorschlag ein; es giebt unter ihnen jedoch auch Arbeiterinnen, die den

ganzen Tag, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, beschäftigt sind. Einer solchen Frau macht man den Vorschlag, ihr Kind auf Gemeindekosten bei einer Amme auf dem Lande unterzubringen, unter der Bedingung, daß sie es nach Ablauf eines Jahres zu sich nimmt.

Die Resultate dieses Systems waren geradezu überraschend. Durch unanfechtbare statistische Thatsachen ist bewiesen, daß Paris auf diese Weise alljährlich ein ganzes Tausend von Säuglingen vom Tode errettet. 8587 Frauen erhalten gegenwärtig Unterstützungen, damit sie ihre Säuglinge mit Milch aufziehen können. Mehr als 900000 Francs werden für diesen Zweck verausgabt. Die Ablieferung der Kinder an die Anstalten selbst ist gegenwärtig mit gar keinen Schwierigkeiten und mit fast gar keinen Formalitäten verknüpft. Zu jeder Tages- oder Nachtstunde kann die Mutter mit ihrem Kinde sich melden. Wenn sie auf den Vorschlag, ihr Kind gegen die entsprechende Unterstützung selbst zu ernähren, nicht eingeht, dann teilt man ihr mit, daß sie nicht das Recht haben werde, ihr Kind fernerhin zu sehen, und daß man ihr nicht einmal sagen werde, wo es sich befindet; sie könne nur von Zeit zu Zeit kommen, um sich zu erkundigen, ob es noch lebe oder nicht. Nur um Eines wird die Mutter gebeten: daß sie, im Interesse des Kindes, seinen Geburtsschein überbringt und hinsichtlich der Stellung der Eltern einen Fingerzeig giebt. Man sagt ihr jedoch ausdrücklich, daß sie zu dieser Auskunft nicht

verpflichtet sei und dieselbe ganz von ihrem Willen abhänge.

Eine andere wichtige Reform besteht in der offiziellen Anerkennung der Existenz einer Klasse von sittlich verwahrlosten Kindern und folglich der Pflicht der Gesellschaft, sich um diese Kinder zu kümmern. Es giebt Eltern, die krank oder arm sind, oder solche, die vom Laster und Verbrechen leben. Sie kümmern sich entweder überhaupt nicht um ihre Kinder oder haben auf sie den schlechtesten Einfluß. In beiden Fällen müssen die Kinder sicherem Verderben anheimfallen, wenn nicht die Gesellschaft ihnen zu Hilfe kommt. Wie groß die Zahl solcher Kinder ist, kann man darnach beurteilen, daß, seit man begonnen hat, sie den öffentlichen Anstalten zur Erziehung zu übergeben, allein in Paris gegen 800 jährlich eingeliefert werden und bis jetzt seit 1881 mehr als 6000 Aufnahme gefunden haben.

Diese Ziffern geben natürlich noch lange nicht die wirkliche Anzahl von Kindern dieser Kategorie an. Der Grund dafür liegt auf der Hand. Je tiefer die Eltern auf der Stufenleiter des Lasters stehen, desto heftiger widersetzen sie sich der Unterbringung ihrer Kinder in den öffentlichen Anstalten. Die Kinder sind einfach ein Handelsartikel für sie. Von den Knaben trennen sie sich noch leichter als von den Mädchen, obwohl bekanntlich von den letzteren mehr geboren werden und groß wachsen, als von jenen. Auf 100 sittlich verwahrloste Kinder kommen infolge dessen nur etwa 31 Mädchen. Es ist dabei festzuhalten, daß es sich

bei fünf Sechsteln dieser Kinder um solche aus gesetzmäßigen Ehen handelt. Auf ihr verbürgtes Recht trotzend, das jeder Franzose vortrefflich zu wahren weiß, thun jene unwürdigen Elternpaare alles Mögliche, um ihre Kinder wieder aus den Anstalten herauszubekommen. Die Stadtverwaltung war bis in die letzte Zeit hinein in dem Kampfe mit ihnen gänzlich ohnmächtig. Die elterliche Gewalt ist nach französischem Recht eine absolute. Falls ein Vater oder eine Mutter sich ihren Kindern gegenüber ein Verbrechen zu Schulden kommen ließen, so wurden sie natürlich bestraft, hatten sie jedoch ihre Strafe einmal hinter sich, dann erhielten sie wieder das Recht, über das Schicksal der Kinder nach eigenem Ermessen zu bestimmen. Alle Berichte, die Peyron alljährlich an die Polizei-Präfektur einsendet, sind mit bitteren Klagen über diese Lage der Dinge angefüllt. Die Beispiele, die er aus seiner Praxis anführt, sind zahllos und geradezu abschreckend.

Ich will nur eins von ihnen anführen. In einem öffentlichen Garten wird eine Frau verhaftet, die den Passanten ihre zehnjährige Tochter anbietet. Dieses Verbrechen heißt in der Sprache der Juristen „Verleitung Minderjähriger zur Unzucht“ und wird ziemlich streng bestraft — der Vater verliert die bürgerlichen, leider aber nicht die elterlichen Rechte, während die Mutter bis zu elfmonatlicher Dauer ins Gefängnis gesperrt und das Kind in eins der öffentlichen Wohlthätigkeitsasyle gebracht wird. Dort wird es erzogen, in nützlichen Arbeiten unterwiesen und macht vor-

treffliche Fortschritte. Kaum aber ist die Mutter aus dem Gefängnis entlassen, so besteht sie auch sogleich auf ihrem gesetzlichen Recht „wie Shylock auf seinem Pfund“ und verlangt ihre Tochter, deren unglücklicher Körper die einzige Einnahmequelle der Megäre bildet. Das Gesetz steht auf ihrer Seite, das Kind wird aus dem Unterricht herausgerissen und aus dem warmen und sauberen Zimmer, in dem es sich so wohl befand, samt der verworfenen Mutter aufs Trottoir hinausgeworfen.

Zum Glück braucht man in Frankreich, wo die private Initiative im Kampfe mit den sozialen Gebrechen eine so wichtige Rolle spielt, auf das Übel nur hinzuweisen und die öffentliche Meinung gegen dasselbe aufzurufen, um es alsbald auch auszurotten. So geschah es auch in diesem Falle. Der bekannte Sachwalter der französischen Jugend, Senator Roussel, nahm die Sache der sittlich verwahrlosten Kinder in seine Hand, und dank seiner Energie ward ein Gesetz angenommen, das der elterlichen Gewalt gewisse Grenzen zieht. Wer sich als Mensch unwürdig erweist, dem können die elterlichen Rechte ebenso gut abgesprochen werden, wie bisher die bürgerlichen Ehrenrechte. Alle diese Verbesserungen in der Lage der unglücklichen Kinder sind seitens der französischen Gesellschaft innerhalb der letzten sieben Jahre verwirklicht worden. Sehen wir zu, in welcher Gestalt die Thätigkeit der Verwaltung der öffentlichen Wohlthätigkeit hinsichtlich dieser Kinder in Paris sich äußert.

Im Süden von Paris, in der Straße Danfer-

Rochereau, befindet sich ein Haus mit ziemlich schmaler Fassade. Tritt man indessen durch das große eiserne Thor, dann glaubt man in ein wahres Labyrinth geraten zu sein. Man hat eine ganze Stadt mit Gärten, Werkstätten, Waschhäusern, Pferdeställen, Bäckereien, Schulen und Hospitälern vor sich. Es ist dies nur die Sammelstätte, oder vielmehr eine Art vorläufigen Depots der verlassenen Kinder jeder Art. Hierher kommen zur Nachtzeit die Mütter, um sich für immer von ihren Kindern zu trennen; hierher bringt die Polizei die Kleinen, die sie auf der Straße aufgelesen hat, die Waisen, die Kinder, deren Eltern in den Krankenhäusern liegen oder durch Gerichtsspruch für unwürdig erklärt worden sind, ihre Nachkommenschaft zu erziehen.

In diesem Hause werden die Kinder sortiert, bevor sie nach allen Richtungen Frankreichs versandt werden. Ein großer Teil von ihnen muß vorher ärztlich behandelt werden. In entsetzlich verwahrlostem Zustande, mit Ausschlag und Geschwüren bedeckt, mit Augen-, Magen- und Lungenkrankheiten behaftet, werden sie eingebracht. Als ich die Schwelle dieses düsteren Hauses überschritt und die stinkende Atmosphäre, eine Mischung von Gefängnis- und Krankenhausluft, mich umfing, ward mir ganz beklommen zu Mute — wie wenn ein Alp mich drückte. In diesen zahllosen Zimmern, in denen ein eisernes Bett sich ans andere reihte, in denen Hunderte und Tausende von Kindern untergebracht waren, überraschte mich vor allem die Todesstille, die hier herrschte. Kein Lachen, kein Weinen vernahm man, als ob all

diese Kinder ohne Leben wären oder sich in Statuen verwandelt hätten.

Tritt man an eins der Betten heran, so erblickt man ein bleiches Gesichtchen, das die großen Augen nach der Wand gerichtet hat und stundenlang apathisch vor sich hinstarrt, ohne sich zu rühren. In dem ersten Saale, den ich betrat, lag eben ein Säugling im Sterben. Die Augenbrauen waren streng emporgezogen; den Mund wie zum Singen geöffnet, lag er unbeweglich da, und das blutlose Gesichtchen war so bleich wie das Kissen, auf dem sein Köpfchen ruhte. In einer anderen Ecke spielten lautlos ein paar Kinder von drei bis fünf Jahren; es waren ihrer fünf, darunter zwei Krüppel. In einem der folgenden Säle erblickte ich ein schönes, blondes Köpfchen mit langen Locken. Die zarte, durchsichtige Hand auf das Kissen gestützt, war das etwa zehnjährige Kind so tief in Nachsinnen versunken, daß es unsern Eintritt gar nicht zu bemerken schien.

„Das ist ein Schwindsuchtskandidat,“ sagte der Beamte, der mich begleitete, „wird höchstens noch 14 Tage machen.“

Wir traten an das Bett des Kleinen heran.

„Ist's ein Knabe oder ein Mädchen?“ fragte ich, mich über das Kind hinabbeugend.

„Eins von beiden jedenfalls,“ versetzte das kleine Wesen, indem es mich mit dem spöttischen Blick des Pariser Gassenjungen maß.

„Das ist ein Sänger, er hat auf den Straßen für Geld gesungen,“ erzählte der Beamte.

„Nein, mein Herr, nicht auf den Straßen, sondern in den Weinstuben," verbesserte der kleine Patient.

„Willst Du uns nicht 'was vorsingen?" fuhr der Beamte fort.

„Mit Vergnügen, aber ich brauche eine kleine Aufmunterung dazu."

Wir gaben ihm ein paar Münzen, und er sang, ohne seine Stellung zu verändern, die sentimentale Romanze „Le sentier des amoureux".

„Laß nur das Singen, mein Lieber, Du bist krank," sagte ich.

„Allerdings, aber nicht brustkrank," versetzte der Kleine in überzeugtem Tone.

„Was machst Du denn mit Deinem Gelde?"

„O, das bringe ich auf die Sparkasse . . ."

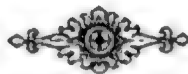
In einem andern Saal trafen wir eine ganze Schar kleiner Leute von anderthalb bis zwei Jahren. Sie waren damit beschäftigt, gemeinschaftlich ein ramponiertes Schaukelpferd ohne Schweif und Haupt vorwärts zu schieben und lachten ganz vergnügt. Bei unserem Eintritt kamen einige von ihnen auf uns zu und begannen uns zu liebkosen. Andere Kinder, die noch nicht laufen konnten, saßen, von Kissen umgeben, auf niedrigen Gestellen und blickten dem Spiel der Kameraden zu.

Alle Kinder, kranke, wie gesunde, haben eine Schnur von bunten Glasperlen um den Hals, an dem sich ein Medaillon mit einer Nummer befindet. Die Farbe der Perlen wechselt nach der Kategorie, zu der das

Kind gehört. Die Nummer des Medaillons giebt ihnen späterhin die Möglichkeit, ihre Eltern aufzufinden, wenn diese es nicht vorgezogen haben, ihr Kind von selbst aufzusuchen. Beides kommt vor, jedoch nur sehr selten. Gewöhnlich gestaltet sich das Schicksal der verlassenen Kinder folgendermaßen. Die Säuglinge werden, wenn sie gesund sind, den Dorfammen übergeben. Diese erhalten, solange sie das Kind mit ihrer Brust ernähren und die nötige Wäsche dazu liefern, monatlich 20—30 Francs. Sobald das Kind entwöhnt ist, zahlt die Verwaltung 15—20 Francs monatlich und kommt für die Kleidung der Kinder auf. Dann kommen sie in die Schule, wobei man nach Möglichkeit bemüht ist, sie in der Familie zu lassen, in der sie aufgezogen wurden. Die Verwaltung sieht streng darauf, daß die Kinder eine gute Behandlung erfahren. Ein Inspektor und verschiedene Agenten sind damit beauftragt, das Verhalten der Pflegeeltern in dieser Hinsicht zu überwachen. Welcher Erfolg durch diese Maßregeln erzielt wird, ergiebt sich aus der Thatsache, daß die Sterblichkeit unter denjenigen Kindern, die seitens der Stadtverwaltung auf dem Lande untergebracht werden, geringer ist, als unter denjenigen, die von den Eltern selbst dahin in Pflege gegeben werden. Diese Thatsache klingt unwahrscheinlich, gleichwohl aber ist sie unzweifelhaft festgestellt und hat dem bereits genannten Senator Roussel zur Einbringung eines Gesetzes Veranlassung gegeben, nach welchem die Beaufsichtigung dieser Kinder ebenso streng durchgeführt wird, wie

die Beaufsichtigung der verwahrlosten Kinder. Herr G. L. Bruyère, Vorsteher der „Division“ der Kinder, die sich im Schutze der öffentlichen Wohlfahrtsanstalten befinden, giebt in seinem Buche „Les services publics de protection de l'enfance“ folgende Ziffern: von den Kindern, die durch Privatagenturen in Pflege gebracht werden, sterben 70%, während von den Pfleglingen der Assistance publique nur 32% zu Grunde gehen.

Die sittlich verwahrlosten Kinder werden von der Verwaltung entweder bei privaten Lehrmeistern oder in den Unterrichtsanstalten und Werkstätten untergebracht, die seitens der öffentlichen Wohlthätigkeits-Verwaltung des Seine-Departements begründet worden sind. Sie befinden sich bis zum 21. Jahre unter der Aufsicht der Verwaltung; die Mädchen werden, sofern sie sich verheiraten, dieser Aufsicht auch früher enthoben. Zum Unterhalt der sittlich verwahrlosten Kinder ist von der Stadt Paris eine Summe von jährlich 700000 Francs in das Budget eingestellt. Die Zahl der Unterrichtsanstalten und Werkstätten, die für diese Kinder bestimmt sind, beträgt 32.



Die Justiz und ihre Klienten.

Auf dem Boulevard du Palais, kaum zwei Schritte von dem geräuschvollen Boulevard St. Michel entfernt, erhebt sich ein großes, stattliches Gebäude, das

rings von einem vergoldeten Gitter umgeben ist. Über dem Thore blinkt bis auf den heutigen Tag eine goldene Kaiserkrone mit Kreuz und Schwert im Sonnenschein. Männer und Frauen, Leute verschiedenen Alters, huschen durch dieses Thor ein und aus, überschreiten den gepflasterten Hof und steigen die breite Freitreppe empor, die in ganzer Fassadenbreite zum Eingang des Gebäudes hinaufführt.

Wir stehen vor dem Pariser Gerichtsgebäude. Es ward nach dem Brande von 1871, der einen bedeutenden Teil des Bauwerks vernichtet hatte, wieder aufgerichtet und 1878 vollendet. Es nimmt gegenwärtig ein ganzes Stadtviertel ein. Die Fassade, die nach dem Flusse hinausgeht, umfaßt zwei altertümliche runde Türme; es ist die Conciergerie, in der einst Ludwig XVI. gefangen saß. Neuerdings ist dieses Gefängnis ausschließlich für minderjährige Verbrecher bestimmt; nur einmal, vor zehn Jahren, sah es sich durch die Anwesenheit Jérôme Napoleons, der damals sein bekanntes Manifest in die Welt gesandt hatte, beehrt.

Wir treten in einen dunklen Saal mit matten Fensterscheiben. Auf einer Estrade an der Hinterwand desselben sitzen an einem großen, mit grünem Tuch überzogenen Tische drei Gestalten. Ihre schwarzen Roben und weißen Halstücher erinnern lebhaft an katholische Geistliche, nur die hohen Mützen mit goldenem Besatz, in der Art der polnischen Nationalmützen, lassen erraten, daß man es mit Dienern der Gerechtigkeit zu thun hat. Ein großes, schwarzes Kruzifix hängt über

den Köpfen der Richter; ein wenig seitwärts, in gleicher Höhe mit dem Kruzifix, sieht man eine bescheidene Büste der Republik. Sie ward erst im Jahre 1878 hier aufgestellt, und wie viele Proteste wurden ihretwegen erhoben! Als ob die Gegenwart dieser ehrenwerten Dame in dem Gerichtssaale die Rechtssprechung störte und den heiligen Raum profanierte! Sie behauptete jedoch ihren Platz, und gegenwärtig wird unter ihren scharfen Blicken Gericht abgehalten. Zur Rechten sitzt ein junger Advokat, gleichfalls mit Toga und schwarzer Mütze angethan, die ihm ein ungeheuer spaßiges Aussehen verleihen. Er gestikuliert sehr lebhaft, während er sich mit seinem Klienten unterhält. Zur Linken hat der Staatsanwalt, der gleichgültig vor sich hinstarrt, seinen Platz. Das Publikum im Zuschauerraume flüstert leise.

Es ist das Pariser Zuchtpolizeigericht, das wir vor uns haben.

„Angeklagter, stehen Sie auf! Ihr Name? . . . Beruf? . . . Lebensalter? . . .“ fragt der Präsident im Tone eines Mannes, der es sehr eilig hat.

Der Angeklagte, ein anständig gekleideter Mann von etwa fünfzig Jahren, schluchzt leise und verbirgt sein Gesicht in einem Taschentuch.

„Sie sind Uhrmacher; bis jetzt unbestraft. Sie haben in letzter Zeit Uhren von Ihren Kunden zur Reparatur angenommen und dieselben ins Leihamt getragen. Bekennen Sie sich schuldig?“ fuhr der Präsident fort.

„Gewiß, aber . . . aber . . . aber . . .“

Erneutes Schluchzen unterbrach den Angeklagten.

„Schockschwerenot,“ flüstert mir mein Nachbar ins Ohr, „wenn das ein Verbrechen ist, dann müßte halb Paris vor den Richterstuhl treten. Ich selbst mache es ja ebenso wie der da. Wenn wir kleinen Geschäftsleute Zahlungen zu leisten haben, dann verlieren wir den Kopf; zahlen wir nicht, so werden wir bankerott erklärt — bleibt also nichts übrig, als fremdes Eigentum zu versetzen. Es wird doch wieder ausgelöst und zurückgegeben. Wir sehen darin durchaus keine Unehrlichkeit.“

Eine lange Reihe von Zeugen bestätigt die Anklage in allen Punkten; die Beweise liegen in Gestalt von Pfandscheinen vor, die auf den Namen des Angeklagten ausgestellt sind. Der Staatsanwalt leiert die Begründung der Anklage eintönig, wie ein auswendig gelerntes Kapitel, herunter, redet von „französischer Ehrlichkeit,“ vom „Vertrauensbruch gegenüber armen Leuten“ und setzt sich dann in Erwartung eines neuen Opfers an seinen Platz zurück.

Hierauf erhebt sich der Verteidiger, der sich an seinen volltönenden Phrasen förmlich zu berauschen scheint. Seine Stimme tönt bald ganz leise, wie ein Winseln, bald laut und pathetisch. Jetzt hüpft er komisch hin und her, dann nimmt er eine theatralische Pose ein, sucht das Gefühl des Schreckens oder der sittlichen Erhabenheit zum Ausdruck zu bringen und fuchtelt dabei ganz verzweifelt mit den Händen in der

Luft herum. Es ist das die gewöhnliche Manier der französischen Advokaten; sobald sie eine Stunde solcher Arbeit geleistet haben, sind sie vermutlich mehr erschöpft, als ein tüchtiger Arbeiter, der den ganzen Tag gescharwerkt hat.

Die Anwesenheit eines Verteidigers ist vor dem Zuchtpolizeigericht nicht notwendig. Die Richter unterhalten sich daher, während der Advokat tobt und wettert, ganz ungeniert in halblautem Geflüster und schenken seinen Ausführungen nicht die geringste Aufmerksamkeit. Häufig setzt sogar der Präsident bereits während der Verteidigungsrede das Urteil auf. Auch das Publikum hört nicht zu und unterhält sich damit, daß es den wahrscheinlichen Ausfall des Urteils zu erraten sucht.

Das Publikum der Pariser Gerichte hat eine so charakteristische Physiognomie, daß wir einige Worte über dasselbe sagen müssen. Es setzt sich aus zwei Elementen zusammen. Zunächst kommen Gauner, Spitzbuben und Räubergesindel aller Art in Frage. Wer gestern selbst vor Gericht stand, der kommt heut her, um zu sehen, wie sein Freund verurteilt wird. Nicht selten läßt der Angeklagte beim Betreten des Saales seine Augen über das Publikum hinschweifen und giebt, sobald er bekannte Gesichter erblickt, sich durch freundschaftliches Winken zu erkennen. Als Antwort wird ihm ein ermunterndes Lächeln oder ein Händedruck „aus der Ferne“ zuteil. Das andere Element sind die Zuhörer „aus Liebhaberei“. Es sind größtenteils alte Herren aus der Klasse der Rentiers, die

sonst nichts zu thun haben und regelmäßig Tag für Tag zur bestimmten Stunde im Palais de Justice wie zum Dienst erscheinen. Bevor die Sitzung beginnt, gehen sie auf den Korridoren auf und ab, mischen sich unter die Gruppe der Advokaten, machen ihre Bemerkungen zu ihren Gesprächen, geben den Parteien Ratschläge oder philosophieren mit einander.

Alle diese Herren der zweiten Kategorie sind unter einander gut bekannt. Wer zwei- oder dreimal den Sitzungen beigewohnt hat, den betrachten sie ohne weiteres als den Ihrigen. Etliche von diesen Sonderlingen bringen es schließlich auch zur Bekanntschaft mit den Richtern, und aus dem Rechtstitel der Verjährung leiten sie sogar das Privileg ab, dicht hinter den Richtern sitzen zu dürfen. Ein frischgebackener junger Staatsanwalt hatte einmal den Einfall, sie dieses Privilegs berauben zu wollen. Die Alten waren aufs tiefste empört über dieses ruchlose Attentat, hielten sogleich eine Beratung ab und übergaben dem Präsidenten des Gerichts eine Kollektivbeschwerde folgenden Inhalts:

„Bereits seit zwanzig Jahren haben ein paar alte Herren die Gewohnheit, täglich den Sitzungen des Bezirksgerichts beizuwohnen. Dank diesem Umstande sind sie mit allen Advokaten wie auch mit den Richtern, welche das Tribunal bilden, bekannt. In der letzten Sitzung, die unter dem Vorsitz des Herrn Bucher statthatte, kam der Herr Staatsanwalt Lefevry de Vieufville auf den seltsamen Gedanken, diesen braven Leuten den Eintritt in den Sitzungssaal zu verbieten. Keiner der

Herren Präsidenten war den Betreffenden bisher in Befriedigung ihrer Liebhaberei hindernd in den Weg getreten, bis der genannte Herr sie ihres Vorrechts beraubte, unter dem Vorwande, daß sie die Geschworenen beeinflussen könnten.

„Man wird zugeben, daß es ein recht seltsamer Einfall war, den der Herr Staatsanwalt da hatte. Besagte alte Herren hatten von jeher ihren ständigen Platz in dem Gerichtssaale, das ist so allgemein bekannt, daß, wenn sie kommen und die betreffenden Plätze besetzt sind, man sogleich dieselben für sie frei macht. Allerdings sind diese Plätze in der Nähe der Geschworenen, und zwar derjenigen Geschworenen, die augenblicklich nicht an der Sitzung teilnehmen. Aber ist es denn dem Herrn Staatsanwalt unbekannt, daß sie durch ihre Gegenwart vielmehr eine Garantie für eine gerechte Urteilsfällung abgeben, da sie den Verteidigern die Gelegenheit nehmen, sich mit den Geschworenen ins Einvernehmen zu setzen, sobald dieselben abberufen werden, um in einer Sache, die jene so nahe angeht, das Urteil zu sprechen? Es befinden sich unter diesen alten Leuten zwei frühere Geschäftsleute, ein früherer Architekt, ein pensionierter Infanteriehauptmann und ein ehemaliger russischer Schauspieler.

„Es scheint demnach, daß die getroffene Anordnung den Zweck, den der Herr Staatsanwalt im Auge hatte, gar nicht erfüllt, und wir geben uns der Erwartung hin, daß die zukünftigen Präsidenten sich libe-

raler zeigen werden wie Herr Bucher und den genannten achtbaren Personen das Privilegium nicht entziehen werden, das sie von jeher besaßen . . ."

Kehren wir nun in den Saal des Zuchtpolizeigerichts zurück.

Der Verteidiger hat seine Rede beendet, die Richter erwachen aus ihrem Halbschlummer und beginnen untereinander zu flüstern. Nach zwei Minuten ist das Urteil fix und fertig: der arme Uhrmacher wandert als Betrüger auf drei Wochen ins Gefängnis.

„Das hat nicht viel zu bedeuten," wird man sagen. In der That hätte es nicht viel auf sich, wenn eine gerichtliche Verurteilung in Frankreich nicht wie ein verhängnisvoller Fluch auf demjenigen lasten würde, der einmal im Leben gestolpert ist. Die gerichtliche Verurteilung verfolgt ihn wie ein Gespenst bis an sein Lebensende. Nicht genug daran, daß der Verurteilte für zwei Jahre der politischen Rechte beraubt wird, bleibt ihm obendrein für immer der Titel eines Betrügers und Diebes. Die gerichtliche Praxis liefert dafür die krassesten Beispiele. Bei Gelegenheit eines Preßprozesses begrüßte der Richter den Angeklagten, einen alten Arbeiter, mit folgenden Worten:

„Angeklagter, Sie werden beschuldigt, den und den Artikel in Druck gegeben zu haben; übrigens sind Sie schon einmal wegen Diebstahls vorbestraft . . ."

„Meine Herren Richter," versetzte der Alte tief erregt, „ich wurde als zwölfjähriger Knabe von meinen Eltern verlassen; ich war hungrig und zerlumpt und

habe damals ein Stückchen Brot gestohlen; seit jener Zeit sind 40 Jahre vergangen, ich habe erwachsene Kinder, die ich alle zu ehrlichen Menschen erzogen habe; mein ganzes Leben ist in Arbeit und Entbehrungen hingegangen, und außer der Thatsache, die Sie erwähnten, ist nicht ein Fleckchen auf meiner Ehre ..."

Der Richter schweigt, er hat sich nicht um solche Details zu kümmern. In einer einzigen Sitzung hat er an die vierzig Sachen zu erledigen und kommt fast immer zu einer verurteilenden Sentenz. Erst in letzter Zeit ward ein Gesetz erlassen, die nach ihrem Urheber benannte Lex Béranger, nach welcher der Gerichtshof einem Angeklagten, der zum ersten Male vor Gericht steht, nach freiem Ermessen die Strafe erlassen darf. Nach Verlauf einiger Jahre wird das Urteil vernichtet und in die Akten des Verurteilten nicht mehr eingetragen. Das ist eine sehr weise Maßregel; nichtsdestoweniger fährt die öffentliche Meinung fort, den einmal Verurteilten als einen Geächteten zu betrachten.

Die Einführung der Polizeigerichte ist auf die Initiative des zweiten Kaiserreichs erfolgt. Die Geschworenengerichte waren dem dritten Napoleon ein Dorn im Auge: sie besaßen nicht die nötige Geschmeidigkeit und Unterwürfigkeit, die er verlangte, und so mußten sie um jeden Preis unschädlich gemacht werden. Es erschien jedoch nicht angängig, diese Einrichtung, auf die das gesamte civilisierte Europa stolz war, mit einem Federstrich zu vernichten. Es mußte auf einen ganz besonders pfiffigen Ausweg gesonnen

werden, und so trat denn das Zuchtpolizeigericht ins Leben.

Aus der Benennung der einzelnen Abteilungen dieses Gerichts ergiebt sich, welche Art Sachen vor demselben zur Verhandlung kommen. Es giebt im ganzen elf Abteilungen desselben, von denen die ersten sieben sich mit Civilsachen, mit Geldforderungen, Testamenten, Ehesachen u. s. w. befassen, während die achte Abteilung über Preßvergehen, Fälschungen, Spielbanken, die neunte, zehnte und elfte über „Widerstand gegen die Polizeigewalt“ und die beiden letzteren außerdem über gewisse besondere Vergehen, wie Übertretung der Jagdgesetze, der Fischereigesetze, über Polizeikontraventionen u. s. w. aburteilen.

Straffachen, in denen es sich um Diebstahl, Betrug, Ehebruch handelt, werden, soweit sie in dem Ressort des Zuchtpolizeigerichts unterzubringen sind, auf Wunsch des Staatsanwalts des Kreisgerichts einer der letzten vier Abteilungen überwiesen. Die Staatsanwaltschaft nimmt zu diesem Verfahren jedesmal ihre Zuflucht, wenn sie daran zweifelt, daß die Geschworenen zu einem verurteilenden Wahrspruch gelangen werden. Das Zuchtpolizeigericht, das mit lauter Creaturen Napoleons III. besetzt war, hat die „Kunst des Verurteilens“ geradezu in ein System gebracht. Namentlich streng ward in denjenigen Sachen verfahren, in denen es sich um Widerstand gegen die Polizeiagenten oder um Beleidigung derselben handelte. Es fällt schwer, auch nur eine einzige Freisprechung in einer solchen Sache anzuführen.

Um von dieser Art von Prozessen eine Vorstellung zu geben, will ich hier ein unerquickliches Abenteuer berichten, das einem russischen Landsmann mit dem Pariser Polizeigericht begegnet ist.

In den letzten Tagen der Präsidentschaft des verstorbenen Mac-Mahon kam dieser junge Mann nach Paris. Am Tage nach seiner Ankunft begab er sich in Gemeinschaft mit einem zweiten Russen (einem bekannten Schriftsteller) zu irgend einer öffentlichen Vorlesung. Am Eingange zum Saale war es aus irgend einer Ursache zwischen der Polizei und dem Publikum zu Reibereien gekommen, und es wurden etliche Verhaftungen vorgenommen. Unter den Arretierten befand sich zu seinem größten Erstaunen auch der eben erst angekommene Russe, der übrigens kein Wort Französisch verstand. In der Annahme, daß das Mißverständnis sich bald aufklären würde, folgte er ruhig den Agenten. Aber schon unterwegs machte er sehr üble Erfahrungen mit seinen Begleitern: sie „vertobakten“ ihn ganz gehörig, und der arme Vergnügungsreisende trat zerzaust, zerschunden und in höchster Aufregung vor den Kommissar.

„Russe! Russe!“ wiederholte er immer wieder in den verschiedensten Tonarten. Es war das einzige französische Wort, das er kannte.

Der Kommissar ließ ihn als Antwort auf sein Wehgeschrei in den Arrest bringen. Nachdem er dort ein paar Tage zugebracht hatte, wurde er dem Richter vorgeführt. Man stelle sich seinen Schrecken vor, als er

hier durch den Dolmetscher erfuhr, daß er der thätlichen Mißhandlung und Beschimpfung französischer Polizeibeamter angeklagt sei. Zwei der Agenten wußten sogar alle die französischen Schimpfwörter anzuführen, die er gebraucht haben sollte.

Diese beiden Agenten waren die einzigen Zeugen! Der Angeklagte hatte sich noch nicht von seiner Bestürzung erholt, als das Urteil auch schon gesprochen war: es lautete auf 30 Tage Gefängnis, verbunden mit zwangsweiser Beschäftigung.

„Hätte ich die Canaillen wenigstens durchgebläut!" sagte unser Landsmann später mit Bedauern. „Kommt man da nach Paris, um sich die Ausstellung anzusehen, und wird schließlich selbst unter Glas und Rahmen gestellt!"

Als man ihn aus dem Gefängnis entließ, machte er sich sogleich am nächsten Tage auf den Heimweg und hat sich seither in Paris nicht wieder blicken lassen. Die Sache war ihm zu arg in die Glieder gefahren.

Dieses kurz angebundene Verfahren ist in allen Fällen üblich, in denen es sich um einen Zusammenstoß mit der Polizei handelt.

Sehen wir uns nun die alltäglichen Klienten dieses Gerichts an.

Auf der Anklagebank sitzt ein zerlumpter alter Graukopf, dem die Leidenschaft für die Freuden des Bacchus vom Gesicht zu lesen ist. Er ist in fideler Stimmung und macht von Zeit zu Zeit nach dem Publikum hin seine Mätzchen. Die Vorstellung beginnt.

„Angeklagter, wer sind Sie?“

„Ich bin Professor.“

„Ich bitte Sie, die Scherze beiseite zu lassen; Sie sind nicht im Theater. Ich will Ihren Beruf wissen: was sind Sie?“

„Professor bin ich.“

Der Präsident wird rot vor Ärger.

„Professor welcher Wissenschaft?“

„Professor einer Wissenschaft, die durchaus nicht leichter ist, als irgend eine andere.“

„Welcher Wissenschaft denn?“

„Der Flohkunde.“

„Was?“ ruft der Präsident, dessen verblüfftes Gesicht sich förmlich in ein Fragezeichen verwandelt.

„Professor der Flohwissenschaft; ich dressiere Flöhe. Das ist schwerer, als man gewöhnlich annimmt.“

„Aber Sie beschäftigen sich auch mit dem Diebstahl!“

„Jawohl, in meinen Mußestunden.“

Der Professor ist des Diebstahls von Kaninchen angeklagt. Der Beweis für seine Schuld ist erbracht, und er hat ihn durch sein eigenes Geständnis bekräftigt. Das Urteil lautet auf 6 Monate Gefängnis. In stolzer Haltung, wie ein Schauspieler, der seine Rolle gut gespielt hat, verläßt der Angeklagte den Saal.

Die seltsamsten Berufsarten, die ohne Kommentar nicht zu verstehen sind, kann man hier kennen lernen. So antwortet z. B. einer der Angeklagten auf die Frage, womit er sich beschäftigt:

„Ich bin Truthahn-Pfoten-Färber . . .“

Dieses Handwerk besteht in folgendem. Das Geflügel, das für die Trüffelmast bestimmt ist, muß ganz jung sein. Nun haben aber die jungen Truthühner zahlreiche schwarze Pünktchen an den Füßen. Es existiert daher ein besonderer Berufszweig, der sich damit befaßt, alte Truthühner durch entsprechende Zurichtung der Füße in „junge“ zu verwandeln.

Ein zweiter Angeklagter beschäftigt sich mit dem „Färben von Kaninchen“. Auch das ist ein besonderer Erwerbszweig. Sobald die Jagdzeit vorüber ist, pflegen die Wilddiebe, die auf Kaninchen pürschen, ihre Jagdbeute so zu färben, daß sie auf den Zollämtern als zahme Kaninchen ausgegeben werden können. Häufig antwortet übrigens der Angeklagte auf die Frage nach seinem Berufe ohne weiteres: „Ich bin Dieb, ich bin Hochstapler“ u. s. w. Man hat es alsdann mit Verbrechern von Profession zu thun, die vom Stehlen und Rauben ihren Unterhalt bestreiten.

Das Hauptkontingent der Verbrecherklasse rekrutiert sich nicht bloß aus der Hefe der Pariser Bevölkerung, sondern aus ganz Frankreich. Paris ist gewissermaßen ein gewaltiger Riesenschwamm, der alles irgendwie im guten oder bösen Sinne Hervorragende aus dem ganzen Lande aufsaugt.

In rechter Blüte steht das Verbrechertum eigentlich nur in der Hauptstadt, deren Krebsschaden und Schandfleck es bildet.

Die Angehörigen dieser Klasse sind zum großen Teil Zuhälter. Die bleichen, bartlosen Gesichter sind

kennzeichnend für diesen Verbrechertypus; die Augen liegen tief in den Höhlen und irren unstet von einem Gegenstand zum anderen. Ihre Kleidung besteht aus blauen Beinkleidern, schwarzer Weste und blauem Jaquet; der Hals ist mit einem bunten Seidentuch umschlungen. Das Haar ist stets glatt gekämmt und pomadisiert, die seidene Ballonmütze à trois points sitzt kokett im Nacken. Es ist fast derselbe Typus, wie der Pariser Strolch, der „voyou“. Der „voyou“ benimmt sich vor Gericht dreist und frech. Er ist ein Mensch, der rettungslos verloren ist und früher oder später auf der Guillotine oder im Arbeitshause endet, wenn er nicht vorher an der Schwindsucht stirbt.

Was den Pariser „voyou“ von jedem andern unterscheidet, das ist seine verhältnismäßige Intelligenz. In seinen Reden finden sich neben dem abstoßendsten Cynismus nicht selten Beweise eines sehr energischen Protestes gegen die sozialen Mißstände, die ihn in Schande und Verbrechen getrieben haben. Es sind durchweg begabtere Naturen, die meist schon im kindlichen Alter diesen Mißständen zum Opfer fallen.

Da sitzt beispielsweise auf der Anklagebank ein junges, schwächliches Bürschchen von zwölf Jahren. Durch die zerrissenen Leinwandhosen sieht man seine mageren Kniee. Die schwarzen Augen haben einen so traurigen und schüchternen Ausdruck, daß sie selbst auf den gestrengen Herrn Richter ihren Eindruck nicht verfehlen.

„Du hast gestohlen?“ beginnt derselbe.

„Ja, mein Herr, ich hab' ein Paar Pantoffeln aus einem Schaukasten genommen.“

„Weshalb hast Du das gethan, mein Sohn?“

„Ich hatte keine Schuhe, mein Herr.“

„Deine Eltern geben Dir also keine Schuhe?“

„Ich habe keine Eltern: meine Mutter ist gestorben.“

„Und Dein Vater?“

„Niemand weiß, wo er sich aufhält. Ich habe bei Madame Batton gelebt, die mir eine zweite Mutter war.“

„Weshalb bist Du nicht bei ihr geblieben?“

„Ich konnte nicht, mein Herr, denn Madame Batton ist alt und krank. Ich hätte arbeiten können, um ihr zu helfen, aber ich hab' eine Tante, die das nicht erlaubte. Sie verlangte, daß ich zu ihr käme, und ich mußte gehorchen . . .“

„Du hättest Dich bei Deiner Tante nur gut aufführen sollen.“

„Ich wollte es ja auch; aber sie schlug mich um jede Kleinigkeit. Nichts konnte ich ihr recht machen. Da lief ich fort und trieb mich in den Straßen umher; als ich nach Hause kam, schlug mich die Tante noch mehr, und auch der Onkel schlug mich. Da bin ich wieder fortgelaufen.“

Der Präsident erklärte, daß durch das Zeugnis des Arztes das Vorhandensein zahlreicher Narben auf dem Körper des Angeklagten nachgewiesen sei. Hätte der kleine Driffault nicht eine so sympathische Physiognomie und ein so gefälliges Benehmen gehabt, er hätte

sicherlich die Aufmerksamkeit des Richters nicht erregt und dann einfach das Schicksal eines sogenannten „verwahrlosten Knaben“ über sich ergehen lassen müssen. Es werden in Paris alljährlich mehr als 2000 solcher jungen Bürschchen arretiert. Wenn ihnen nicht gerade ein Diebstahl zur Last gelegt wird, dann hält man sie ein paar Tage im Kindergefängnis fest und läßt sie dann wieder nach allen vier Windrichtungen laufen. Dann werden sie wieder arretiert u. s. w., bis sie schließlich wirklich zu stehlen anfangen. Alsdann bringt man sie in die Korrektionsanstalt, aus der sie schließlich als gereifte Spitzbuben hervorgehen.

Im Jahre 1878 wurden in Paris wegen Bettelns und Vagabundierens 770 Kinder verhaftet, die nicht älter als 12 Jahre waren, und 1286 Kinder zwischen 12 und 16 Jahren. Von diesen 2056 Kindern waren 1278 zum ersten, 325 zum zweiten, 196 zum dritten, 107 zum vierten, 83 zum fünften, 27 zum sechsten, 12 zum siebenten, 6 zum achten, 9 zum neunten und 13 zum zehnten Male verhaftet. Nicht ein einziges von ihnen ward des Diebstahls beschuldigt, aber wie lange werden sie ein solches Leben aushalten, ohne auf Abwege zu geraten!

„Gefällt es Dir hier?“ fragte einst ein Besucher des Kindergefängnisses eins der eingesperrten Mädchen.

„O ja, mein Herr,“ antwortete die Kleine, „hier giebt es doch wenigstens alle Tage zu essen.“

Der Gerichtspräsident (Brizou de Barneville) hatte mit dem kleinen Driffault Mitleid gehabt und vertagte

seine Sache auf acht Tage. Inzwischen war die Angelegenheit durch die Presse in die Öffentlichkeit gekommen. Der kleine Driffault wurde der Held des Tages, und zahlreiche Wohlthäter machten dem Gerichtshofe das Anerbieten, ihn in Pflege zu nehmen.

In der nächsten Sitzung ward der Knabe wiederum den Richtern vorgeführt, und der Präsident verkündigte, daß das Gericht Gnade für Recht ergehen lassen und den Angeklagten Herrn N. N. zur Erziehung übergeben wolle.

„Du wirst bemüht sein, Deinem Wohlthäter Freude zu machen, nicht wahr, mein Sohn?"

„O ja, mein Herr . . . Ich danke Ihnen von ganzem Herzen, mein Herr."

Solche Scenen sind in den Pariser Gerichten allerdings sehr vereinzelt. Der Richter hält sich gewöhnlich an den Buchstaben des Gesetzes und will sonst von nichts wissen. Das Schicksal der verlassenen Kinder ist in Paris ein recht trauriges. Die Regierung hat bis in die letzte Zeit hinein nichts für sie gethan, und die private Wohlthätigkeit ist zu schwach, um nachhaltig für sie zu sorgen. In letzter Zeit hat die Direktion der Assistance publique ein etwas humaneres Verfahren eingeschlagen, früher jedoch befaßte sie sich mit den verlassenen Kindern nur in folgenden Fällen (und zwar nur dann, wenn sie unter 12 Jahren alt waren): wenn sie unehelich geboren waren, wenn sie Waisen solcher Eltern waren, die eines unnatürlichen Todes gestorben waren, und wenn die Eltern sie nicht aus Mangel an Existenzmitteln ausgesetzt hatten.

Dieses rigorose Verfahren hatte vor etlichen Jahren einen Selbstmord verursacht, der viel von sich reden machte. Ein Schlosser, Vater etlicher unmündigen Kinder, hatte sich aufgehängt und an die Thür seiner Mansardenwohnung folgendes „Testament“ angeschrieben: „Was hier geschehen, ist die That der bestehenden Gesellschaft: da der Tod des Vaters notwendig war, damit die Kinder ein Unterkommen finden, so ist er gestorben. Man wird sagen, es sei feig, mit 35 Jahren auf solche Weise zu enden; nach meiner Ansicht ist es durchaus ehrenhaft. Der Vater stand den Kindern im Wege, und er ist abgetreten. Möge die Vorsehung Euch aus dem Elend erretten! Fasset Mut — in der andern Welt sehen wir uns wieder.“

Ein gewöhnlicher Typus der Klienten des Zuchtpolizeigerichts ist der Bettler. Es ist in der Regel ein armer Kerl, der sein Leben lang ehrlich gearbeitet und seinen Unterhalt, so gut er konnte, erworben hat. Sein Leben liegt rein und makellos da, er hat keine Schuld auf dem Gewissen und keine Vorstrafen zu verzeichnen. Aber das Alter mit allen seinen Gebrechen und Krankheiten ist über ihn gekommen. Er vermag nicht mehr zu arbeiten, und wenn er es auch wollte, so nimmt man ihn doch nicht zur Arbeit.

Nur junge und kräftige Leute sind auf dem Arbeitsmarkt begehrt. Einen Vierzigjährigen nimmt man schon ungern. Wer Mut genug besitzt, der findet rasch einen Ausweg aus dieser Lage: er springt ins Wasser, hängt sich auf, zündet sein Zimmer an und verbrennt

sich. Das ist eine ganz gewöhnliche Geschichte, täglich kann man in den Zeitungen von solchen Vorfällen lesen. Der größte Prozentsatz der Selbstmorde fällt in Frankreich auf diese ausrangierten Arbeiter. Nicht alle sind mutig genug, um freiwillig in den Tod zu gehen. Sie nehmen den Bettelsack und ziehen durchs Land, ohne dabei zu bedenken, daß die Bettelei durch die französischen Gesetze ebenso streng verfolgt wird, wie der Diebstahl. Alljährlich marschiert an den französischen Richterstühlen eine Bettlerarmee von 20000 Mann vorüber. Der Richter ist ihnen gegenüber unerbittlich und läßt die volle Strenge des Gesetzes walten.

Hören wir, wie es einem solchen „armen Kerl“ von Verbrecher gegangen ist, der wegen Bettelns verhaftet wurde. „Ich kehrte aus der Provinz, wo ich während des Winters Arbeit gehabt hatte, nach Paris zurück. Das Geld war mir ausgegangen. In der Nähe von St. Denis sprach ich auf der Straße einen Fabrikanten an, der sich bereit erklärte, mir Arbeit zu geben. Ich war hocherfreut über dieses Glück und schwelgte bereits in dem Gedanken, nach einiger Zeit ein kleines Sümmchen zurückzulegen. Ich war jedoch schlecht gekleidet; noch an demselben Tage, da ich antrat, teilten die Arbeiter dem Fabrikherrn mit, daß sie auf meiner Wäsche Ungeziefer gesehen hätten, und fügten hinzu, daß sie mit mir zusammen nicht arbeiten wollten. Man gab mir einen Franc und jagte mich fort. Zwei Tage darauf ward ich in Paris wegen Bettelns arretiert.“

In dasselbe Kapitel des Bettlerelends gehört auch die Unmasse von Prozessen wegen Vergehens gegen die Sittlichkeit, namentlich wegen „Verführung Unmündiger zum Laster". Häufig sind die „Verführer" die Eltern selbst, noch häufiger eine besondere Klasse von „Unternehmerinnen". Als Opfer erscheinen Mädchen von acht bis zwölf Jahren, und als „Käufer" der Ware reiche Greise und die Jeunesse dorée der Boulevards. Abschreckende Bilder des Lasters und der Verirrung sind es, die uns aus diesen Gerichtsverhandlungen entgegentreten. Die Kinder, die in diesen Prozessen auftreten, sind häufig schon bis ins Mark hinein verdorben, sie scheinen sogar stolz zu sein auf die Rolle, die sie spielen.

Aufs Geratewohl will ich hier ein Beispiel herausgreifen. Vor der zehnten Abteilung des Zuchtpolizeigerichts stehen drei Megären, die wegen Verleitung unmündiger Mädchen zur Unzucht angeklagt sind. Eins dieser Weiber, eine gewisse Dufour, hatte ihre eigene Tochter verkuppelt. Vor dem Gerichtshofe erscheint ein Dutzend junger Mädchen, deren freche und unanständige Manieren den Ausspruch eines der Verteidiger vollkommen zu rechtfertigen scheinen, daß nämlich „solche Kinder nicht erst zum Bösen verführt zu werden brauchten, da sie selbst ihre Sache ausgezeichnet verstünden."

Das Urteil lautete in diesem Falle für zwei der Angeklagten auf je dreizehn Monate Gefängnis und 50 Francs Geldbuße, während die Dufour zwei Jahre bekam.

Nicht alle Bilder indessen, welche die Pariser Gerichtssäle darbieten, sind von diesem düstren und un-

erfreulichen Kolorit. Der französische Verbrecher ist durchaus kein Kopfhänger, er versteht es, durch sein Lachen oder seinen Witz die dunkelsten Gemälde zu erhellen. In dieser Beziehung bleibt er stets Franzose. Auch die Advokaten und selbst die Richter machen nicht selten ihre Witze unter einander, als ob sie darauf bedacht wären, das Publikum, vor dem sie verhandeln, zu amüsieren. So schilderte z. B. ein Sachwalter in seiner Rede, auf welche Weise der Gegner seines Klienten auf den letzteren geschossen hatte. Im Eifer seines Vortrages machte er die Geste des Schießens und zeigte, wie jener gezielt hatte.

„Herr Advokat," bemerkte der Präsident ironisch, „zielen Sie auf die Seite, sonst könnten Sie den Gerichtshof verwunden."

Der Advokat unterbrach seinen leidenschaftlichen Vortrag:

„Beunruhigen Sie sich nicht, die Waffe ist nicht geladen."

Eine andere Anekdote. Der Advokat hat ungewöhnlich lange gesprochen, der Präsident ruft ihn mehrmals zur Sache und sagt endlich in ärgerlichem Tone:

„Der Gerichtshof besteht darauf, daß Sie Ihre Rede schließen."

„Schön, dann schließe ich mit den Worten: ‚Möge der hohe Gerichtshof mich bis zu Ende hören!'"

Noch ein dritter Fall. Der Advokat antwortet auf die Mahnung, sich kürzer zu fassen:

„Ich will es versuchen, Herr Präsident, aber dann kann ich nur wie jener Neger sprechen: ‚Ich Recht, er Unrecht; Du, guter Richter, entscheide!‘“

Denselben ungezwungenen Ton schlagen bisweilen auch die Zeugen an, auch das ist eine der charakteristischen Eigentümlichkeiten des französischen Gerichtssaales.

„Sie schwören,“ sagt der Präsident zu einem Bauern, indem er ihm die herkömmliche Eidesformel vorspricht, „ohne Furcht und Haß zu reden . . .“

Der Bauer unterbricht ihn in familiärem Tone: „Na, wen sollt' ich denn fürchten, Herr Richter?“

„Lassen Sie mich ausreden . . . die Wahrheit, und nur die Wahrheit zu sagen.“

„Selbstverständlich, Herr Richter.“

„Räsonnieren Sie nicht, bitte, sondern schwören Sie!“

„Schön, Herr Richter.“

„Sagen Sie: ‚Ich schwöre‘ . . .“

„Ich sag's schon.“

„Sagen Sie nicht: ‚Ich sag's schon‘ . . . Heben Sie die rechte Hand empor und sprechen Sie folgende Worte: ‚Ich schwöre‘ . . .“

„Die Hand aufheben?“

„Ja wohl, die Hand.“

„Na, was hat denn das eigentlich zu bedeuten? Man glaubt mir wohl hier nicht, was?“

* * *

Wir wenden uns jetzt den Helden der Kreisgerichte zu. In langer Reihe ziehen an uns dieselben Gestalten vorüber, die wir bereits kennen gelernt haben

— alte Bekannte, die schon auf der Anklagebank des Zuchtpolizeigerichts saßen. Sie haben sich in der That „gebessert“, nur leider in negativem Sinne: aus kleinen Spitzbuben und Schwindlern, die z. B. vor Gericht standen, weil sie ohne einen Heller in der Tasche im Restaurant zu Mittag aßen, haben sich Mörder, Diebe und Anführer ganzer Räuberbanden entwickelt.

Es sind durchweg unreife Burschen, welche jene entsetzlichen Mordthaten begehen, die von Zeit zu Zeit ganz Frankreich in Schrecken setzen. Alle diese „coups d'amateurs“ werden von jungen Bengeln, fast Kindern von siebzehn bis achtzehn Jahren vollbracht. Es ist richtig, daß ähnliche Fälle überall vorkommen. Aber wir sprechen nicht von solchen Ausnahmen, sondern von einer allgemeinen sozialen Erscheinung. Diese Erscheinung wird durch folgende Thatsache grell beleuchtet: während in Frankreich die Verbrechen (Morde, Vergiftungen, Brandstiftungen) im allgemeinen sich vermindern, vermehren sich die von Kindern begangenen Verbrechen in ganz erschrecklichem Maßstabe. Im Verlauf der letzten vierzig Jahre ist ihre Zahl um fast zweihundert Prozent gewachsen.

Starr vor Entsetzen sieht man auf der Anklagebank ein mageres, schwaches Bürschchen wie jenen Ollivier, von dem sogleich die Rede sein wird, dessen Kinderhand noch von Tinte befleckt sein sollte, während sie bereits über und über mit Blut besudelt ist. Auf die Frage des Präsidenten, wie alt er sei, antwortet Ollivier mit unreifer Stimme: „Sechzehn und ein halbes Jahr“:

in Wirklichkeit würde ihn niemand für älter als zwölf Jahre halten. Und mit sechzehn Jahren hat er seine eigene Tante, die ihn lieb hatte, am hellen Tage ermordet, um sie nachträglich zu berauben.

Sobald er erfahren hatte, daß ihre Bedienung ausgegangen und sie allein in ihrer Wohnung sei, kam er gegen elf Uhr morgens zu ihr zum Kaffee. Die arme Frau saß gerade beim Frühstück und lud auch den Neffen dazu ein. An demselben Tische sitzen der Mörder und sein Opfer und plaudern vergnügt. Nach dem Frühstück liest der Neffe der Tante auf ihre Bitte die Morgenzeitung vor. Dann verläßt er auf eine Minute das Zimmer, geht in die Küche, holt ein Nudelholz und kehrt, indem er dasselbe hinter seinem Rücken verbirgt, zu der Lektüre zurück. Ahnungslos fährt die Alte mit ihrer Näharbeit fort. Plötzlich streckt ein furchtbarer Schlag auf den Kopf sie zu Boden. Sie schreit auf, und es beginnt ein Ringen, in dem der junge Ollivier ihr vollends den Schädel einschlägt. Dann geht er ans Fenster, um sich zu überzeugen, ob jemand von der Straße her etwas gehört hat, und beginnt darauf die Wohnung zu plündern.

Aber die Nachbarn haben gehört, wie der Körper der Alten zu Boden stürzte. Man klopft an die Thür. Ollivier verliert seinen Kopf nicht: er verbirgt seinen Raub in den Taschen und versteckt sich im anstoßenden Zimmer hinter einem Sessel. Während die Eindringenden der Alten zu Hülfe eilen, hofft er zu

entfliehen. Sein Plan mißlingt indessen, und der Mordbube wird festgenommen.

Man muß diesen Knaben mit der Gymnasiastenmütze in der Hand auf der Anklagebank gesehen haben. Nicht eine Spur von Mitgefühl oder Reue über die begangene Unthat war an ihm zu bemerken — als ob er nicht wegen eines Mordes, sondern wegen Vernachlässigung seiner Schularbeiten angeklagt wäre! Er verteidigte sich ziemlich geschickt. Er leugnete die Mordthat nicht, doch wollte er nicht vorsätzlich gehandelt haben, obwohl durch unzweifelhafte Beweise dargelegt war, daß Ollivier den Plan seiner That wenigstens drei Tage vor der Ausführung gefaßt hatte.

Als man ihm das Urteil (es lautete auf zwanzig Jahre Zwangsarbeit) vorlas, zuckte nicht eine Muskel in seinem Gesichte. Sobald man ihn in das Gefängnis zurückgebracht hatte, war sein erstes, einen Brief an seinen Vater zu schreiben, in dem er um die Zusendung eines Anzugs, eines Kamisols u. s. w. bat. Über seine That äußerte er auch jetzt nicht die geringste Reue. Und doch liebte der Vater diesen Sohn über alles . . .

Zwei Wochen nach der Unthat Olliviers ward das Publikum durch eine ganze Reihe neuer Mordthaten in Aufregung gesetzt. Sie waren alle auf dieselbe Art — durch einen Messerstich in die Schläfenarterie — ausgeführt. Am hellen Tage hatten die Verbrecher ihre Opfer überfallen. Die Frau des Schankwirts Bazangault, die Zeitungsverkäuferin Joubert und der Handelsdiener Lesserolle waren den Mördern zum Opfer gefallen.

Die verblüffende Ähnlichkeit der näheren Umstände, unter denen diese Verbrechen begangen worden waren, und die Übereinstimmung in der Methode des Abschlachtens legten den Gedanken nahe, daß in sämtlichen Fällen dieselbe Hand — die Hand eines „Spezialisten" im Spiele war. Diese Vermutung sollte sich bald bestätigen, doch hatte nicht ein einzelner sämtliche Unthaten vollbracht, vielmehr war eine ganze organisierte Bande von jungen Burschen, von denen der älteste, der Häuptling, 19 und der jüngste 12 Jahre zählte, an der Ausführung beteiligt.

Es war die berüchtigte „Bande Abady". Dieser Name ist in Frankreich, obschon inzwischen 14 Jahre verflossen sind, bis auf den heutigen Tag nicht vergessen. Die Bande des Abady bildete einen richtigen Geheimbund mit Statuten, Rangordnung und Instruktionen, denen sich die Mitglieder des Bundes blind zu unterwerfen hatten. Die unerklärliche Gewalt des „Hauptmanns" war so groß, daß selbst im Gefängnis noch die Mitglieder vor ihm zitterten. Wir lassen die Hauptartikel des von Abady entworfenen Statuts hier folgen.

1. Der Bund besteht aus 14 Mitgliedern, zwölf Männern und zwei Frauen. Mehr Mitglieder darf er nicht haben.

2. Wer einmal in den Bund eingetreten ist, kann aus demselben nicht wieder austreten, außer, wenn die ganze Bande sich auflöst. Doch auch dann ist jeder verpflichtet, zu schweigen wie das Grab. Wer diesen Artikel übertritt, ist des Todes schuldig.

3. Unmittelbar nach Ausführung eines Diebstahls haben die Vollbringer desselben ihre Kleider zu wechseln.

4. Wer in den Bund eintritt, muß auf die Spitze des Dolches schwören, ihm zu dienen.

5. Alle Mitglieder sind verpflichtet, sich gut zu kleiden, einige Anzüge zum Umkleiden zu besitzen und nur anständigen Verkehr zu suchen, jedenfalls sich nicht mit Dieben abzugeben . . .

9. Alle sind verpflichtet, eine regelmäßige Beschäftigung zu haben und ihre Arbeitspflicht pünktlich zu erfüllen, ohne Rücksicht darauf, wie sie bezahlt werden, damit sie zu jeder Zeit den Alibibeweis führen können.

10. Die Mitglieder des Bundes dürfen sich weder gegenseitig besuchen, noch einander ihre wirklichen Namen nennen.

11. Sie dürfen keine ständige Geliebte haben . . .

23. Jedes der Mitglieder erhält täglich 6 Francs Gehalt und außerdem 10 Francs von je 1000 gestohlenen.

24. Die arretierten Mitglieder erhalten 2 Francs täglich, die ihnen durch Vermittelung der weiblichen Angehörigen der Bande zugestellt werden.

In den übrigen Artikeln des Statuts wird den Mitgliedern empfohlen, nicht ohne Waffen auszugehen, die Mordthaten nach bestimmter Methode zu vollführen und verschiedene ähnliche Verhaltungsmaßregeln zu befolgen, auf deren Vernachlässigung eine Geldstrafe von 10 Francs steht.

In dem Prozeß gegen Abady konnte nur die Er=

mordung der alten Bazangault dem Angeklagten nachgewiesen werden, daher gestand Abady auch nur dieses eine Verbrechen zu. Die übrigen Mordthaten leugnete er energisch. Aber auch dieses eine Verbrechen genügte den Geschworenen, ein bedingungslos verurteilendes Verdikt gegen ihn zu fällen und auf Todesstrafe zu erkennen. Der damalige Präsident der Republik, der im allgemeinen nicht gern ein Todesurteil unterschrieb und nur bei Vatermördern eine Ausnahme machte, begnadigte Abady in Berücksichtigung seiner Jugend. Das war es, was der jugendliche Schurke nur gewollt hatte. Seine Aufführung vor Gericht war die reine Komödie gewesen, er war sogar während der Rede des Advokaten in lautes Schluchzen ausgebrochen.

Jetzt, nach der Begnadigung, war er wie umgewandelt. Es machte ihm einen Heidenspaß, den Untersuchungsrichter zu mystifizieren. Bald ließ er ihn zu sich kommen, indem er wichtige Enthüllungen zu machen versprach; wenn der Richter kam, so behauptete er, alles vergessen zu haben. Bald gab er die Namen vorgeblicher Mörder an und machte der Polizei unzählige Scherereien und Umstände.

Indessen sollte Abady sehr bald auf die Anklagebank zurückkehren. Man entdeckte den Mörder Lesserolles, der sich selbst der Polizei gestellt hatte, indem er behauptete, daß „das Gespenst des armen Lesserolle ihn beständig verfolge und ihn um seinen Verstand bringe“. Der Mörder war wiederum ein unreifer Bursche von 17 Jahren, namens Knobloch. Er

hatte sein Bekenntnis unter dem Titel „Memoiren eines jungen Mannes“ niedergeschrieben, und wir können es uns nicht versagen, einige Stellen aus diesem merkwürdigen Erzeugnis im Auszuge anzuführen.

Es ist vor allem charakteristisch, daß der Autor der Memoiren sich durchaus nicht für einen gewöhnlichen Schurken hält, sondern vielmehr für einen romanhaften Helden, einen „jungen Mann“, dem es wohl ansteht, seine Memoiren zu schreiben. Es ist das ein charakteristischer Zug, der allen diesen französischen „jugendlichen Verbrechern“ eigentümlich ist: sie alle besitzen eine ungemein lebhafte Phantasie und halten sich selbst für Helden; alle agieren gleichsam in studierten Rollen vor dem Richter und schreiben Verse oder Memoiren.

Als Schreiber dieses sich einmal mit anthropologischen Untersuchungen über die Schädel der Mörder und Selbstmörder beschäftigte, hatte er Gelegenheit, im Archiv des naturwissenschaftlichen Museums verschiedene Schriftstücke einzusehen, die guillotinierten Verbrechern, hauptsächlich aus dem Anfange dieses Jahrhunderts, angehört hatten. Fast alle hatten Verse oder Memoiren geschrieben. Einer beispielsweise, ein achtzehnjähriger junger Mensch, hinterließ ein ganzes Heft mit Versen, die er am Vorabend seiner Hinrichtung im Gefängnis gedichtet hatte. Er hatte nicht einen Menschen in der Welt, der ihm nahe stand, und er dedizierte seine unbeholfenen, dabei jedoch recht gefühlvollen Erzeugnisse dem Arzte, der bei seiner Hinrichtung zugegen sein sollte. Dieses vergilbte, mit Krähenfüßen bedeckte Heft

hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. Ich habe leider den Namen des Autors vergessen, doch erinnere ich mich genau, daß er im Jahre 1820 hingerichtet wurde . . .

Ich kehre nun zu Knobloch zurück. Er beginnt seine Memoiren folgendermaßen:

„Ich bin an einem Aprilmorgen des Jahres 1862 von achtbaren und ehrsamen Eltern geboren. Von meiner Kindheit an ward ich durch meine Eltern, deren einziger Sohn ich war, vergöttert. Mein Vater war ein Tagelöhner; meine Mutter war eine gute Wirtin, accurat und sparsam. Ich bin somit in einer ehrlichen und arbeitsamen Familie aufgewachsen und wurde für die geringste Unart streng bestraft. Mit vier Jahren kam ich in eine Schule, in welcher Mönche Unterricht erteilten. Als ich einst aus der Schule nach Hause ging, verirrte ich mich in den Straßen von Paris. Meine Mutter war ganz verzweifelt; ich aber konnte den Weg nach Hause nicht finden . . . Man las mich auf der Straße auf und führte mich nach der Präfektur, wo mich nach Verlauf von acht Tagen meine Eltern wiedersanden."

Man sieht, wie der Autor darauf bedacht ist, eine möglichst genaue und detaillierte Selbstbiographie zu geben. Hat ein Mensch, der über eine böse That wirkliche Reue empfindet, wohl die Zeit, über solche Nichtigkeiten nachzudenken? Hören wir seinen Bericht über das Verbrechen selbst.

„Ich hatte bis 5 oder 6 Uhr abends gearbeitet

und begab mich darauf zu meiner Mutter nach Vincennes. In der Rue Rendez-vous traf ich den Commis Lesserolle mit einem Wagen seines Geschäfts; ich war seit kurzem mit ihm bekannt. Ich war damals $16\frac{1}{2}$ Jahre alt. Ich bat ihn um die Erlaubnis, mich zu ihm in den Wagen setzen zu dürfen. Ich weiß nicht, wie spät es damals war. Am Ende der Rue Rendez-vous lud ich ihn ein, mit mir ein Glas Wein zu trinken; dann setzte ich mich wieder mit ihm in den Wagen. Lesserolle klopfte mit der Hand auf seine Geldtasche und sagte zu mir:

„Sieh mal, da drinnen sind mehr als 2000 Francs."

Ich begann nun Pläne zu entwerfen, wie ich ihm das Geld stehlen könnte. Ich fand kein anderes Mittel, als dieses: ihn durch einen kräftigen Schlag zu betäuben. Dann öffnete ich in meiner Hosentasche das Messer und versetzte ihm einen Stich in den Hals. Er fiel auf den Rücken in das Innere des gedeckten Wagens und klammerte sich an mir fest. Das veranlaßte mich, noch einmal nach ihm zu stechen, damit er mich losließe. Dann verließ ich den Wagen und ging nach der Rue St. Antoine, wo ich ein Hundertfrancsbillet wechselte. Ich brachte die Nacht zu Hause zu und ging am nächsten Morgen wieder, wie gewöhnlich, zu meiner Arbeitsstelle . . ."

Ich sagte bereits, daß Knobloch sich freiwillig auf der Polizei gestellt hatte. Man konnte annehmen, daß seine Reue aufrichtig war, es stellte sich jedoch bei der Beweiserhebung heraus, daß seine Selbstanzeige von

Anfang bis zu Ende erlogen war. Richtig war nur so viel, daß er an dem Verbrechen teilgenommen hatte; die Mordthat selbst hatte er jedoch nicht begangen. Es ward nachträglich festgestellt, daß die tödlichen Stiche von Abady herrührten, während Knobloch nur das Pferd am Zügel festgehalten hatte.

Nach langem Leugnen gestand endlich Knobloch diesen Sachverhalt zu. Es entstand nun die Frage, weshalb er eigentlich diese ganze Komödie aufgeführt hatte. Wenn ihn wirklich Gewissensbisse gequält hätten, dann hätte er die ganze Wahrheit gestehen müssen. Aber Knobloch erhob nur gegen sich selbst Anklage. Später, vor Gericht, widerrief er alle seine Angaben mit der Behauptung, daß er sie nur erfunden habe, um eine Reise nach Cayenne zu machen. Es war jedoch schon zu spät. Knobloch mußte alsbald zu der Überzeugung kommen, daß sein Kopf verloren war, wenn er nicht widerrief.

Weshalb nun dieser nachträgliche Widerruf? Abady hatte, während er im Gefängnis saß, unter dem Titel „Die Affaire St. Mandé“ seine Memoiren geschrieben, in denen er im überlegenen Tone eines berühmten Mannes eine Charakteristik Knoblochs giebt. Nach seinen Worten war letzterer stets ein unordentlicher Bursche gewesen, ohne große Leidenschaften und ohne starken Willen, so daß er leicht nach der guten oder schlechten Seite sich hinreißen ließ. Er besitzt nicht Kühnheit genug, um eine That allein, ohne Helfershelfer auszuführen.

Abady behauptete im Gerichtstermin, daß Knobloch sich nur aus Renommiersucht zur Anzeige gebracht habe. Aus allen Einzelheiten der Affäre ist ersichtlich, daß diese Beurteilung in der That der Wahrheit entspricht. Die Lorbeeren Abadys hatten den eitlen Knobloch nicht schlafen lassen; er ging hin und zeigte sich selbst an. Im Gefängnis jedoch verfiel er wieder dem Einfluß Abadys und widerrief vor Gericht alle seine Angaben. Das Benehmen dieser jugendlichen Schurken in der Gerichtssitzung erregte den Abscheu aller Anwesenden. Sie traten förmlich als Triumphatoren auf, lachten unverschämt über die Richter, schwatzten ungeniert mit einander und warfen dem Publikum hochmütige Blicke zu.

„Weshalb haben Sie dem Untersuchungsrichter gegenüber bald diesen, bald jenen beschuldigt?“ fragte der Präsident den Hauptmann Abady.

„Es machte mir Spaß,“ versetzte frech der Angeklagte, der im Kostüm der zum Tode Verurteilten auf der Anklagebank saß.

Nicht genug daran, warf Abady, während er im Sitzungssaale saß, nach der Tribüne der Journalisten einen Brief mit der Bitte, ihn zu veröffentlichen. Der Brief war sehr geschickt abgefaßt und erging sich in den boshaftesten Spöttereien über die Gerichtsbehörden. Indem er zum Schein das Verbrechen, dessen die Bande beschuldigt wurde, leugnete, ließ er zugleich durchblicken, daß die Angelegenheit nur deshalb so verwickelt erscheine, weil der Untersuchungsrichter und

die Gefängnisbeamten sich so entsetzlich dumm anstellten.

„Wir sind unschuldig," schrieb er, „aber wenn wir auch schuldig wären, so würden wir doch, wie dumm wir auch sein mögen, allezeit Mittel finden, um alles zu erfahren, was wir wissen wollen, und uns gegenseitig zu verständigen. Und zwar würden wir es aus dem Munde derselben Leute erfahren, die mit unserer Beaufsichtigung betraut sind."

Die Sorge um seinen Ruhm ist das einzige, was Abady interessiert. Und mit welchem Stolze spricht er von seiner Bande, mit welcher Verachtung von dem ‚Machewerk" Knoblochs, der es ihm nicht verzeihen könne, daß er ihn nicht in seine Bande aufgenommen habe . . .

Der Prozeß Abady ist unter anderem auch noch durch folgende charakteristische Episode interessant. Abady hatte in Zolas Drama L'Assomoir als Statist mitgewirkt. Sobald diese Thatsache bekannt wurde, behaupteten einige Zeitungen allen Ernstes, daß das naturalistische Theater an Abadys Mordthaten alle Schuld trage. Die Sache wurde so weit getrieben, daß Zola es für notwendig erachtete, sich öffentlich zu rechtfertigen. In seinem durch den „Voltaire" veröffentlichten Briefe lesen wir:

„Ich glaube, daß niemals etwas Lächerlicheres niedergeschrieben worden ist, wie jene Anschuldigung. ‚Seine Schule hat bereits Früchte getragen' — das ist einfach klassisch. Der Autor braucht nur noch zu behaupten, daß die Mordbuben, bevor sie nach Montreuil

gingen, meinen Rat eingeholt haben. Ich müßte eigentlich, um der Gerechtigkeit willen, mich selbst den Gerichten stellen . . ."

Natürlich haben Zolas Schriften mit der Sache nichts zu thun. Daß indessen eine gewisse ungesunde Richtung in der Litteratur einen schädlichen Einfluß auf die jugendlichen Gehirne ausübt, die ohnedies sehr dazu neigen, auf Abwege zu geraten, unterliegt keinem Zweifel. Man lese nur das Feuilleton irgend einer Pariser Zeitung, namentlich der von den unteren Volksschichten gelesenen Blätter von der Art des „Petit Journal", der „Lanterne" u. s. w. Als Helden dieser Feuilletonromane erscheinen fast immer Mörder, Räuber, und sonstige Bösewichte, die ihre blutigen Unternehmungen glücklich durchführen, der Polizei ein Schnippchen schlagen und alle möglichen Vorzüge des Geistes und Herzens besitzen.

Wird irgend eine Mordthat vollbracht, dann bemächtigen sich die Zeitungen des Stoffes und treten ihn in widerlicher Weise breit, indem sie das schauerliche Faktum mit allen möglichen romantischen Details ausschmücken. Die Porträts der Mörder werden veröffentlicht, über jeden ihrer Schritte im Gefängnis, jede Einzelheit ihrer Vernehmung werden die genausten Mitteilungen gebracht. Jeder witzige Einfall, jeder ungewöhnliche Zug wird berichtet. Besteigt der Delinquent vollends mit der gehörigen Portion Keckheit das Schaffot, dann ist ganz Paris seines Lobes voll, und man spricht mit Hochachtung von ihm, denn der

Pariser ist einmal ein Freund alles Ungewöhnlichen und verzeiht sehr vieles, wenn man nur zu seiner Unterhaltung beigetragen hat.

Es kann nicht Wunder nehmen, daß einem so freundlich gesinnten Publikum gegenüber der Mörder seine Grausamkeit und Kühnheit noch ganz besonders betont. Wenn mein Gedächtnis nicht trügt, war es Menesclou (den wir unten noch kennen lernen werden), der bei seiner Überführung ins Gefängnis zu allererst fragte, ob man auch auf der Straße sein Porträt verkaufe. Der achtzehnjährige Lemaire, der die Braut seines Vaters und eine ihrer Mägde ohne jegliche Ursache erschlagen hatte, sagte vor Gericht: „Ich wollte nicht nur meine zukünftige Stiefmutter, sondern auch ihre Tochter und zwei ihrer Arbeiterinnen erschlagen. Aber,“ fügte er lachend hinzu, „es ist immer besser, ein Viertel der Arbeit zu thun, als gar nichts.“

Bei diesen Worten schaute er selbstgefällig um sich und warf seinen Kopf stolz in den Nacken. In seiner Verteidigungsrede sagte er buchstäblich folgendes: „Sie sind verpflichtet, mich zu verurteilen — verpflichtet deshalb, weil ich Sie in Schrecken gesetzt habe! Es wäre ja auch wider alle Sittlichkeit, wenn ein achtzehnjähriges Kind straflos seine schwache Kraft gegen die Gesetze seines Vaterlandes wenden wollte. Das Schaffot ist der Probierstein der Tapferkeit. Versuchen Sie einmal, mir auch nur einen Schrei des Schmerzes zu entreißen, nachdem es Ihnen nicht gelungen ist, mir ein Wort der Reue zu entlocken!“

Ich hatte den Schädel und den Gipsabguß in Händen, der von dem Kopfe des hingerichteten Lemaire gemacht worden war. Es ist eins der typischsten Gesichter der sogenannten Verbrecherklasse. Im Vergleich mit dem kleinen, runden Schädel hat die untere Gesichtspartie eine plumpe, unangenehme Form; die Backen sind dick, gedunsen, und die kleinen Äuglein haben selbst in dem toten Kopfe noch einen verächtlichen und boshaften Ausdruck beibehalten. Mit diesem Ausdruck ist Lemaire offenbar auch gestorben. Der verstorbene Professor Broca hat den Körper des Hingerichteten seziert und in seinem Hirn eine ausgedehnte chronische Meningitis (Hirnhautentzündung) konstatiert. Die Hirnhäute waren mit dem Schädelknochen fest verwachsen und der Schädel selbst wies deutliche Anzeichen einer zurückgebliebenen Entwickelung auf.

Ähnliche Anomalien wurden durch Broca auch im Gehirn Prevots, Menesclous und anderer Mörder gefunden. Ten-Kate und der Schreiber dieser Zeilen*), die an den Schädeln von 54 Mördern Untersuchungen angestellt haben, fanden an denselben gleichfalls pathologische Abweichungen mannigfacher Art und Kennzeichen einer zurückgebliebenen Entwickelung. Es folgt daraus freilich nicht, daß derartige Abweichungen nicht auch an den Gehirnen und Schädeln von Nichtmördern gefunden werden und das Vorhandensein derselben unbe-

---

*) Siehe Revue d'Anthropologie, Januar 1881: „Essai sur quelques crânes de criminels et de suicides.

dingt auf eine bestimmte Art von Verbrechen schließen lasse. Die Bedeutung dieser Thatsachen liegt vielmehr weit tiefer. Sie beweisen, daß unter den gegebenen sozialen Verhältnissen, dank der mangelhaften Ernährung, den schlechten Säften der Eltern, der Trunksucht, der unzureichenden Pflege in den Kinderjahren, den feuchten und schlecht ventilierten Wohnungen und zahlreichen anderen Ursachen, die alle mit einander unter den Begriff des sozialen Elends fallen, der Mensch notwendig von der Wiege an entarten muß, so daß er aus rein physischen Gründen unmöglich ein brauchbares Mitglied der Gesellschaft werden kann. In dem einen Falle wird aus ihm ein Verbrecher, seine Entwickelung macht vorzeitig Halt, und es erwacht in ihm der Wilde, der Mensch der Urzeit; im andern Falle wird er Idiot oder Cretin; im dritten Falle wird er ein unverbesserlicher Trunkenbold u. s. w.

Bisweilen verkümmert ein Teil des Gehirns infolge Atrophie (und zwar aus physischen und sittlichen Ursachen), und ein anderer Teil entwickelt sich auf Kosten jenes. Wir sehen daher bei zahlreichen Verbrechern neben der vollständigen Abwesenheit des sittlichen Gefühls eine ganz ungewöhnliche Entwickelung der Verstandesthätigkeit. Abady z. B. war ein solches Individuum. Als der Präsident im Gerichtstermin seine Verbrechen aufzählte, konnte er gleichwohl nicht umhin, dem Angeklagten zu bestätigen, daß er ein „ganz gescheuter Mensch“ sei.

Dasselbe galt auch von dem zwanzigjährigen

Marclais, der in Paris so viel von sich reden gemacht hat.

Es war stets das Ideal Abadys gewesen, sich mit bewaffneter Hand gegen die ihn verfolgende Polizei zu verteidigen; er hatte jedoch niemals Gelegenheit, dieses Ideal zu verwirklichen. Marclais hatte in dieser Beziehung mehr Glück als Abady; er beging nicht nur dieselben Mordthaten wie jener, sondern bestand auch in Gemeinschaft mit seiner Bande ein blutiges Rencontre mit den Polizeiagenten.

Es war gegen Ende Oktober 1887. Die Bande Marclais, die unter dem Namen „die Diebe von Neuilly" bekannt waren, hatten durch ihre verwegenen Räubereien und selbst Morde (der alten Durand z. B.) Schrecken unter den Bewohnern von Neuilly verbreitet, bis endlich die Polizei den Verbrechern auf die Spur kam. In dem Zusammentreffen der Polizei und der Marclais'schen Bande wurden mehrere Mann verwundet und einer von den Räubern gefangen genommen; den übrigen gelang es, zu entfliehen. Die Zeitungen brachten um die Wette lange Berichte über die blutige Affäre. Am Tage nach dem Verbrechen richtete der Anführer der Bande folgenden Brief an die Redaktion der „Lanterne":

„Herr Redakteur! Ich, den man unter dem Namen Sans-Quartier kennt, teile Ihnen mit, daß Ihr Bericht über die Vorgänge in Neuilly nicht ganz den Thatsachen entspricht. Lassen Sie sich's gesagt sein, daß wir nicht von dem Schlachtfelde geflohen sind. Wir

retirierten erst dann, als die Agenten bereits die Flucht ergriffen hatten und unsere Revolver bereits abgeschossen waren. Wir gingen nur um etwa hundert Meter zurück, luden unsere Waffen von neuem und begaben uns dann ruhig nach Hause, in der Meinung, daß unser Genosse nach einer anderen Seite hin entkommen sei. Zum Unglück ist dies nicht der Fall . . . Ich muß Ihnen sagen, daß ich mit einem meiner Genossen die Ehre hatte, den Diebstahl bei den Damen Caillou und Rouvenne auszuführen. Der Unglückliche, der in die Hände des Gerichts gefallen ist, hat an diesen Verbrechen nicht teilgenommen; er war gestern zum ersten Male mit uns. Ihr Blatt hat also gelogen, als es behauptete, daß wir die gestohlenen Sachen den Genossen auf die Straße hinausgereicht hätten; es hat gelogen, als es behauptete, daß Madame Rouvenne fünf Menschen gesehen habe, die von ihrer Wohnung wegliefen. Wir sind nicht weggelaufen; das ist schon daraus zu ersehen, daß wir ihren Madeira ausgetrunken und alle Kerzen an ihrem Kronleuchter angezündet haben. Sie müssen mir, mein Herr, Gerechtigkeit widerfahren lassen und meine Kühnheit und Tapferkeit anerkennen, indem Sie vorliegenden Brief in Ihrem Blatte zum Abdruck bringen. Ich, Sans-Quartier, leiste einen heiligen Eid, daß ich den Genossen rächen werde, der in die Hände jener Leute gefallen ist, welche ich hasse, und zwar deshalb hasse, weil sie sich ehrbare Leute nennen, während sie wie die Schlangen dahinkriechen und viel zu feig sind, um offen zu handeln u. s. w."

Dieser Brief ward von dem Blatte nicht abgedruckt. Marclais schrieb nun einen zweiten Brief, in dem er drohte, daß, wenn die Redaktion nicht sofort sein erstes Schreiben zum Abdruck bringe, er sich an ein anderes Blatt wenden würde. Wenn etwa die Redaktion die Veröffentlichung deshalb ablehne, weil sie die Polizei fürchte, so bitte er, der letzteren mitzuteilen, daß er in diesem Falle seinen Brief an allen Ecken von Paris anschlagen würde.

Marclais ward inzwischen verhaftet, obschon er versichert hatte, daß nur sein Leichnam in die Hände der Polizei gelangen würde. Im Verhör legte er einen empörenden Cynismus an den Tag. Der Direktor der Geheimpolizei fragte ihn:

„Sie sagten, daß, wenn es Ihnen gelingen sollte, elf meiner Agenten zu töten, Sie mit Vergnügen sich selbst erschießen würden. Weshalb haben Sie nicht mit dem letzteren begonnen?“

„Erlauben Sie,“ antwortete Marclais, „ist denn nach Ihrer Ansicht das Vergnügen, Polizeiagenten zu töten, gar nichts wert?“

Wir wenden uns nun zu der Organisation und Funktion des französischen Gerichtswesens. Die Stufenleiter der französischen Rechtsprechung baut sich in folgender Weise auf. Zu unterst rangiert das Institut der Friedensgerichte, deren Wirkungskreis allerdings sehr beschränkt ist. Das Friedensgericht entscheidet nur über Streitsachen, deren Objekt 100 Francs nicht übersteigt; mit Prozessen, die über diese Summe hinaus-

gehen, befaßt es sich nur, wenn beide Parteien ihre Zustimmung geben. In dieser Instanz kann der Franzose sich gegen eine Beleidigung nicht selbst verteidigen. In ernsteren Fällen jedoch, die eine Ehrenkränkung involvieren, wendet er sich an das Zuchtpolizeigericht mit einem Anspruch auf Schadenersatz. Das geschieht indessen nur in ernsthaften Fällen, weil, wie wir weiter unten sehen werden, die französische Rechtssprechung ein sehr kostspieliges Ding ist und ein Prozeßhansel leicht große Verluste erleiden kann.

Der Friedensrichter wird von der Regierung eingesetzt und bezieht ein durchschnittliches Gehalt von 3500 Francs. Ihm stehen zwei unbesoldete „Stellvertreter" zur Seite.

Die nächste Stufe bildet das Zuchtpolizeigericht. Der Präsident desselben erhält in Paris 10,000 Francs jährlich; in der Provinz je nach der Serviceklasse, in welcher die betreffende Stadt steht, 6250—3375 Francs. Die Richter erhalten in Paris 8000, in der Provinz zwischen 5000 und 2400 Francs. Trotz dieser geringen Besoldung genießt der französische Richter doch den Ruf absoluter Unbestechlichkeit. Allerdings fallen manche seiner Urteile wohl parteiisch aus; doch ist dies mehr Sache seiner Überzeugung und seines Temperaments. Für Bestechungen, seien sie direkter oder indirekter Art, ist er absolut unzugänglich.

Beiläufig will ich bemerken, daß in Frankreich nur weniger talentvolle Leute, die sich an die glänzende Carriere eines Advokaten nicht heranwagen, sich dem

Richterberufe widmen. Diese Thatsache ist schon längst beobachtet worden und giebt den Franzosen zu zahlreichen Spöttereien über ihren Richterstand Anlaß.

„Welche Carriere wollen Sie Ihren Sohn einschlagen lassen?“ fragt man beispielsweise einen Familienvater.

„Wenn er Talent hat, soll er Advokat werden; ist er ein Dummkopf, dann wird er Richter.“

Es giebt in ganz Frankreich 60 Kreisgerichte und 26 Kassationshöfe. Die Richter sind, wie bekannt, unabsetzbar. Im Sommer 1882 nahm die Deputiertenkammer einen Gesetzentwurf an, durch den die Ersetzbarkeit und Wählbarkeit der Richter eingeführt wurde. Aber schon nach etlichen Monaten hob die Kammer ganz unerwartet diesen Beschluß wieder auf. Die einzige Reform, die bisher seitens der dritten Republik behufs Erneuerung des Richterpersonals vorgenommen wurde, war eine Beschränkung der Zahl der Richter, wobei es dem Justizminister überlassen blieb, aus dem Amte zu entfernen oder im Amte zu behalten, wen er wollte.

Die Gerichtskosten sind in Frankreich ganz ungewöhnlich hoch. Hier ein paar Beispiele dafür. Ein Arbeiter, der eine Mansarde (im siebenten Stockwerk) bewohnt, wird von seinem Hauswirt wegen säumiger Mietszahlung exmittiert. Er erhält eine offizielle Aufforderung, an dem und dem Tage, zu der und der Stunde seine Wohnung zu räumen. Am festgesetzten Tage begiebt sich der Arbeiter, wie gewöhnlich, nach

seiner Arbeitsstelle, indem er besagter Aufforderung am Abend nachzukommen gedenkt. Bei seiner Heimkehr sieht er, daß der Wirt, gestützt auf sein Recht, eine Beschwerde beim Gericht erhoben hat, und daß der Gerichtsexekutor die Thür erbrochen und das Gerümpel des Mieters aufs Pflaster geworfen hat. Man sollte meinen, daß diese Maßregel an sich schon hart genug ist — aber nein, der Arbeiter erhält obendrein noch eine Gerichtskosten-Rechnung im Betrage von 70 Francs! Und dabei hatte die vierteljährliche Miete für die Wohnung nur 30 Francs betragen!

Ein anderes Beispiel. Einem insolventen Schuldner wird auf Antrag seines Gläubigers laut Gerichtsbeschluß eine elende alte Hütte über den Kopf weg für 500 Francs versteigert. Die Gerichtskosten betragen 650 Francs; mit anderen Worten: der Gläubiger besieht nicht einen Pfennig, und der Schuldner verliert nicht nur sein Obdach, sondern muß auch noch 150 Francs dazu bezahlen! . . .

Bereits im Jahre 1851 ward, um diesen Mißstand zu beseitigen, ein Gesetz erlassen, das dem Armen eine unentgeltliche Rechtsprechung garantieren sollte. Aber die Unmenge von Formalitäten, die behufs Nachweisung wirklicher Armut notwendig waren (eine Bescheinigung, daß der Antragsteller keine Steuern bezahlte, ein Armutsattest, das von der Polizei und vom Maire ausgestellt wurde), ferner die Befugnis des Gerichtshofes, trotz dieses Armutsattestes den Antrag auf unentgeltliche Rechtsprechung zurückzuweisen, hat jenes

Gesetz in einen toten Buchstaben verwandelt. Von 25 000 solchen Gesuchen, die alljährlich eingereicht werden, bleiben 10 000 erfolglos. Es giebt somit in Frankreich keine „Gleichheit vor dem Richterstuhle“. Nur wer Vermögen besitzt, kann den Schutz der Gerichte thatsächlich in Anspruch nehmen.



Der Prozeß Barbier.

„Demandez l'affaire Barbier!“

„Demandez l'affaire du faux pendu!“

Dieser Ruf der Zeitungsträger ertönt auf den Boulevards und an allen Straßenkreuzungen von Paris. Das Publikum, das nach jeder Art Sensationsprozessen lüstern ist, reißt sich förmlich um die noch feuchten Zeitungsblätter, liest sie im Gehen, bespricht sie in den Restaurants, den Cafés, den Schenken und namentlich in den Portierlogen, in Gegenwart von Köchinnen und Kammerzofen, die zu den leidenschaftlichsten Leserinnen der Kriminalromane im „Petit Journal“ und in der „Lanterne“ gehören.

In den Korridoren des Palais de Justice wogt die Menge der „Kriminalstudenten“ auf und ab — alte Rentiers, bleichgesichtige Zuhälter in turmhohen seidenen Ballonmützen und Cocotten, die entweder noch im Dienst oder bereits verabschiedet sind.

Aber der Korridor, der zu den Räumen des Assisengerichts führt, ist durch die dreifache Kette der Polizeisoldaten, der republikanischen Gardisten und der Schweizer des Gerichtsgebäudes streng abgeschlossen. Vater Luné, der einäugige Kapitän mit der Physiognomie eines Don Quixote, steht in höchst eigener Person, in voller Uniform, mit einer Unmenge von Orden, die er für irgend welche unbekannte Heldenthaten empfangen hat, an der Barriere und läßt nur die Advokaten in den schwarzen Roben und die mit Billets versehenen Besucher herein. Gegen die Journalisten ist Vater Luné übrigens die Liebenswürdigkeit selbst — ihnen gegenüber drückt er gern ein Auge zu.

Der Gerichtssaal ist ein langer, düsterer Raum; bis zu halber Höhe ist er mit Eichenholz getäfelt, die Tapeten sind dunkel, und die sechs Fenster, die nach dem Hofe hinausgehen, lassen nur sehr spärliches Licht herein, so daß die Geschworenen und die ganze linke Seite des Saales sich in tiefem Schatten befinden. Im Hintergrunde, unter einem Kruzifix, schimmern hinter einem breiten Tische auf einer hohen Estrade die blutigroten Roben dreier Richter; rechts von ihnen sitzt der Staatsanwalt in einer ebensolchen Robe, links der Sekretär. Am Fuße der Estrade steht ein Tisch mit den Beweisstücken und ein kleinerer Tisch für den Gerichtsdiener. Weiterhin folgen, durch eine Barriere getrennt, zwei Reihen von Bänken für die Zeugen und die Angehörigen der Advokatur (stagiaires); hinter diesen Bänken erst befinden sich die Sitze für

das allgemeine Publikum. Die Angeklagten haben ihren Platz auf einer hohen Tribüne, gegenüber den Geschworenen; ebendaselbst sitzen auf einer erhöhten Bank die Journalisten. Die Sachwalter sitzen an einem besonderen Tische unterhalb der Tribüne der Angeklagten.

Barbier, der Held des Prozesses, von dem ich reden will, ist ein kleiner Mensch von 24 Jahren, blaß, mit lebhaften kleinen Augen und stutzerhaft nach oben gedrehtem Schnurrbart. In seiner Physiognomie liegt nichts Auffallendes, es ist der gewöhnliche Typus des Pariser Gecken aus dem Kramladen, der seinen Ruhm darin sucht über Dienstmädchenherzen zu triumphieren. Die junge Bürgersfrau, die auf der Bank hinter Barbier sitzt, ist seine Herzensdame, die Gattin eines Schankwirts. Sie ist ganz in Schwarz gekleidet, und wenn sie sich auch bemüht, als bescheidene und ehrenhafte Bürgersfrau zu erscheinen, so errät man doch ohne Mühe in ihr die mundfertige Höckerin der Pariser Hallen, die nichts von ihren Preisen abläßt und sich vortrefflich auf ihren Vorteil versteht. Von den übrigen Angeklagten spreche ich weiter unten.

Barbier ist des Raubmordes angeklagt. Wenn das alles wäre, dann hätten wir nichts weiter über ihn zu sagen, denn ein Raubmord ist ein ziemlich gewöhnliches Verbrechen. Die Sache liegt jedoch so, daß sein Verbrechen einen ganz spezifischen Typus darstellt und als „echt pariserisch“ bezeichnet werden kann. Der Leser erinnert sich vermutlich der Geschichte des hingerichteten

Marchandon. Das war ein Lakai, der im Umgange mit seinen vornehmen Herren gewisse „feine Manieren“ angenommen hatte; sein Ideal war ein ruhiges und komfortables Leben auf dem Lande, wo er in seiner Villa für achtbare Leute offene Tafel halten und bei Tisch über Theater und Wettrennen plaudern konnte. Er war ein Liebhaber von Blumen und Vögeln und pflegte sie mit großer Sorgfalt, war überhaupt ein musterhafter Mensch und ein famoser Gesellschafter. Die Einwohner von Fontainebleau achteten ihn als einen braven und bescheidenen Menschen. Von Zeit zu Zeit verschwand dieser „Sohn reicher Eltern“ auf ein paar Tage und kehrte jedesmal vergnügt und zufrieden mit wohlgespickten Taschen zurück. Seine Rückkehr erfolgte gewöhnlich nach einem Raubmord, den er mit überraschender Kaltblütigkeit und Sicherheit vollführt hatte, als ob es sich um die Auflösung einer arithmetischen Aufgabe gehandelt hätte.

Mein Freund, der junge Romanschriftsteller Méténier, der Marchandon eine halbe Stunde nach seiner Verhaftung gesehen und mit ihm gesprochen hatte, erzählte mir, daß er durch die Kaltblütigkeit und die ausgesuchte Höflichkeit des Mörders höchlichst überrascht war. Als man ihn zur Konfrontation mit dem Leichnam der von ihm ermordeten Dame abführen wollte, schob er zunächst seine Kravatte zurecht und glättete sein Haar. Alle seine Gedanken waren darauf gerichtet, um keinen Preis den Anstand zu verletzen, obschon er ganz genau wußte, daß seine Sache verspielt und das Fallbeil ihm sicher war.

Marchandon zählte 21 Jahre; er hatte es durchaus nicht nötig, zu morden, denn er verdiente sehr gut und war niemals ohne Stelle gewesen. Ich könnte noch eine ganze Anzahl von ähnlichen Pariser Unthaten anführen — sie wurden alle von jungen Burschen vollbracht, die mit Kaltblütigkeit, förmlich kunstgerecht mordeten — nicht aus Not, sondern aus Genußsucht. Man kann dreist behaupten, daß die Portion Schlauheit und Energie, welche diese Übelthäter auf ihre verbrecherischen Unternehmungen verwandten, ihnen auch auf ehrlichem Wege den Reichtum verschafft hätten, nach dem sie so leidenschaftlich verlangen. Dazu aber bedarf es der Geduld, und die besitzen sie nicht. Man wird das alles begreiflich finden, wenn man die wilde Jagd nach Gewinn ins Auge faßt, von der in Paris alle Klassen der Bevölkerung ergriffen sind.

Barbier hatte in der Centralhalle einen Handelsstand inne. Es war ihm jedoch ziemlich schlecht gegangen, und er war nur um Haaresbreite vom Bankerott entfernt gewesen. Um seine Lage zu verbessern, beschloß er, einen „Coup“ auszuführen. Als vorsichtiger Geschäftsmann wollte er sich nicht kopfüber in den Abgrund des Verbrechens stürzen, sondern überlegte seinen Plan ganz genau und traf alle notwendigen Vorbereitungen. Zu Hilfe kam ihm, wie den meisten Pariser Verbrechern, ein Kriminalroman („Le dernier des Parthenay“ von Delcour, der damals in der „Lanterne“ erschien). In demselben ward ein ganz neuer und sehr geschickter Mordplan dargelegt, den Barbier thatsächlich zur Ausführung gebracht hat.

Gegenüber von Barbiers Wohnung lebte ein alter Herr, der Rentier Maton, der sein etwa 200 000 Francs betragendes Vermögen in zinstragenden Papieren angelegt hatte. Der Alte führte ein musterhaft regelmäßiges Leben, er ging alle Tage zu derselben Stunde aus und kehrte zu derselben Stunde zurück, was ihm seitens seiner Nachbarn den Spitznamen „Perpendikel“ eingebracht hatte. Zwei Schwächen besaß der alte Maton: er empfing bisweilen die eine oder andere Dame der Halbwelt in seiner Wohnung und pflegte die Coupons seiner Wertpapiere des Abends, während er am Fenster saß, abzuschneiden.

Aus Barbiers Zimmer konnte man ganz genau beobachten, was der alte Maton trieb, und Barbier war ein neugieriger Nachbar. Man sah ihn häufig, wie er von seinem Balkon aus durch einen Operngucker nach seinem vis-à-vis hinüberspähte. Am 16. November machte die Concierge des Hauses, in dem Herr Maton wohnte, der Polizei die Mitteilung, daß sie den Alten bereits seit zwei Tagen nicht mehr gesehen habe. Der Kommissar machte sich sogleich mit dem Arzte und drei Häschern auf den Weg. Man erbrach die Thür und fand den Alten tot; er saß auf dem Boden, mit einem Strick um den Hals, während ein zweites Stück des Strickes über seinem Kopf von einem Nagel herabhing.

Man fand in dem Zimmer nicht die geringste Spur eines Kampfes. In der Tasche des Verstorbenen fand man acht und einen halben Franken — der Sachverhalt lag ganz klar, der arme Alte hatte sich erhängt. Man

setzte ein Protokoll auf, der Tote ward begraben, die Wohnung versiegelt und dem Bruder des Verstorbenen, der in der Provinz lebte, von dem Vorfall Mitteilung gemacht.

Dieser Bruder Matons, ein einfaches Bäuerlein, hatte sich trotz aller gegenteiligen Versicherungen des Polizeiarztes in den Kopf gesetzt, daß sein Bruder ermordet worden sei.

„Wie soll sich's sonst erklären,“ sagte er, „daß von seinem ganzen Reichtum nichts übrig geblieben ist?“

Irgend jemand hat die Bemerkung gemacht, daß jeder Franzose in seinem Herzen ein klein wenig Polizist sei. Diesmal sollte sich der Ausspruch des unbekannten Weisen glänzend bewähren. Der jüngere Maton teilte seinen Verdacht einem Freunde mit, und beide begaben sich nach der Wohnung des Verstorbenen, um auf eigene Faust Nachforschungen anzustellen. Es gelang dem Freunde Matons in der That, ein paar wichtige Entdeckungen zu machen. Im Schlafzimmer des Verstorbenen war eine Fensterscheibe durch einen Stoß von innen zerschlagen, unter der Matratze fand er eine in einen Plumpsackknoten verschlungene Serviette und vor dem Kamin ein paar eingetrocknete Blutstropfen. Überzeugt davon, daß ein Verbrechen vorliege, setzte dieser Nachahmer Lecoqs seine Nachforschungen eifrig fort. Er untersuchte den Strick, an dem sich der ältere Maton angeblich erhängt hatte, und bemerkte, daß er zuerst angeschnitten und dann aufgehaspelt worden war. Auch die Tapeten, die scheinbar von dem Verstorbenen im

Todeskampf heruntergerissen worden waren, schienen zunächst angeschnitten und dann erst abgerissen zu sein. Außerdem fand sich in den Papieren des Verstorbenen ein Blatt mit den Seriennummern der Papiere, die der Verstorbene besessen hatte.

Auf dieses Beweismaterial gestützt, beantragte der jüngere Maton beim Staatsanwalt eine nachträgliche Untersuchung. Mit Hilfe der Seriennummern gelang es ohne Schwierigkeit, die Spur des Mörders zu entdecken, und Barbier ward arretiert. In seiner Wohnung fand sich indessen nichts Verdächtiges vor, obwohl in derselben thatsächlich der größte Teil der geraubten Wertpapiere versteckt war.

Während der Haussuchung war es Barbier gelungen, ein Packet mit Wertscheinen auf die Erde fallen zu lassen; seine Geliebte schob dieselben unbemerkt unter das Bett. Dieser Umstand beweist, daß die vielgerühmte Findigkeit der Pariser Polizei nicht gerade weit her ist. Noch deutlicher zeigt dies eine zweite Thatsache: die Geliebte Barbiers übergab nach seiner Verhaftung ein Päckchen mit Scheinen ihrer Concierge zur Verwahrung. In nächtlicher Stunde ward diese letztere von Furcht befallen, sie schrieb auf das Päckchen die Adresse der Polizeipräfektur und trug es nach dem Bois de Boulogne, wo sie es auf einen Schutthaufen warf. Das Päckchen ward am Morgen von einem Arbeiter gefunden, der sogleich der Polizei von seinem Funde Anzeige machte. Erst einen Monat später ließ die Polizei sich herbei, sich nach dem Inhalt des Päckchens

zu erkundigen und dasselbe von dem Arbeiter einzufordern.

Man hatte lange keine ausreichenden Beweise, die zur Überführung Barbiers genügt hätten, bis endlich seine Geliebte, die sich während der ganzen Zeit in Freiheit befunden hatte, den Mund öffnete. Daß man bei ihm die in Matons Wohnung geraubten Papiere gefunden hatte, war noch kein ausschlaggebender Beweis. Nach Barbiers Aussage wären diese Papiere von einem gewissen P. gekauft worden. Er wies in der That eine von der Mutter seiner Geliebten ausgestellte Bescheinigung vor, welche besagte, daß sie jene Papiere einige Tage vor dem Morde von dem oben erwähnten P. gekauft habe.

Alles das war sehr geschickt eingefädelt. Aber bekanntlich begeht selbst der schlauste Verbrecher jedesmal irgend eine Dummheit, die ihn mit Händen und Füßen der Gerechtigkeit überliefert. Barbiers „Dummheit" offenbarte sich in folgender Weise. Am Tage vor seiner Verhaftung sagte er zu seiner Geliebten:

„Ich will Dir nur sagen, daß ich den Maton wirklich totgeschlagen habe, aber wenn Du auch nur einen Ton verlauten läßt, dann mach' ich Dich kalt."

Er berichtete ihr alle Einzelheiten seines Verbrechens. Mittelst eines nachgemachten Schlüssels war er in Matons Wohnung eingedrungen und hatte den Alten mitten am hellen Tage erschlagen und beraubt. In der Nacht war er dann wieder an die Stätte der Mordthat zurückgekehrt, um die Scene so zu arran-

gieren, daß es aussah, als ob Maton sich selbst erhängt hätte. Mit kaltem Blute brachte der jugendliche Mörder die ganze Nacht in Gegenwart seines Opfers zu.

Vor Gericht benahm sich Barbier viel mehr als Advokat, denn als Angeklagter. Er stellte selbst Fragen an die Zeugen, sprang jeden Augenblick auf und ließ sich nicht den geringsten Umstand entgehen, der zu seinen Gunsten zu sprechen schien. Seine Verteidigung hatte Laguerre übernommen, ein junger Deputierter, den ich vier Jahre vorher als unbekannten Studenten des Quartier Latin kennen gelernt hatte.

Die gerichtliche Untersuchung wird von der Pariser Justiz-Behörde auf recht originelle Weise geführt. Die Ausfälle, welche sich die Richter gegen Angeklagte und Zeugen herausnehmen, sind häufig geradezu empörend. Es erfolgt z. B. der Aufruf der alten Ponchon, der Mutter der Geliebten Barbiers, die der Hehlerei beschuldigt wird.

„Madame Ponchon,“ wendet sich der Präsident nach den üblichen Fragen an die Angeklagte — „Barbier sagt, daß zwischen Ihnen und Ihrer Tochter bisweilen ganz fürchterliche Scenen vorgefallen sind. Doch das hat mit der Sache nichts zu thun; Sie sind angeklagt . . . Sie sind Witwe, Ihr Mann hat sich erhängt, und es heißt, daß Sie ihn aufgeknüpft haben. Übrigens, auch das gehört nicht zur Anklage . . .“

Oder:

„Angeklagter Barbier, Sie sind ein ganz gescheuter

Mensch." (Barbier lächelt und fährt selbstgefällig über seinen Scheitel.) „Aber Sie sind zu gleicher Zeit sehr verschmitzt und jeder Gemeinheit fähig; im übrigen sitzen Sie zum erstenmal auf der Anklagebank."

Ein Restaurateur, der dem ermordeten Maton 14 000 Francs schuldig war, und bei dem Maton zu speisen pflegte, betritt den Sitzungssaal.

Der Präsident redet ihn folgendermaßen an: „Sie betreiben einen Restaurant, der Verstorbene hat bei Ihnen täglich zu Mittag gegessen, Sie waren ihm Geld schuldig. Sehr natürlich, daß es in Ihrem Interesse lag, ihn totzuschlagen. Man hat den Verdacht auf Sie gelenkt und die Untersuchung gegen Sie eingeleitet. Die Serviette, mit welcher Maton erwürgt wurde, gehört Ihnen. Das ist sehr verdächtig."

Der unglückliche Zeuge steht halb lebend, halb tot da und murmelt irgend etwas zu seiner Rechtfertigung. Nachdem sich der Präsident an der Angst des Zeugen geweidet, fügt er mit breitem Lächeln hinzu: „Sie müssen zugeben, daß das alles von dem Mörder sehr schlau vorbereitet war. Natürlich waren nicht Sie dieser Mörder, denn Sie sind ja ein ehrlicher Mann."

Der Restaurateur, immer noch leichenblaß, lächelt gezwungen und erwidert: „Jawohl, Herr Präsident."

Ich will hier noch einen charakteristischen Zug der französischen Rechtssprechung hervorheben. Bei uns in Rußland und ebenso in Italien, in Spanien muß man die Zeugen förmlich mit Gewalt vor den Gerichtshof schleppen. In Frankreich kann man sich ihrer gar nicht

erwehren. Sie drängen sich von selbst auf, suchen vor dem Publikum eine Rolle zu spielen und wollen sich in den Zeitungen gedruckt sehen. Im Prozeß Barbier meldete sich eine Nachbarin Matons, um über die „sittliche Führung“ des Verstorbenen auszusagen. Sie hatte vor zwei und einem halben Jahre gesehen, daß irgend eine weibliche Person seine Wohnung betreten hatte, „doch hatte sie ihr Gesicht nicht gesehen.“

Ein anderer Zeuge, ein Stutzer aus der Provinz, hatte sich gemeldet, um eine „Charakteristik der Persönlichkeit des Ermordeten“ zu geben. Mit freudigem Lächeln, als ob er zur Hochzeit eilte, betrat dieser Zeuge den Sitzungssaal, verbeugte sich nach links und rechts, scharrte mit dem Fuße, schob seine Hand mit eleganter Bewegung in die Weste und begann allerhand blödsinniges Zeug vorzutragen, indem er von Zeit zu Zeit einen Blick auf ein Blatt Papier warf. Auf die Frage, wie alt er sei, antwortete er sehr leise.

„Sprechen Sie lauter, wie alt sind Sie?“

„57,“ antwortete der Zeuge verwirrt, und Schamröte übergoß sein Antlitz.

Unter 75 Zeugen hatten kaum zehn etwas Bemerkenswertes auszusagen.

Barbier wurde zum Tode verurteilt.



Der Advokat im Reisekoffer.

Der reiche und auf den Boulevards sehr bekannte Advokat Gouffé war spurlos verschwunden. Alle Anstrengungen, ihn aufzufinden, waren resultatlos geblieben. Die Polizei glaubte bald da, bald dort eine Spur entdeckt zu haben, stellte Verhöre an und nahm Verhaftungen vor, aber sobald die Angelegenheit einigermaßen aufgeklärt schien, geriet sie sogleich wieder in Verwirrung. Die Fäden rissen ab, und Goron, der Chef der Pariser Geheimpolizei, ließ verzweifelt die Arme sinken.

Von Anfang an hatte die Polizei nach dem klassischen Grundsatz aller Inquisitoren: Is fecit, cui prodest, einen gewissen Rémy-Launé im Verdacht der Teilnahme an dem Verbrechen. Es war das ein alter, kränklicher Prozeßhansel und Wucherer, der in Sèvres lebte. Durch Spitzbübereien aller Art hatte Rémy-Launé sich ein großes Vermögen erworben. In Sèvres existiert sogar eine ganze Straße, die seinen Namen trägt und ihm gehört. Gegen 200 anonyme Anzeigen waren bei der Polizei eingelaufen, die diesen Menschen als den Mörder Gouffés denunzierten. Es hieß in diesen Anzeigen, daß Launé mit dem verschwundenen Advokaten in geschäftlichen Beziehungen gestanden habe, und daß er für Gouffés Rechnung — und zwar mit vielem Glück — an der Börse gespielt habe. Da Gouffé, seiner amtlichen Stellung wegen, nicht offen an der Börse spielen durfte, so hatten zwischen beiden keine

schriftlichen Abmachungen bestanden. Gouffé notierte einfach die Spekulationen, die von Launé in seinem Auftrage ausgeführt wurden. Das Buch mit den betreffenden Notizen war in der Nacht, in der Gouffé verschwunden war, aus seinem Bureau durch einen Unbekannten, den die Hauswärterin gesehen hatte, geraubt worden. Man hatte Launé am Tage vor dem Verschwinden Gouffés in Gesellschaft des letzteren gesehen, aber der schlaue Wucherer konnte ohne Mühe seine Alibi beweisen, und man konnte ihn daher nicht in Haft nehmen.

Die Polizei hörte jedoch nicht auf, ihn zu beunruhigen. Sie ersann ein ganzes System von Chicanen, um ihn aus seiner Ruhe aufzustören, ihn zu reizen und zu ermüden und schließlich zu einem Geständnis zu bringen. Man rief ihn plötzlich ohne jeden Vorwand nach der Polizei und ließ ihn dort ungewöhnlich lange warten, um ihn dann durch allerhand Fragen zu ermüden. Goron stellte sich, als ob er von der Richtigkeit seiner Angaben vollkommen überzeugt wäre, entschuldigte sich wegen der Belästigung und ließ ihn wieder gehen. Am nächsten Tage aber erschien er entweder selbst oder in Begleitung seines Agenten Jaume in der Wohnung Launés und begann ihn ohne weitere Umstände durch seine zudringlichen Fragen ins Bockshorn zu jagen.

Eines Tages geriet Rémy-Launé ganz außer sich und rief:

„Aber weshalb setzen Sie denn nur mir allein so zu? War denn sonst niemand mit Gouffé bekannt? Da ist z. B. ein gewisser Eyraud, der ihn gleichfalls

kannte, und der sogar zugleich mit dem Advokaten verschwunden ist."

Dieses Wort sollte für Launé verhängnisvoll werden. Der genannte Eyraud stand nämlich ihm selbst näher, als dem verschwundenen Gouffé, und dieser Eyraud — der wirkliche Mörder — hatte am Tage vor dem Verbrechen mit dem Wucherer aus Sèvres zu Mittag gespeist. Der Polizei war nun klar, daß der Mord auf Veranlassung Launés, jedoch nicht durch ihn selbst vollbracht worden war, daß aber Launé die Frucht des Verbrechens eingeheimst hatte.

Es begann nun der zweite Akt des geheimnisvollen Dramas. Man bestürmte Launé um Angaben über Eyraud, indem man ihn gleichsam als Zeugen gegen den letzteren ausspielte. Dabei beobachtete eine Meute von Polizeiagenten Tag und Nacht jeden Schritt des alten Fuchses. Eines Tages, nach einem langen Verhör vor Goron, lud der Geheimagent Jaume ihn zu einem gemeinsamen Mittagessen ein. Launé erriet, um was es sich handelte, trank nur sehr wenig und war auf seiner Hut. Dagegen trank Jaume für zwei und war höchst gesprächig und munter. Der schlaue Launé glaubte schon den berühmten Kriminalbeamten, der offenbar angezecht war und bereits aus der Schule zu plaudern begann, überlistet zu haben.

„Was Ihre Teilnahme an dem Verbrechen anlangt," schwatzte der angeheiterte Inspektor, „so unterliegt es keinem Zweifel, daß Sie unschuldig sind. Ich bin ein alter Fuchs, und ich gebe zu, daß ich anfangs

einen kleinen Verdacht auf Sie geworfen hatte. Jetzt glaubt kein Mensch mehr an Ihre Schuld. Allerdings war der Tod Gouffés, der übrigens, unter uns gesagt, ein ganz abgefeimter Spitzbube war, für Sie nicht ohne Nutzen, aber das geht schließlich niemanden etwas an. Der Tod Gouffés hat sozusagen Wasser auf Ihre Mühle geliefert . . ."

„Das will ich gar nicht leugnen . . ."

„Na, sehen Sie — ich wiederhole also . . ."

Am nächsten Tage begann man Launé bereits darüber zu verhören, was seine Äußerung: „Das will ich nicht leugnen" zu bedeuten hätte.

Lange befand sich die Affäre Gouffé in folgendem Stadium: es war offenbar, daß Gouffé von Eyraud und dessen Geliebter Gabrielle Bompard ermordet worden war, und daß Launé und vielleicht noch eine zweite Person bei dem Verbrechen Beihilfe geleistet hatten. Aber Eyraud und die Bompard waren spurlos verschwunden, und gegen Launé lag nicht der geringste positive Beweis vor. Die Gattin Eyrauds und sein Schwager, ein höchst achtbarer Kaufmann, wurden zu verschiedenen Malen vernommen, bedauerten indessen, daß sie nichts von der Sache wüßten und der Ort, an dem sich ihr Verwandter verborgen hielt, ihnen unbekannt wäre.

Sechs Monate waren bereits hingegangen, da trat plötzlich durch einen förmlichen Theatercoup die Angelegenheit in ein neues Stadium. In dem Empfangssalon des Polizeipräfekten erschien eine schlanke, elegant

gekleidete junge Dame, ganz in Schwarz und dicht verschleiert, und bat um eine Unterredung mit dem Präfekten. Man reichte ihr ein Blatt Papier, auf das sie ihren Namen schreiben sollte, und mit fester, schöner Handschrift schrieb sie den Namen Gabrielle Bompard.

Wenn der Himmel auf Herrn Lozé herabgestürzt wäre, dann hätte er nicht verblüffter sein können, als in diesem Falle.

„Wie, Sie sind Gabrielle Bompard?“

„Jawohl, Herr Präfekt,“ antwortete sie lächelnd.

Aber der Präfekt wollte ihr noch immer nicht glauben und hielt sich für das Opfer einer Mystifikation. Er schickte sogleich nach Jaume.

„Kennen Sie diese Dame?“

„Natürlich, es ist Mademoiselle Bompard; ich habe sogar hier etwas für Sie, meine Gnädige.“

Bei diesen Worten zog er einen Haftbefehl aus der Tasche.

Die Angaben der Bompard machten durch ihr romantisches Beiwerk auf das Pariser Publikum einen tiefen Eindruck. Nach der Ermordung Gouffés war Eyraud mit seiner Geliebten nach Nordamerika geflohen. Geld besaßen sie nicht, sie hatten bei dem Erdrosselten im ganzen nur 150 Francs gefunden. Die Flüchtlinge litten große Not, aber Eyraud verzweifelte nicht. Mit Hilfe der hübschen Gabrielle, die er für seine Tochter ausgab, hoffte er, wieder irgend einen reichen Liebhaber des schönen Geschlechtes in seine Netze zu locken, ihn zu ermorden und dann zu berauben.

Ein solcher Mensch fand sich sehr bald. In S. Francisco machte er die Bekanntschaft eines wohlhabenden französischen Reisenden namens X., dessen Herz Gabrielle bald erobert hatte.

„Stelle Dich, als ob Du ihn liebtest," sagte Eyraud zu seiner vorgeblichen Tochter; „ich werde die Sache so einzurichten wissen, daß wir es mit ihm so machen, wie mit Gouffé."

Eyraud setzte sogar den Tag fest, an dem Herr X. ins Jenseits befördert werden sollte. Aber er hatte einen Umstand übersehen: Gabrielle verliebte sich nämlich wirklich, und zwar recht leidenschaftlich, in ihren neuen Bekannten. Sobald sie von Eyrauds Absichten gehört hatte, eilte sie zu X., warf sich ihm zu Füßen und erzählte ihm unter Schluchzen von der Ermordung Gouffés an alles, was sie wußte.

Da spielte der edelmütige Herr X. ihr gegenüber jene Rolle, welche Sonia*) gegenüber dem schuldigen Raskolnikow gespielt hatte: „Geh," sagte er, „sühne Dein Verbrechen, ich aber werde Dich nicht im Stich lassen, denn ich liebe Dich leidenschaftlich."

Am nächsten Tage bestiegen Herr X. und Gabrielle das Dampfschiff, das sie nach Frankreich führte. Unmittelbar nach ihrer Ankunft in Paris geleitete Herr X. persönlich die kleine Gabrielle in das Kabinet des Polizeipräfekten.

Das war alles sehr schön und erregte ungeheure

---

*) In Dostojewskis Roman: „Verbrechen und Sühne."

Sensation. Die Pariser Chroniqueure schrieben die geistreichsten Studien über den „bemerkenswerten psychologischen Fall“, in dem die Macht der Liebe das Herz der Schuldigen erweckt, geläutert und emporgehoben hatte.

„Wie Raskolnikow bei Dostojewski, wie Nikita bei Tolstoi*), so hat die jugendliche Bompard den inneren Drang empfunden, ihr Herz durch eine Beichte zu erleichtern“ — so schrieb Magnard, der Direktor des „Figaro“, auf der ersten Seite seines Blattes.

Schon der eine Umstand, daß Herr Magnard der Bompard eine seiner „Chroniken“ gewidmet hatte, bezeugte das ungeheure Interesse, mit dem das Publikum die Angelegenheit verfolgte. Es entbrannte sogar aus diesem Anlaß zwischen den Journalisten eine heftige Polemik: ob nämlich die russischen Schriftsteller oder Victor Hugo zuerst auf die Reue als die notwendige Folge des Verbrechens hingewiesen hätten. Kein Mensch zweifelte daran, daß im vorliegenden Falle sich die Geschichte Raskolnikows auf französischem Boden abspielte.

Es stellte sich indessen heraus, daß die kleine Gabrielle und ihr edelmütiger X. beide mit einander ganz abgefeimte Lügner und Schwindler waren. Zunächst gab die romantische Gabrielle innerhalb dreier Tage drei ganz verschiedene Schilderungen des Verbrechens. Ihr System war sehr einfach: sie schob alle Schuld an dem Morde auf Eyraud, indem sie sich eine vollkommen passive Rolle zuschrieb. Sie gab sogar

*) In dem Drama: „Die Macht der Finsternis“.

ziemlich geschickt zu verstehen, daß sie das Opfer einer hypnotischen Suggestion geworden sei. Was ihre Zukunft anlangte, so war sie vollkommen beruhigt über dieselbe, da sie annahm, daß sie ganz straflos ausgehen würde. Im Gefängnis war sie höchst vergnügt, lachte und schwatzte mit den Agenten und war sehr stolz darauf, daß man in den Zeitungen von ihr sprach.

Und doch hatte diese junge Person selbst den Sack genäht, in den die Mörder später den Leichnam Gouffés steckten. Sie war es auch gewesen, die den Advokaten durch einen Brief in ihre Wohnung gelockt hatte, und es unterlag keinem Zweifel, daß er in ihrem Bett erwürgt worden war . . .

Was den edelmütigen Herrn X. anbetraf, so lagen unzweideutige Beweise dafür vor, daß er eine höchst zweifelhafte Persönlichkeit war. Bevor er Gabrielle zum Präfekten gebracht hatte, hatte er mit ihr im Terminushotel zu Paris etwa eine Woche zugebracht. Er hoffte anfangs, von den Verwandten Eyrauds die Summe von 5000 Francs für sein Schweigen zu erpressen; erst als ihm das nicht gelang, beschloß er, Rache zu üben. In S. Francisco hatte er, wie die dortigen Zeitungen berichteten, in Gemeinschaft mit Eyraud verschiedene Schwindeleien verübt. Er log in allen seinen Angaben nicht weniger als Gabrielle selbst. Anfangs behauptete er, daß er von Eyrauds Verbrechen bereits in Amerika gehört habe, dann sagte er wieder, daß er nach Paris gekommen sei, um von Eyrauds Verwandten 5000 Francs einzufordern, die er jenem

geliehen habe, ohne auch nur seinen Namen zu kennen. Erst als die Verwandten sich geweigert hätten, seine Forderung zu erfüllen, habe Gabrielle ihm von der Ermordung Gouffés erzählt, um ihnen Gelegenheit zu geben, durch Erlegung der verlangten Geldsumme ihren Namen vor Schande zu bewahren.

Ein ganzes Jahr lang hielt diese Mordthat das französische Publikum in Aufregung. Die Affäre Gouffé gliederte sich gleichsam in mehrere Akte. Der erste Akt, dem man die Überschrift: „Der verschwundene Advokat“ geben könnte, zog sich mehrere Monate hin und entwickelte sich nur langsam, indem er gleichzeitig die Neugier der Leser mit jedem Tage heftiger erregte. Jeden Tag konnte man erwarten, daß Klarheit in die Sache kommen würde, daß der verschwundene Advokat wieder in seiner Kanzlei erscheinen oder die Polizei seinen Mörder erwischen würde. Heut war dieser der Mörder, morgen jener, und übermorgen gab es ihrer sogar eine ganze Anzahl . . .

Als endlich das Interesse für den ersten Teil der Affäre erschöpft war, ward die Aufmerksamkeit des Publikums in hohem Maße durch die „Geschichte des Reisekoffers“ (Akt II) erregt, der in dem Dorf Millery bei Lyon aufgefunden worden war. Dieser zweite Akt wies verschiedene dramatische Momente auf: das Geständnis eines falschen Mörders, die Entdeckung des verwesten Leichnams, den man zuerst für den Leichnam Gouffés und dann wieder für den Leichnam eines andern hielt, die Weiterungen, die infolge dessen zwischen

den Behörden von Paris und denen von Lyon entstanden, und endlich der unzweideutige Nachweis, daß die Überbleibsel des Leichnams in der That dem verschwundenen Advokaten gehörten.

Es folgte hierauf der dritte Akt, die „Reise mit dem Koffer“, die der Chef der Geheimpolizei nach London unternahm, und die Entdeckung der Namen der Mörder. Der hervorstechendste Zug dieses Kriminalprozesses besteht darin, daß der Ort der Handlung beständig wechselt: von Paris wird er nach Lyon, von Lyon nach London, dann nach Marseille, nach Liverpool, nach New-York, Chicago, S. Francisco, nach Mexiko und Havanna verlegt. Eisenbahnzug und Ozeandampfer sind zum großen Teil der Schauplatz dieser verwickelten Handlung.

Als die Sache endgiltig abgethan schien und die Polizei sich durch das Bekenntnis, daß die Mörder aller Wahrscheinlichkeit nach niemals gefaßt werden würden, für besiegt erklärt hatte, trat ein ganz ungewöhnlicher Theatercoup in Scene. Die mitschuldige Gabrielle erscheint im Empfangszimmer des Polizeipräfekten, in koketter Kleidung, mit neuen Handschuhen auf den zarten Händchen, und läßt dem Herrn Präfekten ihre Karte überreichen. Ganz wie in einem Feuilletonroman wird der verehrliche Leser zu einer Fahrt nach S. Francisco eingeladen, wo ein neuer, gleichsam episodischer Roman mit einem neuen Helden sich abspielt.

Für eine Weile vergißt man die blutige Mordthat,

die von der zarten kleinen Mädchenhand begangen wurde, und das Thema bildet nun der Fehltritt eines jungen Mädchens, das „einen Augenblick vom rechten Wege abgewichen war und nun durch eine tiefe und leidenschaftliche Liebe seine Schuld zu sühnen sucht.“ Die gewöhnliche Prostituierte und Mörderin wird zur Heldin, man erhebt sie auf ein Piedestal, man bringt ihr Blumen dar, die Zeitungen beschreiben bis ins einzelne ihre Toiletten und ihre Bewegungen, sie geben jede ihrer Äußerungen wieder und melden Tag für Tag, was sie gegessen, und wie sie geschlafen hat. Es fehlte nicht viel, und das Publikum hätte für dieses engelgleiche Geschöpf den Montyon-Preis verlangt. Die Mörderin selbst war so vollkommen von ihren sittlichen Vorzügen überzeugt, daß sie für einen Wohlthätigkeitsbazar eine Handarbeit stickte und diese „Frucht ihrer Mußestunden im Kerker“ der Bewunderung des Publikums preisgab. Diese Arbeit ward dem Vorstand des Bazars durch eine barmherzige Schwester, die der kleinen Gabrielle leidenschaftlich ergeben war, überbracht, jedoch von dem Vorstande zurückgewiesen.

Nach alledem wird man begreifen, daß der Prozeß gegen die Mörder Gouffés sich zu einer förmlichen Theatervorstellung gestaltete. Schon einen Monat vorher riß man sich um die Billets, die der Präsident des Kreisgerichts, Herr Robert, an seine Freunde und Bekannten ausgab. Herr Robert ist ganz und gar der Richter très fin de siècle. Zu seinen Bekannten gehörten ungewöhnlich viele Damen in auffallenden

Toiletten. Als ich den Sitzungssaal betrat, glaubte ich auf die Börse geraten zu sein — ein solcher Lärm tönte mir entgegen. Und als dann die Angeklagten hereingeführt wurden, herrschte vollends ein Durcheinander wie beim Turmbau zu Babel. Das ganze gewählte Publikum, namentlich die Damen, kletterte auf die Bänke und wies den hinteren Reihen seine Rückseite zu. Die hinteren Reihen erhoben ein lautes Murren: „Setzen! Setzen!" tönte es von allen Seiten. Zusammengeknüllte Papierkugeln flogen den neugierigen Schönen an die Köpfe, einige zog man an den Tournüren und andere sogar an den Hüten auf ihre Plätze nieder. Es war ein wahrer Hexensabbath, der sich dem Beobachter darbot. Alle Plätze im Zuhörerraum, bis zur Anklagebank hin, waren dicht besetzt.

Ich möchte nicht übertreiben, doch hatte ich damals thatsächlich den Eindruck, als ob die Angeklagten sich durch die ihnen bewiesene Aufmerksamkeit geschmeichelt fühlten und sich derselben wert zu zeigen suchten. Sie benahmen sich beide wie ein paar Schauspieler auf der Bühne und nicht vielmehr wie Leute, denen nach Beendigung des Prozesses die Todesstrafe drohte. Eyraud erschien „mit stolz erhobenem Haupte", im schwarzen Überrock, von dem nur zwei Knöpfe zugeknöpft waren. Er machte in dieser Haltung den Eindruck eines Menschen, der die Absicht hat, vor dem Gerichtshofe seine Überzeugung zu vertreten. Sein Gesicht machte bei weitem nicht den abstoßenden Eindruck, wie die Bilder, die nach seiner Verhaftung von den illustrierten Blättern

gebracht worden waren. Es drückte Energie, Selbstvertrauen und Schneidigkeit aus.

Seine Mitangeklagte sieht neben ihm wie ein junges Pensionsmädchen aus. Trotz ihrer 22 Jahre ist sie körperlich unentwickelt, und die ganze Erscheinung macht einen unbedeutenden und gewöhnlichen Eindruck. Das ist nicht der Typus des Weibes, um dessentwillen man einen Menschen ermordet. Sie kleidet sich sehr kokett, ganz in Schwarz, und ist bemüht, sich als das bescheidene und anständige Mädchen zu geben. Während die Anklageakten verlesen werden, läßt sie den Kopf sinken und bedeckt ihr Gesicht mit einem Taschentuche. Alle Welt denkt natürlich, sie weine. Aber plötzlich wirft sie den Kopf in den Nacken und es zeigt sich, daß ihr Gesicht ganz kalt und ausdruckslos ist. Zuerst wird Eyraud ins Verhör genommen; die Bompard wird inzwischen aus dem Sitzungssaal entfernt. Tänzelnd verläßt sie den Saal, offenbar nur darauf bedacht, so graziös wie möglich „abzugehen“. Wie es in dem französischen Gerichtsverfahren üblich ist, beginnt der Präsident, bevor er an die eigentliche Anklage herantritt, die Vergangenheit des Angeklagten zu durchmustern. Eyraud antwortet auf seine Vorhaltungen in frechem Tone:

„Das verblaßt alles vor dem Verbrechen, das ich begangen habe.“

Gegen einige der Anklagen protestiert er übrigens sehr lebhaft. So fühlt er sich beispielsweise schwer gekränkt durch die Bemerkung des Präsidenten, daß

er von dem lasterhaften Wandel der Bompard lebe, daß er seinen Compagnon, der mit ihm zusammen in Sèvres eine Spiritusbrennerei betrieben hatte, übers Ohr gehauen habe, und daß er mit seiner Geliebten in Restaurants verkehrt habe, die nur zwei Schritte von der Wohnung seiner Frau entfernt gewesen seien.

Die Geschichte seines Verbrechens jedoch erzählt er mit wahrhaft cynischer Kaltblütigkeit. Als Gouffé sich auf Gabrielles Einladung hin zu einem Rendez-vous in ihre Wohnung begeben hatte, setzte sie sich auf seine Kniee. Während Gouffé sie liebkoste, legte sie ihm lächelnd eine seidene Schnur um den Hals, die ihr als Gürtel diente. Am Ende der Schnur befand sich eine Schlinge, die schob sie auf einen kleinen Haken, der an einem über eine Rolle laufenden Stricke befestigt war. Das andere Ende des Strickes hielt Eyraud fest. Im Nu war der arme Gouffé an die Decke emporgezogen. Eyraud stellte den Hergang ein wenig anders dar. Indessen gab er zu, daß, als sie den Körper Gouffés herunterließen und es ihnen schien, als ob er noch die Augen öffnete, sie ihn zum zweiten Mal emporzogen. Alles das erzählte Eyraud ganz kaltblütig, ja es schien ihm sogar Spaß zu machen, durch seine Darstellung beim Publikum einen Effekt zu erzielen. Auch die Aussagen der Bompard erregten in ihrer Weise den Abscheu des Publikums: sie log ganz schamlos, indem sie sich einfach als unfreiwillige Zeugin des Mordes darzustellen suchte. Nicht ein Schatten von Reue, nicht die geringste Bewegung sprach aus ihren Worten. Als

die Sitzung beendet war und sie an der Journalistenbank vorübergeführt wurde, machte sie die Bemerkung: „Was für ein Ekel, dieser Präsident! . . .“



Die Affäre Menesclou.

In einem ausschließlich von Arbeitern bewohnten Hause der Rue de Grenelle lebte die Wäscherin Deu mit ihren sieben Kindern. Im fünften Stockwerk desselben Hauses wohnte ein kleiner Beamter Namens Menesclou mit seiner Frau und seinem zwanzigjährigen Sohne Louis. Der junge Menesclou hatte einen sehr schlechten Ruf in dem Hause und bereitete seinen Eltern großen Kummer. Er that nichts und verpraßte das Geld, das die Mutter ihm heimlich zusteckte.

An einem Freitag, in der vierten Nachmittagsstunde, bemerkte Frau Deu plötzlich, daß ihr vierjähriges Töchterchen Louise verschwunden war. Die Mutter lief bei allen Mietern umher und brachte das ganze Haus auf die Beine. Aber alles war vergeblich. Frau Deu eilte daher nach der Polizei und meldete das Verschwinden des Kindes. Inzwischen waren die Bewohner des Hauses im Hofe zusammengeströmt, gaben Ratschläge und machten die verschiedenartigsten Vorschläge. Unter ihnen befand sich auch Louis Menesclou, der mehrmals von der fünften Etage

herunterkam, um zu fragen, ob man das Mädchen nicht gefunden habe. Sobald seine Frage verneint worden war, ging er wieder in die elterliche Wohnung zurück.

Inzwischen hatte irgend jemand der Mutter des Kindes mitgeteilt, daß er gesehen habe, wie die kleine Louise zu den Menesclous hineingegangen sei. Die Mutter eilte sogleich mit einer Nachbarin in die Wohnung der Menesclous. Sie trafen Louis auf einem Bette liegend; auf die Frage nach dem verschwundenen Mädchen versetzte er ärgerlich:

„Sie wissen doch sehr gut, daß sie nicht hier ist, Sie sind ja schon einmal hier gewesen.“

Frau Deu beugte sich vor und sah unter das Bett, doch konnte sie von ihrer Tochter nichts entdecken. Um diese Zeit war das arme Kind bereits tot, und der Mörder lag auf seinem Leichnam, den er unter der Matratze versteckt hatte. Unter entsetzlichen Qualen verbrachte die Mutter die Nacht.

Frühmorgens begann sie, von der Polizei unterstützt, von neuem zu suchen. Die Eheleute Menesclou waren ahnungslos ihrem Tagewerk nachgegangen, der Sohn aber hielt sich noch um 10 Uhr morgens in der Wohnung auf, was seinen sonstigen Gewohnheiten durchaus widersprach. Da ohnehin von seiten der Hausbewohner bereits ein Verdacht auf ihn gefallen war, so schlich sich eine der Mieterinnen an die Thür der Menesclouschen Wohnung und begann zu horchen. Sie hörte ein unbestimmtes Geräusch hinter der Thür, während auf der Treppe sich ein brandiger Geruch ver=

breitete. Sogleich ward die Polizei von der Entdeckung benachrichtigt, und nach wenigen Minuten bereits erschien der Kommissar im Quartier des mutmaßlichen Mörders.

Louis empfing den Kommissar mit vollkommener Ruhe und antwortete höchst kaltblütig auf seine Fragen.

„Man beschuldigt Sie, daß Sie das Kind auf die Seite gebracht haben," sagte der Beamte. „Man hat gesehen, wie es zu Ihnen hineingegangen ist."

„Das ist alles Schwindel, Erzschwindel, Herr Kommissar," versetzte der jugendliche Schurke. „Ich habe das Mädchen nicht gesehen, folglich kann ich weder mit ihm gesprochen, noch es mit mir genommen haben. Man hat übrigens mein Zimmer schon abgesucht."

In diesem Moment hob ein Agent, der den Polizeikommissar begleitet hatte, den Deckel von dem glühenden Ofen, und die Zuschauer erblickten den halb verbrannten Kopf des unglücklichen Kindes und einen Teil der inneren Organe.

„Da haben wir ja, was wir suchen," sagte der Kommissar. „Sie haben der Kleinen Gewalt angethan und sie dann ermordet."

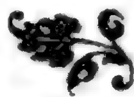
Diesen Beweisen gegenüber konnte Louis das Verbrechen nicht mehr leugnen; er protestierte jedoch gegen die Beschuldigung der Notzucht. Er erzählte, daß er das unglückliche Mädchen in seine Wohnung gelockt habe, indem er ihm einen Lilienzweig versprach. Es habe dann plötzlich, er wisse nicht wie, kalt und tot in seinen Armen gelegen. Menesclou bemühte sich,

dem Untersuchungsrichter einzureden, daß er vollkommen bewußtlos gehandelt habe. Später stellte er sich sogar irrsinnig, doch ließ er diesen Kniff bald als ganz aussichtslos fallen. Während er dem Kommissar gegenüber solche Ausflüchte machte, steckten die Hände der kleinen Deu in der Tasche seines Paletots. Mittelst eines Federmessers und einer Säge hatte der Mörder den Leichnam in sechsunddreißig Stücke zerschnitten, die er an verschiedenen Stellen verborgen hatte. Einige Körperteile hatte er in den Abort geworfen, andere konnte die Polizei überhaupt nicht finden, da Menesclou sich weigerte, anzugeben, wo er sie versteckt hatte. Es geschah das nicht ohne besonderen Grund: der Mörder bestritt nämlich hartnäckig, daß er seinem Opfer Gewalt angethan habe.

Das Verbrechen Menesclous war kurz nach der Hinrichtung Prevôts begangen worden, der für eine ähnliche Unthat dem Henker anheimgefallen war. Auch Prevôt hatte sein Opfer zuerst getötet und dann in Stücke geschnitten, die er an verschiedenen Orten verbarg. Wie sich später herausstellte, war Menesclou bei der Hinrichtung Prevôts Zeuge gewesen. Einige Jahre vor der Ermordung der kleinen Deu war eine durchaus identische Mordthat in derselben Rue de Grenelle begangen worden. Ein Vater hatte seine unmündige Tochter gemißbraucht, dann getötet und in kleine Stücke zerschnitten, die er gleichfalls da und dort versteckt hatte.

Der Fall Menesclou stellt zur Genüge klar, inwiefern die Todesstrafe auf solche Individuen, die einmal

den Trieb zum Morden in sich haben, abschreckend zu wirken vermag. Noch war der Leichnam des enthaupteten Prevôt nicht erkaltet, und schon hatte sich in Paris ein Nachahmer dieses Ungeheuers in Menschengestalt gefunden. Aus dem ganzen Prozeß Prevôt hatte Menesclou nur die eine Lehre gezogen, wie er sich den Leichnam seines Opfers vom Halse schaffen konnte.



Der Prozeß Ravachol & Co.

In dem Maße, wie die durch eine ganze Reihe von Dynamitattentaten hervorgerufene Panik seit der Verhaftung Ravachols sich gelegt hatte, ging in der öffentlichen Meinung eine merkwürdige Wandlung der Ansichten bezüglich dieses Mörders, Diebes und Falschmünzers, den man für den einzigen Urheber jener Attentate hielt, vor sich. Zwar tadelte ihn noch alle Welt, doch fand man bereits Entschuldigungsgründe für sein Handeln. Man staunte über seine furchtlose Kühnheit, seine Energie und das Prestige, das er bei seinen Gesinnungsgenossen hatte: »C'est un gas, ça,“ sagte man, „das ist nicht der Erste Beste!“ Als ob Pranzini und Prado*) Leute wären, denen man auf jedem Schritte begegnet!

*) Bekannte Verbrecher.

Wenn dieser „gas“ ein berußter Arbeiter mit schwieligen Fäusten gewesen wäre, dann hätte man gesagt: „C'est une brute!“ (eine Bestie). Aber Ravachol trug einen Cylinderhut und einen weißen Hemdkragen, darum sagte man, er sei ein „Gentleman“. Als Beweis dessen wies man darauf hin, daß er Glück bei den Damen gehabt habe, und daß er mit seinem Gelde (welches er durch seine Verbrechen erworben hatte) seine Genossen unterstützt habe.

Allmählich wuchs die Gestalt Ravachols zu ganz ungewöhnlichen Dimensionen an, und er erschien als ein Rächer der gesellschaftlichen Ungerechtigkeit. Die öffentliche Meinung ließ sich erweichen und wurde sentimental diesem Ravachol gegenüber, der alle Schuld seiner Genossen auf die eigene Kappe nahm, der die Kinder so sehr liebte, und den die Tochter Chaumartins, welcher er Unterricht erteilt hatte, „Vetter Leo“ genannt hatte.

Als Sündenböcke mußten L'hérault und der unglückliche Véry dienen, welche die Verhaftung Ravachols bewirkt hatten. Nach dem ersten Ausbruch des Enthusiasmus und der Dankbarkeit begann man über sie zu spötteln und es ihnen direkt vorzuwerfen, daß sie diesen Banditen um Geldes willen verraten hätten. Das war einfach eine gemeine Verleumdung, wie das spätere Schicksal Vérys bewies. L'hérault und Véry hatten durchaus selbstlos gehandelt, indem sie nur das Eine im Auge hatten: die Pariser von dem gefährlichen Menschen zu befreien. Allerdings gab man ihnen

späterhin Geld dafür, doch hatten sie es nicht verlangt. Sie hätten wohl besser gethan, dieses Geld nicht zu nehmen. Doch darf man nicht vergessen, daß man es hier mit einfachen, schlichten Leuten zu thun hatte. Man belobte sie, man dankte ihnen, steckte ihnen Geld in die Hand — und sie nahmen es mit einem gewissen Gefühl gerechten Stolzes. Keine Drohung der Anarchisten vermochte sie zu schrecken.

Die Wandlung in der öffentlichen Meinung ging so weit, daß man bereits acht Tage vor dem Prozeß voraussagen konnte, Ravachol würde nicht zum Tode verurteilt werden. Andererseits wurde bekannt, daß verschiedene von den ehrenwerten Bourgeois, die sich auf der Liste der Geschworenen befanden, ängstlich geworden waren und unter dem einen oder andern Vorwand sich der Erfüllung ihrer bürgerlichen Pflichten zu entziehen suchten. Diese Pflichten waren um so gefährlicher, als die Regierung in ganz unbegreiflicher Nachlässigkeit den Prozeß zu einem politischen gestempelt hatte.

Ravachol war nicht wegen seiner sonstigen Verbrechen, unter denen auch Raubmord, Diebstahl und Falschmünzerei figurierten, vor Gericht gestellt worden, sondern nur als Anarchist.

Gleichwohl war, als am Morgen vor Eröffnung der Sitzung das neue Dynamitattentat gegen Véry bekannt geworden war, die öffentliche Meinung derart gestimmt, daß als Resultat des Prozesses unbedingt Ravachols Verurteilung zum Tode erwartet wurde.

Diese Annahme erwies sich jedoch als irrtümlich. Man hatte bei der gerichtlichen Aburteilung von Ravachols Schandthaten einen wichtigen Faktor nicht in Betracht gezogen: die bleiche Furcht seiner Richter.

* * *

Ich finde nicht, daß die Maßnahmen, welche die Polizei zum Schutze des Palais de Justice getroffen hat, besonders in die Augen fielen und irgendwie ungewöhnliche wären. An dem geschlossenen Gitter vor dem Eingange in das Gerichtsgebäude stand ein Wachtposten, der nur diejenigen hindurchließ, die eine gerichtliche Vorladung oder eine Einlaßkarte zu den Verhandlungen in dem Sitzungssaale des Kreisgerichts vorweisen konnten. Es war 10$^1/_2$ Uhr, als ich den Saal betrat. Das erste, was meine Aufmerksamkeit erregte, war der Umstand, daß alle Bänke, die gewöhnlich für das Publikum reserviert waren, bereits durch Advokaten in der Amtsrobe besetzt waren. Diesseits des Gitters, hinter diesen Plätzen, wo gewöhnlich die Stehplätze für das Publikum sind, befanden sich gegen hundert verkleidete Polizeiagenten. Erst viel später gesellten sich zu ihnen etwa zwei Dutzend privilegierte Zuhörer, darunter zwei Damen, die durch den Advokaten Ravachols eingeführt waren

In Erwartung der Gerichtssitzung traten wir an den Platz heran, auf dem sich die Beweisstücke befanden. Vor allem fiel uns ein zusammenlegbares eisernes Bett mit einer neuen Matratze und ein ganz neuer, in Nußbaumfarbe gehaltener runder Tisch auf.

Es war das Meublement aus Ravachols Wohnung. Auf einem langen schwarzen Tische standen zwei Petroleummaschinen nebst ein paar Reagenzgläsern und anderen Gefäßen mit chemischen Präparaten; in einem der Gläser war gewöhnliches Kochsalz. Zu beiden Seiten des Tisches und vor demselben lagen mächtige Steine von den durch die Explosion beschädigten Gebäuden, Stücke von zerborstenen Geländern, verbogene Eisenstangen u. s. w. Auf dem Tische, die übrigen Gegenstände überragend, lag der zerknitterte und verstaubte Cylinderhut Ravachols. Nicht ein einziger dieser Gegenstände spielte im Laufe der Gerichtssitzung eine Rolle.

* * *

Ich übergehe die Prozeduren, die der Vorführung der Angeklagten vorausgingen, und wende mich ohne weiteres zu den Persönlichkeiten selbst. Eine ganze Schar von Munizipalgardisten, hochgewachsene und breitschulterige Gestalten, hinter deren hohen Käppis nicht das Geringste zu sehen ist, führt sie in den Saal. Jetzt haben die Soldaten Platz genommen, und die Blicke der Anwesenden suchen den Helden des Tages, den seither so „berühmt“ gewordenen Ravachol. Die Sache ist nicht ganz leicht, denn er ist durchaus dem Porträt nicht ähnlich, das unmittelbar nach seiner Verhaftung durch die illustrierten Blätter bekannt wurde. Der wirkliche Ravachol ist ein hagerer Mensch von mittlerem Wuchse, mit einem länglichen Gesicht und gelblichem Teint. Die Backenknochen stehen ein wenig

hervor, die kleinen, stechenden Augen sitzen tief in den Höhlen. Wenn er dem Beschauer sein Profil zuwendet, zeigt es sich, daß die untere Kinnlade scharf hervortritt. Er trägt einen sauberen dunklen Anzug und hat eine ruhige, gerade Haltung. Es ist, mit einem Wort, der Typus des kleinen Beamten oder des Bankcommis, keineswegs aber derjenige des Arbeiters. Auffallend an seiner Erscheinung sind die großen, sehnigen Hände mit den ungewöhnlich langen, knochigen Fingern. Wenn man diese Hände sieht, dann stellt man sich unwillkürlich die Scene vor, wie Ravachol sich zur Nachtzeit bei dem Einsiedler von Chambly einschlich und den 82jährigen Greis mit diesen hakenförmigen Fingern erwürgte, während der Unglückliche krampfhaft bemüht war, sich von ihm loszumachen und mit röchelnder Stimme ihm zurief: „Laß mich leben! Laß mich leben! . . .“

Die übrigen Angeklagten, die ich weiter unten dem Leser vorstellen werde, haben gleichfalls nicht das Aussehen von Arbeitern, außer dem kleinen Simon, genannt „Bisquit“. Das Verhör beginnt, wie zu erwarten war, mit Ravachol. Ehre, dem Ehre gebührt! Bis zu dieser Stunde kann ich jenes merkwürdige Verhör nicht vergessen. Herr Guiesse, der Präsident des Gerichtshofes, ist ohne Zweifel ein ehrenwerter Mann. Das bezeugt schon sein offenes und gutmütiges, von einem langen grauen Backenbart eingerahmtes Gesicht. Man kann jedoch ein höchst ehrbarer Mann und über die Unthaten eines Ravachol aufs tiefste empört sein und braucht

deshalb doch nicht zu den Tapferen seines Landes zu gehören. Während der ganzen langen Gerichtssitzung hat jedenfalls den Präsidenten die Vision einer gewaltigen Dynamitbombe mit brennender Zündschnur nicht einen Augenblick verlassen. Nur so kann man sich sein Benehmen gegenüber den Angeklagten, namentlich aber gegenüber Ravachol erklären. Vom ersten Wort an begann er sich vor den Angeklagten zu entschuldigen. Wenn er sie jetzt verhöre, so geschehe es nur deshalb, weil das einmal „seine Pflicht“ sei. Als er die Notizen über Ravachols Vergangenheit vorlas, entschuldigte er sich sogleich mit den Worten, daß „diese Angaben seitens der Polizei zusammengestellt seien“, daß er, der Präsident, damit nichts zu thun habe, sondern sie nur „einfach vorlese“.

„Da ist nun dieses Dokument,“ sagte er, indem er mit der Hand auf das Aktenstück klopfte. „Sie sehen, daß ich nichts aus eigenem Antrieb hinzugefügt habe.“

Indem er zu den Dynamitanschlägen übergeht, die Ravachol ausgeführt hat, hält er es für angebracht, dem Angeklagten wegen seines Mutes, seiner Energie und Tapferkeit ein Kompliment zu machen.

„Der erste Beste,“ meinte er, „hätte es nicht gewagt, das zu thun, was Sie gethan haben.“

Auf Ravachols Erklärung, daß er den Präsidenten Benoit und den Staatsanwalt Bulot habe in die Luft sprengen wollen, weil sie in einem kürzlich verhandelten Prozeß die Todesstrafe für die Anarchisten verlangt hätten, ließ Herr Guièsse sich mit dem Angeklagten

in einen freundschaftlichen Disput ein, indem er bemerkte, daß „der Richter doch wohl das Recht und“ (sich gleichsam verbessernd) „die Pflicht habe, die Todesstrafe zu beantragen“. Das Publikum (Journalisten, Advokaten und Polizeiagenten) protestierten mehrfach gegen diese seltsame Art, ein Verhör anzustellen, und der Präsident mußte sie notgedrungen auffordern, zu schweigen.

Man wird begreifen, daß Ravachol, der eben von seinem Advokaten gehört hatte, wie seine Freunde an dem armen Véry Rache genommen, alle Ursache hatte, sich die ungewöhnliche Liebenswürdigkeit des Präsidenten auf seine Weise auszulegen. In der That legte Ravachol die ganze Zeit hindurch eine ungewöhnliche Kaltblütigkeit an den Tag. Er machte ironische Bemerkungen, lächelte bisweilen spöttisch und spielte sich überhaupt als Politiker auf. Er sprach mit seiner angenehm klingenden Baritonstimme von „seinen Überzeugungen“, von den Leiden der Arbeiter und weigerte sich kurz und bündig, über die von ihm vollbrachten Morde und Diebstähle zu reden. Dabei legte der Präsident ihm die Antworten förmlich in den Mund. Er stellte seine Frage wie folgt: „Nicht wahr, Sie wollten das und das sagen?“ oder: „Möchten Sie wohl auf diese Frage antworten?“ und Ravachol antwortete ruhig: „Nein, das möcht' ich nicht.“

Nur einmal gelang es dem Präsidenten, ganz unvermutet seinen Partner an die Wand zu drücken — als er ihn nämlich fragte, wie er zu einer gewissen

Geldsumme gekommen sei. Ravachol hätte antworten müssen: „Durch die Ermordung des Einsiedlers von Chambly.“ Er überlegte einen Augenblick und sagte: „Notre Dame de Grace“ — ein Ort bei Chambly, wo der Ermordete gewohnt hatte.

Eine Viertelstunde, nachdem es begonnen, hatte das Verhör Ravachols bereits jegliches Interesse verloren. Selbst die Angeklagten hörten nicht mehr zu. Ravachol, der in der That nichts zu verlieren hatte, nahm alles auf seine Kappe und suchte die andern von jeder Schuld zu entlasten, selbst einen Chaumartin, der doch alle seine Geheimnisse verraten hatte. Der Eindruck, den dieser Gerichtshof machte, war ein äußerst kläglicher, und er wäre noch kläglicher gewesen, wenn nicht wenigstens der General-Staatsanwalt, Herr Quesnay de Beaurepaire, von Zeit zu Zeit durch seine scharfen und kräftigen Seitenhiebe gegen die Angeklagten das Prestige der Behörde ein wenig gehoben hätte.

Durch Ravachols Beispiel und die Schwäche des Präsidenten ermutigt, wollte auch der nächstfolgende Angeklagte, ein achtzehnjähriger Bursche namens Simon, mit dem Zunamen „Bisquit“, der schon mehr als einmal wegen Diebstahls verurteilt gewesen war, die Rolle des „gesellschaftlichen Racheengels“ spielen. Dieser Racheengel jedoch erwies sich als ein vollständiger Idiot. Sein ganzer Vorrat an Worten beschränkte sich nach meiner Schätzung auf etwa hundert Vokabeln. Bei jedem Worte wiederholte er, ob es passen mochte oder nicht, die Redensart „parfaitement“, selbst da,

wo das Gegenteil richtig war. Er sei deshalb Anarchist geworden, erzählte er, weil sein Arbeitgeber ihn wegen des Diebstahls einer Eisenplatte dem Gerichte übergeben hätte.

„Und das war 'ne Gemeinheit," rief er, „denn auch die andern Arbeiter haben solchen Plunder mitgenommen."

Simon hatte bei der Anfertigung von Bomben Hilfe geleistet und dieselben gemeinschaftlich mit Ravachol an den Häusern, die in die Luft gesprengt werden sollten, niedergelegt. Er erzählte, in welcher Art das Haus, in dem der Richter Benoit wohnte, in die Luft gesprengt werden sollte.

„Wir unterhielten uns von Benoit," sagte er, „und beschlossen, bei ihm eine Bombe abzugeben" (so wie man sonst eine Visitkarte abgiebt). „Ich fuhr in die Stadt. Ravachol sagte: Erkundige Dich, wo Benoit wohnt. Ich ging," u. s. w.

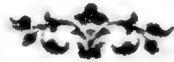
Schwer begreiflich ist es, wie eigentlich Chaumartin dazu gekommen ist, sich an den Niederträchtigkeiten Ravachols zu beteiligen. Er ist ein tüchtiger Arbeiter, der täglich bis zu 15 Francs verdiente und eher den Eindruck eines kleinen Bourgeois als den eines Arbeiters macht. Er ist ein gutmütiges, rundes Männchen und durchaus nicht dumm. Er sowohl wie seine Frau und sein siebenjähriges Töchterchen sind sehr sauber gekleidet. Diese Familie hat niemals an irgend etwas Mangel gelitten und hat äußerlich gar nichts Revolutionäres an sich. Gleichwohl spielte Chaumartin in diesem

Prozeß durchaus nicht die letzte Rolle. Die Bomben wurden unter seiner Aufsicht und in seiner Werkstatt angefertigt. Er wußte sehr wohl, wozu sie bestimmt waren. Ravachol, sein intimer Freund, hatte vor ihm durchaus keine Geheimnisse. Nach seiner Verhaftung jedoch verriet Chaumartin seine Freunde, und das genügte, um die Behörden zu bestimmen, daß sie ihn wie ein unschuldiges Lamm behandelten. Noch vor der Gerichtssitzung war von seiner Freilassung die Rede gewesen. In dem Termin selbst machte er seine Aussagen mit beklommener, matter Stimme.

Der vierte Angeklagte endlich, Bealà, der gleichfalls ein Freund Ravachols und in alles eingeweiht war, leügnete vor Gericht alles und suchte sich ziemlich geschickt aus der Schlinge zu ziehen. Es war ein lang aufgeschossener Bursche mit hoher und intelligenter Stirn, anständig gekleidet, ein richtiger Bourgeois. Seine Geliebte, Mariette Souber, eine unbedeutende Person von 25 Jahren, hatte den Kopf ganz in ihre schwarze Mantille gezogen und weinte die ganze Zeit in ihr Taschentuch.

Ich übergehe die Aussagen der Zeugen und die Reden, die gehalten wurden. Nur eine Thatsache will ich noch hervorheben. Nachdem bereits das Verhalten des Präsidenten der Verhandlung einen ganz eigentümlichen Anstrich gegeben hatte, nahm der Verteidiger Ravachols ohne weiteres zur Einschüchterung der Geschworenen, die ohnedies bereits vor Angst schwitzten, seine Zuflucht. Er sagte, daß die „sozialen Interessen“

es verlangten, daß man gegen Ravachol milde verfahre. Am Tage nach dem Attentat im Restaurant Véry konnte jedermann begreifen, was Herr Lagasse damit sagen wollte . . .



Ein Vaudeville vor dem Assisengericht.

Wir befinden uns wieder im Sitzungssaal des Assisengerichts. Diesmal jedoch droht weder die Guillotine noch Herr Deibler, der Henker von Paris, dessen Pflicht es ist, seinen Mitmenschen die Köpfe abzuschlagen. Der junge Mann, der auf der Anklagebank sitzt, braucht seinen Kopf nicht mehr zu verlieren — er hat ihn bereits verloren. Die Physiognomie des Publikums, das dem Prozeß beiwohnt, hat nichts von blutdürstiger Neugier an sich; es ist im Gegenteil höchst vergnügt und munter und schwelgt im Vorgeschmack der Genüsse, die da kommen sollen. Die Herren Alphons und Konsorten glänzen durch ihre Abwesenheit, als ernsthafte Männer lassen sie sich durch alberne Dinge nicht beunruhigen. Statt ihrer sitzen zahlreiche Damen, namentlich junge Mädchen, Näherinnen und Ladenmamsellen im Zuhörerraum. Die Sache, die da vor dem Gerichtshof verhandelt werden soll, erregt in hohem Grade ihr Interesse. Sie müssen den Prozeß Lecouty von Anfang bis zu Ende hören, um in Zukunft den Abgrund

zu vermeiden, dessen Opfer das allzu vertrauensselige Fräulein Levanneur geworden ist.

Herr Lecouty ist ein sauberes, ein wenig stutzerhaft gekleidetes Kerlchen mit der Physiognomie eines erschrockenen Kaninchens. Er ist Juwelier von Beruf, und es scheint, als ob dieses Gewerbe, das zu häufiger Berührung mit dem schönen Geschlechte Veranlassung giebt, bei ihm eine Herzerweiterung hervorgerufen habe. Man wird sich über das, was Herrn Lecouty passiert ist, weniger wundern, wenn wir mitteilen, daß er nebenbei auch noch ein wenig Poet ist.

Eines Morgens erwachte Herr Lecouty früher als gewöhnlich.

„Emma,“ wandte er sich an seine neben ihm ruhende Gattin, „leg' mir doch den Frack und frische Wäsche zurecht!“

„Aber, mein Freund, Du hast ja gar keinen Frack!“ versetzte das kleine, stumpfnäsige Frauchen, indem es sich die Augen rieb.

„Gewiß hab' ich einen, ich hab' ihn beim Frackverleiher entnommen.“

„Was hast Du denn eigentlich vor?“

„Ich bin bei einem Freunde als Trauzeuge zur Hochzeit geladen.“

„Ei, ei, davon hast Du mir ja noch gar nichts gesagt!“ meinte Frau Emma, indem sie ihren Kopf nach dem Gatten umwandte.

Er stieß jedoch in diesem Augenblick gerade eine dichte Wolke von Tabaksqualm hervor, die sein ganzes

Gesicht einhüllte. Emma, die nach zweijähriger Ehe immer noch in ihren Charles verliebt war, sprang von ihrem Lager auf und begann seine Toilette in Ordnung zu bringen. Bald darauf erhob sich auch Charles und kleidete sich langsam und mit großer Sorgfalt an. Seltsamerweise war dieser sonst so nette und gesprächige Mensch diesmal auffallend schweigsam und wandte hartnäckig seine Augen von seiner jungen Gattin weg.

Als alles fertig war, betrachtete Emma ihr verzogenes Männchen vom Kopf bis zu den Füßen und meinte lachend: „Man sollte glauben, daß Du selbst der Bräutigam bist.“

Die Eheleute küßten sich zum Abschied, und Charles ging seiner Wege.

Man sagt, daß die Frau, welche liebt, die Gabe des Hellsehens besitzt. In unserem Fall hat die Liebe der Frau sich in der That als recht scharfblickend erwiesen. Als Charles gegangen war, ließ Madame Lecouty nachdenklich den Kopf hängen. Lebhaft stellte sie sich jenen Spaziergang vor, den sie mit Charles vor anderthalb Jahren in die Gegend von Paris, nach Alfortville, unternommen hatte. Sie waren früh am Morgen von Hause aufgebrochen, hatten in der Marne geangelt und dann im Dickicht des Waldes von Vincennes wie ein Paar verliebte Turteltauben gegirrt. Darauf hatte Charles ihr seine Gedichte vorgelesen, und nachdem sie sich gründlich hungrig gelaufen hatten, waren sie in dem nächsten Wirtshause in Alfortville eingekehrt. Bei Tisch wartete ihnen ein schlank-

gewachsenes, hübsches Mädchen von sechzehn Jahren auf; es war Mademoiselle Levanneur, die Tochter des Schankwirts.

Ein paar Monate später fand Madame Lecouty in der Rocktasche ihres Gatten das Portrait eben dieses Mädchens. Es ist selbstverständlich, daß es sogleich in tausend Stücke zerrissen ward, und daß die junge Ehegattin dem ungetreuen Charles eine Scene machte. Im Innern ihres Herzens jedoch war sie durchaus nicht so sehr böse: sie begriff, daß es sich um nichts weiter als „eine Laune“ handelte, und verzieh.

Das hinderte sie freilich nicht, sich eines schönen Tages aus Neugier in das ihr bereits bekannte Wirtshaus zu begeben, wo sie zu ihrem höchsten Erstaunen förmlich mit der Nase auf ihren Gatten stieß. Das war denn doch für ihre Geduld zu viel: ohne lange zu fackeln, ließ die junge Dame zweimal ihre fünf Finger auf die zarte Wange des treulosen Charles niedersausen.

Wir bemerken ausdrücklich, daß es zweimal geschehen ist, wie sie selbst in der Gerichtssitzung hervorhob. Als nämlich der Präsident bei Erwähnung dieses Vorfalls sie fragte: „Sie gaben ihm also eine Ohrfeige, Madame?“ verbesserte ihn Frau Lecouty sogleich: „Zwei, Herr Präsident!“

Merkwürdigerweise that dieser peinliche Zwischenfall dem Ansehen, das Herr Lecouty in den Augen der Familie Levanneur genoß, durchaus keinen Abbruch. Es gelang ihm, seine Gattin so weit zu beschwichtigen, daß sie

„wenigstens keinen Skandal machte“, worauf er sie in liebenswürdiger Weise nach der Eisenbahnstation begleitete. Den Levanneurs erklärte er, die Dame sei „eine Cocotte, die ihm nachlaufe“. Es blieb somit alles beim Alten . . .

Frau Lecouty war also, nachdem Charles in seinem Frack davongegangen, nachdenklich geworden. Das Resultat ihres Nachdenkens war, daß sie rasch ihr Hütchen aufsetzte und sich nach Alfortville begab. Sie war nicht wenig erstaunt, das Wirtshaus verschlossen zu finden.

„Weshalb hat man denn das Wirtshans nebenan verschlossen?“ fragte sie eine Nachbarin — „ist etwa Herr Levanneur gestorben?“

„Nicht doch, er feiert heut die Hochzeit seiner Tochter.“

„Wen heiratet sie denn?“

„O, der alte Dummkopf hat Glück, er hat einen wohlerzogenen und hübschen jungen Mann gefunden, der 20000 Francs jährlichen Einkommens besitzt. Sehen Sie das Haus da, das im Bau begriffen ist? Es gehört Herrn Lecouty, dem Schwiegersohne Levanneurs.“

Die junge Frau hörte nicht länger zu, sondern eilte spornstreichs zum Maire.

„Sie haben heut eine Trauung?“ fragte sie den Sekretär.

„Sie ist schon vorüber, die jungen Eheleute sind längst fortgegangen,“ lautete die Antwort.

„Na, dann will ich Ihnen nur sagen, daß dieser junge Ehemann mein legitimer Gatte ist!“ rief Frau Lecouty.

Bei diesen Worten lächelte der Dorfweise höhnisch: „Wir kennen sie,“ dachte er, „diese Pariser ‚Gattinnen‘!“

Wenn Madame Lecouty ein paar Schritte in der Richtung nach dem Wald von Vincennes hätte machen wollen, dann hätte sie die ganze Hochzeitsgesellschaft und ihren Gatten inmitten derselben am Ufer des Sees erblicken können. Er war vortrefflich aufgelegt, seine lustigen Lieder brachten die ganze Gesellschaft zum Lachen. Gäste und Verwandte waren im höchsten Grade entzückt von dem reizenden jungen Manne, dem Sohne reicher Eltern, der nicht zu stolz war, die Tochter eines einfachen Gastwirts zur Frau zu nehmen.

Madame Lecouty wollte indessen ihren armen Charles nicht allzusehr kränken und an seinem Hochzeitstage keinen Skandal hervorrufen. Sie fuhr nach Paris zurück, um mit ihrem Bruder über weitere Schritte zu beraten.

Inzwischen verging den vergnügten Hochzeitsleuten Stunde um Stunde. Am Abend versammelten sich die geladenen Gäste in dem größten Restaurant von Alfortville, tranken sehr viel und aßen die allerbesten Sachen, gebratene Gänse, Filets und was sonst noch alles. Der ehrenwerte Herr Levanneur sparte kein Geld, um so mehr, als ja sein Schwiegersohn die wahre Geldtruhe war. Er überschwemmte nicht nur das Haus seiner Braut mit Brillanten, sondern hatte

auch eines Tages dem zukünftigen Schwiegervater einen kleinen Koffer zur Aufbewahrung übergeben, in dem sich nach seiner Angabe nicht weniger als 400 000 Francs befanden! Der „interessanteste Moment“ kam immer näher, und zugleich ward die allgemeine Ausgelassenheit immer größer. Die Eltern der Braut umarmten abwechselnd den teuren Schwiegersohn, indem sie ihn ihrer unwandelbaren Liebe versicherten.

Da erschien plötzlich in der Thüröffnung ein erschrockenes Gesicht. Es war der Sekretär des Maire, der den glücklichen Schwiegervater zu sich heranwinkte.

„Sie wissen noch nichts?“

„Was?“

„Ihr Schwiegersohn . . .“

„Nun?“

„Ist ein Bigamist!“

Wenn das Dach über dem Haupte des armen Schankwirts eingestürzt wäre, dann hätte er keinen schlimmeren Schreck bekommen können, als in diesem Augenblick. Er machte sogleich Kehrt, stürmte in den Saal, stieß dort auf seinen „Schwiegersohn“ und faßte ihn an der Gurgel.

„Räuber, Du hast mir meine Tochter gestohlen!“ brüllte er laut auf, indem er den armen Lecouty schüttelte, daß ihm Hören und Sehen verging.

Zwei der Gäste, gleichfalls Gastwirte, namens Chapard und Sanfray, eilten, als sie den Lärm vernahmen, sogleich herbei.

„Unglücklicher, man wird Sie sogleich verhaften!“

rief Sanfray. „Dort ist der Fluß, gehen Sie, springen Sie hinein, so rasch als möglich!"

„Aber ich bitte Sie, bei der Kälte!" erwiderte der junge Ehemann. „Wenn ich wenigstens meinen Revolver da hätte . . . aber er steckt in der Paletottasche."

„Das soll uns nicht hinderlich sein," meinte Chapard und eilte in den Saal.

Einen Revolver konnte er zwar nicht finden, doch schleppte er ein gewaltiges Küchenmesser herbei.

„Da, jagen Sie sich das Ding in den Leib, aber stoßen Sie kräftig zu!"

„Nein, nein, ich danke; das wäre zu schmerzhaft," sagte Lecouty abwehrend.

„Aha! Wenn die Dinge so liegen, dann will ich Ihnen zeigen, wie man solche Burschen wie Sie behandelt," schrie Sanfray, indem er sich auf den Neuvermählten stürzte.

Da blitzte in Lecoutys Händen der Lauf eines Revolvers auf, und die tapferen Schankwirte ließen ihn laufen. Lecouty eilte davon, so rasch er konnte, und erreichte nach verschiedenen Abenteuern den Fiaker, der ihn für alle Fälle seit dem frühen Morgen erwartete.

Er begab sich, so seltsam es klingen mag, zu seiner Gattin Nr. 1., erzählte ihr was vorgegangen war, und erhielt ihre Verzeihung.

„Jetzt bleibt mir nur eines übrig — zu sterben. Willst Du mich in den Tod begleiten?"

„Ist mir recht," antwortete Emma.

Sie begaben sich in ein Gasthaus, nahmen eine

große Dosis Laudanum und verfielen, sich zärtlich umschlingend, in einen tiefen Schlaf. Am Morgen erwachte Madame Lecouty mit einem heftigen Kopfschmerz.

„Nein, mein Lieber,“ meinte sie, „das Sterben thut doch weh. Stirb Du allein; ich bin ja an nichts schuld.“

Lecouty aber wollte nur in ihrer Gesellschaft sterben. Da nun Emma sich hartnäckig weigerte, ihn in die elyseischen Gefilde zu begleiten, so beschloß er, sich zu verstecken. Man arretierte ihn erst zwei Monate später in einer schönen Maiennacht, als er eben dabei war, seiner Emma im Freien seine Verse vorzudeklamieren.

Aus dem Gefängnis schickte er der kleinen Frau Verse über Verse, während sie ihrem Dichter zweimal wöchentlich teure Blumensträuße brachte.

Die Gerichtssitzung dauerte sechs Stunden und hatte vollkommen den Charakter einer lustigen Posse aus dem Palais Royal. Als ein heller Punkt hebt sich aus der ganzen schnurrigen Geschichte der edelmütige und liebenswürdige Charakter der Madame Lecouty Nr. 1. ab. Sie erzählte ganz aufrichtig, wie sich alles zugetragen hatte, ohne irgend etwas zu verheimlichen, und wandte sich zum Schluß ihrer Aussagen mit der schlichten und rührenden Bitte an die Geschworenen:

„Er wußte nicht, was er that, er ist ein Kind, das Gut und Böse nicht zu unterscheiden vermag. Ich liebe ihn trotz alledem und bitte Sie, meine Herren, mir ihn zu lassen.“

„Wird es Ihnen nicht peinlich sein, ihn wieder bei sich aufzunehmen?“ fragte der Präsident.

„Durchaus nicht, ich wünsche vielmehr von ganzem Herzen seine Freisprechung.“

Während sie sich setzte, ertönte von seiten des Publikums ein Murmeln des Beifalls.

Vater Levanneur schien anfangs ein wenig konfus, er hatte sich so darauf gefreut, seine Tochter mit dem „reichen jungen Manne“ zu verheiraten, daß er gar nicht daran gedacht hatte, die endlosen Schwindeleien desselben auf ihren Wert hin zu prüfen. Beim Anblick der Brillanten, die Lecouty seiner Tochter gebracht hatte, verlor er den Kopf. Allmählich jedoch, als ihm die gebratenen Gänse einfielen, die auf seine Rechnung verzehrt worden waren, übermannte ihn die sittliche Entrüstung.

„Dieser Räuber hat es verstanden, die Leute hinters Licht zu führen!“ rief er grimmig.

„Erlauben Sie die Frage,“ wandte sich der Verteidiger Lecoutys spöttisch an ihn, „wovon haben Sie das Brautkleid Ihrer Tochter bezahlt?“

„Wovon? Von meinem eigenen Gelde! Bin wahrhaftig genug los geworden durch den Schwindler.“

„Haben Sie nicht 700 Francs von Lecouty bekommen?“

„Natürlich hab' ich die bekommen; aber er hat doch meine Aktien verkauft. Schweigen Sie lieber, Sie sind nicht dabei gewesen.“

Madame Lecouty Nr. 2. ist, wie bereits gesagt,

ein hübsches, schlankgewachsenes Mädchen von 19 Jahren. Sie machte ihre Aussagen in aller Ruhe, indem sie ganz besonders betonte, daß sie nicht ein einziges Mal mit ihrem Bräutigam allein gewesen sei.

„Wirklich? Nicht ein einziges Mal?“

„Nein, nicht ein einziges Mal; Mama war stets dabei, wenn wir uns sahen.“

„Aber Sie liebten ihn doch?“

„Ja, ich liebte ihn; aber jetzt liebe ich ihn nicht mehr.“

Was den Angeklagten anlangt, so war das offenbar ein zweiter Chlestakow*) in französischer Ausgabe. Er „wußte selbst nicht, wie das alles gekommen war — ehe er sich's versehen, habe er mitten drin gesteckt“. Übrigens habe es Vater Levanneur nicht an Ermunterungen fehlen lassen.

„Sie standen bereits auf der Schwelle des Brautgemachs,“ bemerkte der Präsident streng. „Hätten Sie Ihre Rolle bis ans Ende durchgeführt?“

„O nein, in keinem Falle.“

„Aber Sie haben doch vor dem Untersuchungsrichter ausgesagt, daß Sie sich nach der Hochzeitsnacht erschießen wollten!“

„Nicht erschießen, Herr Präsident, sondern aufhängen. Ich hab's auch versucht; es ist aber zu schmerzhaft.“

Lecouty ward wegen Bigamie zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt. Er wird sich außerdem vor dem

---

*) Figur in Gogols „Revisor“.

Zuchtpolizeigericht wegen der zahlreichen Diamantendiebstähle zu verantworten haben, die er den Levanneurs zu Liebe begangen hatte.



Im Depot der Polizei-Präfektur.

Auf dem Boulevard du Palais, hinter dem prächtigen Justizpalast, steht ein langes, düsteres Gebäude. Wenn man den Hof des Zuchtpolizeigerichts überschreitet und sich dann rechts wendet, so gelangt man in eine schmale, krumme Sackgasse, in deren Hintergrunde eine kleine graue Thür mit einem eisernen Klopfer und einem kleinen Guckfenster sichtbar wird.

In dieser Sackgasse herrscht ein ewiges Hin- und Herrennen. Hier transportieren Polizisten irgend einen bleichen, gefesselten Burschen im blauen Leinwandkittel, dort schreiten Soldaten der republikanischen Garde daher, gleichfalls irgend einen ungewaschenen und ungekämmten, jedoch nach neuester Mode gekleideten Stutzer begleitend, da endlich schleichen verkleidete Polizeispione mit militärischen Physiognomien mit geheimnisvoller Geschäftigkeit vorüber. Die Physiognomien der Passanten sind so mannichfaltig, wie das Leben und das Verbrechertum selbst: neben dem Strolch allerletzter Sorte sieht man hier schlichte Familienmütter, die sich gegen das sechste Gebot vergangen haben, die

Horizontale in Seide und Brillanten, hungernde kleine Kinder in zerlumpten Kleidern, betrunkene Damen der Halbwelt, Bettler, Kranke und endlich gar Mörder, von denen ganz Frankreich spricht. Dreimal täglich halten vor der kleinen grauen Thür große, grüne Omnibusse ohne Fenster, die sogenannten „Salatkörbe“, wie sie im Polizeijargon heißen. Eine lange Reihe von Vagabunden und Verbrechern jeglicher Art, jeden Alters und jeden Geschlechts entsteigt denselben, und alle diese Leute verschwinden hinter der kleinen Thür des Gefängnisses.

Nicht umsonst nennt man dasselbe ein Depot. Es ist in der That ein Sammelplatz für alle Übertreter des Gesetzes. Der Untersuchungsrichter, der Staatsanwalt oder der öffentliche Richter entscheiden später über diese Leute. Viele läßt man wieder nach allen vier Windrichtungen laufen, andere kommen ins Krankenhaus, ins Asyl für alte Leute oder ins Irrenhaus, die übrigen vertauschen ihr bisheriges Quartier mit einem längeren Aufenthalt im Centralgefängnis oder in Cayenne, und einige endlich verlassen das Depot nur, um ihren Kopf auf den „Halbmond“ der Guillotine zu legen. Bis diese Ausmusterung erfolgt ist, stehen hier alle auf gleichem Fuße.

Drückt man auf den Klopfer an der Thür, so öffnet sich dieselbe, und man tritt in einen langen, kreuzförmigen Korridor, in dem ein ewiges Halbdunkel herrscht. Die gewaltigen Fenster sind mit eisernen Gittern versehen, hinter denen man nichts weiter sieht

als die gelben Mauern des Gerichtsgebäudes. Die Gefängniswärter in den dunkelgrünen Uniformen mit hellgrünem Besatz und zinnernen Knöpfen, auf denen ein Stern abgebildet ist, haben ein geschäftiges Aussehen und eilen wie kopflos hin und her. Ein beständiges Durcheinander herrscht in diesem Gefängnis. Bald führt man die Arrestanten ab, bald bringt man sie zurück, jetzt geht es zum Untersuchungsrichter, dann zu einer Konfrontation, dann wieder in irgend ein anderes Gefängnis.

Im Kreuzungspunkt der beiden sich schneidenden Korridore steht ein gelbes Schilderhaus, in dem der Brigadier sitzt. An ihn gelangen alle Befehle, die sich auf die Vorführung irgend eines Arrestanten beziehen. Er ordnet die Reihenfolge, in der sie abgeführt werden. Er braucht zu diesem Zweck nur auf einen Knopf mit der Nummer der Zelle zu drücken, in welcher der verlangte Arrestant sich befindet, und im nächsten Augenblick ist der Aufgerufene da. Am Ende jedes einzelnen Korridors sitzen den Tag über stets ein paar von den ungefährlichen Arrestanten; sobald der Brigadier den Knopf gegen die Platte drückt, die sich vor ihm befindet, springt über der Thür der entsprechenden Zelle ein schwarzes Brettchen hervor. Dann beginnen die erwähnten Arrestanten zu „bellen“, (weshalb man sie auch die „Beller“ nennt) d. h. die verlangten Nummern aufzurufen. Es geschieht dies, um die Aufmerksamkeit des Schließers zu erregen, der beständig unterwegs ist.

Die Einzelhaftzellen unterscheiden sich in nichts von

den ähnlichen Zellen in andern Ländern: eine eiserne Bettstelle ohne Matratze (in keinem französischen Gefängnis ist es den Arrestanten erlaubt, am Tage zu schlafen), ein hölzerner Schemel, der mit einer Kette an die Wand geschmiedet ist, und ein winziges Tischchen, in der einen Ecke der „Eimer“, in der andern ein Krug mit Wasser — das ist das gesamte Ameublement einer solchen Zelle.

Die Zellen werden zur Nachtzeit durch eine Gasflamme erleuchtet, und der Gefängniswärter kann zu jeder Tageszeit durch das kleine Fenster in der Zellenthür beobachten, was der Gefangene treibt. Über der Thür einiger Zellen hängt ein kleines rotes Plättchen; das bedeutet, daß der Arrestant sich in strengster Abgeschlossenheit befindet. Er darf nicht nur mit niemandem sprechen, sondern wird auch nicht spazieren geführt; ebensowenig wird er zum Photographen, zu einer Konfrontation oder selbst zum Verhör geführt. Zweimal täglich wird das Fensterchen in seiner Zellenthür geöffnet; zwei Hände reichen ihm seine Ration von 1¼ Pfund Brot und eine Schüssel mit Suppe, dann bleibt der Arrestant wieder allein.

„Weshalb geschieht das?“ fragte ich den Aufseher, der mich begleitete.

„Das geschieht auf Befehl des Polizeikommissars, sobald der Arrestant seinen Namen verschweigt oder seine Verbrechen nicht eingestehen will. Hat er erst ein paar Tage allein da drinnen gesessen, dann erscheint ihm die Möglichkeit, in der gemeinsamen Zelle

zu sitzen oder einen Spaziergang zu machen, als Paradiesesfreude, und er fängt von selbst an, zu sprechen."

Durch den langen inneren Korridor des Gefängnisses, zu dessen beiden Seiten die Arrestantenzellen (im ganzen hundert Nummern) sich befinden, gelangen wir zu einer großen eisernen Thür. Ein mächtiger Schlüssel klirrt im Schlosse; der Aufseher schreitet, sich entschuldigend, voran, indem er in höflichem Tone seine Erklärungen giebt:

„In dieser Abteilung werden die Kinder, die Arbeitslosen und die Bettler untergebracht, und dort weiter die Irrsinnigen."

Ich nähere mich dem offenen Guckfenster der ersten Thür. Sobald meine Augen sich ein wenig an das Dunkel gewöhnt haben, erblicke ich drei schmutzige Kindergestalten, die sich schieben und drängen und auf die Zehen heben, um die „Herren" zu sehen, die da im Korridor auf und ab gehen. Alle drei sind mit Lumpen bekleidet, ihre Hemden starren von Schmutz; das jüngste der Bürschchen ist so klein, daß man, obschon es sich auf die Fußspitzen gestellt hat, nur sein bürstenartiges blondes Haar und sein Stumpfnäschen sieht.

„Was machst Du denn hier?" fragte ich ihn.

„Ich bin hier, weil Mama mich geschickt hat . . ."

„Wohin hat sie Dich denn geschickt?"

„Auf die Straße, um die kleinen Sous zu bitten . . ."

„Und was treibt denn Deine Mutter?"

„Sie ist im Bett."

„Gefällt es Dir hier?"

„O ja, mein Herr; der Herr mit dem Barte giebt mir Suppe und Brot.“

„Und wie bist Du denn hierher geraten?“ fragte ich einen andern; er war nicht älter als zehn Jahre, sein Gesicht war blutlos, und die schwarzen Augen musterten mich mit frecher Neugierde.

„Ich machte die Wagenthüren auf, mein Herr“ (des Abends, wenn das Publikum die Theater verläßt).

„Alle drei sitzen wegen Bettelns, und der da (der zweite mit dem bleichen Gesichte) außerdem noch wegen unsittlicher Anträge,“ warf der Aufseher ein.

„Was fangen Sie denn mit ihnen an?“

„Was ist da viel anzufangen! Das Gesetz verbietet die Bettelei, darum werden sie arretiert.“

„Aber man kann sie doch nicht ewig im Gefängnis behalten!“

„Es sind unglückliche Kerlchen; die Eltern kümmern sich nicht um sie und gehen oft selbst betteln. Wir führen sie dem Zuchtpolizeigericht vor, das sie gewöhnlich freispricht. Nach ein paar Tagen werden sie dann von neuem arretiert und so fort ins Endlose, bis schließlich lauter Spitzbuben und Räuber aus ihnen werden. Bei uns werden sie eigentlich, ohne daß wir es wollen, noch mehr verdorben. Wir müssen sie zu mehreren in eine Zelle sperren, beaufsichtigen kann man sie nicht, und so belehrt immer einer den andern. Man kann doch schließlich ein Kind nicht in Einzelhaft setzen. Sehen Sie z. B. den da!“

Ich trat an die folgende Thür, aus der das bitter=

liche Schluchzen eines Kindes hervordrang. Ein kleines, mageres Bürschchen saß auf dem Sessel am Tische und stützte seinen Kopf auf die Faust; sein ganzes Gesicht war vom Weinen verzerrt.

„Was fehlt Dir denn?“ fragte ich, erhielt jedoch keine Antwort.

„Man hat seinen Zellengenossen zum Verhör geführt“, versetzte der Aufseher, „und da weint er nun, weil er sich langweilt.“

Ich gehe weiter und sehe den blonden Lockenkopf eines zwölfjährigen Knaben, der aus dem nächsten Guckfensterchen hervorlugt. Sein Gesicht ist von Blatternarben zerfressen und von Runzeln bedeckt, die Zähne sind stockig, und die Augen blicken so melancholisch, daß es einem ganz seltsam zu Mute wird.

Kaum habe ich ihn angesprochen, als sein ganzes Gesicht von verhaltenem Schluchzen verzerrt wird und große Thränen über seine Wangen rollen.

„Ich, mein Herr ... mein Herr, ich ... ach, ich langweile mich so sehr! Ich habe vor den Cafés Vorstellungen gegeben, das ist doch aber mein Handwerk ...“

„Was bist Du denn eigentlich?“

„Ich bin Akrobat, mein Herr, und mein Vater auch. Aber der ist zum Jahrmarkt gefahren ... Und da gab ich nun Vorstellungen, und die guten Herren warfen mir Sousstücke zu; aber ich war so dumm und hob sie nicht früher auf, als bis ich meine Tour durch hatte, und dann, wie ich sie aufheben wollte, da sam-

melten sich Leute um mich, und die Herren Polizisten arretierten mich . . . Ach, mein Herr, ich langweile mich so sehr . . . Lassen Sie mich doch 'raus!"

Ich verließ die Zellenthür, aber das Schluchzen des kleinen Akrobaten verfolgte mich noch lange. Am Ende des Korridors forderte der Aufseher mich zum Stillstehen auf.

„Sehen Sie sich die kleinen Racker da an," sagte er.

Es waren zwei Bürschchen, der eine rund und pausbäckig, in einer Jacke von blauem Segeltuch und eben solchen Höschen, ganz wie ein kleiner Arbeiter; der andere mager, mit zusammengepreßten Lippen, ziemlich anständig gekleidet, die Hände in den Hosentaschen.

„Wie kommst Du hierher?" fragte ich den ersten.

Er begann zu weinen:

„Man hat mich um drei Uhr nachts auf der Straße aufgegriffen."

„Was hattest Du denn da zu so später Stunde zu thun?"

„Ich fürchtete mich, nach Hause zu gehen, weil die Mutter mich prügeln wollte."

„Du bist wohl unartig gewesen, was?"

„Ja, aber ich will's nicht wieder thun . . . Lassen Sie mich doch gehen, mein Herr, bitte, bitte! Ich bin kein Bummler, ich bin Setzerlehrling, da ist mein Arbeitsbuch."

Aus dem Buche sah ich in der That, daß der kleine Bursche — Jules Girard war sein Name — da und da in Arbeit war, dort und dort bei seiner

Mutter, einer Obsthändlerin, wohnte u. s. w. Weshalb man den armen Kerl zwei Tage im Gefängnis festhielt, konnte ich nicht begreifen.

„Geben Sie wenigstens meiner Mutter Nachricht," bat er, „sie wird mich dann holen, sie weiß nicht, daß ich hier bin."

Der andere Knabe war aus Rouen und hatte auf eigene Faust eine Fahrt nach Paris unternommen.

„Mein Vater," erzählte er, „ist halb verrückt, er schlägt mich bei jeder Kleinigkeit, darum bin ich weggelaufen und will nicht mehr zurück."

„Gefällt es Dir hier besser als zu Hause?"

„Ich ziehe Paris vor," antwortete er altklug.

„Aber was wirst Du denn ganz allein in Paris machen?"

„Ich habe hier eine bekannte Dame, die mich gern hat."

Auf die Kinder folgen die alten Leute. Ich habe mich mit zweien von ihnen unterhalten. Der eine leidet seit zwanzig Jahren an einem schweren Bruch, der ihn bei jeder Bewegung belästigt; arbeiten kann er nicht, und darum bettelt er. Der andere ist im höchsten Grade schwindsüchtig und so schwach, daß er nur im Flüstertone sprechen kann. In der Erwartung, daß man sie in das Asyl für unheilbare Kranke nach St. Denis abführen werde, sitzen die Unglücklichen hier in ihrer düsteren Zelle und können nicht einmal den üblichen Spaziergang machen.

Die „Spaziergänge" zerfallen in solche für Einzel-

gefangene und in solche für die übrigen, gemeinsam einquartierten Arrestanten. Der Hof, in dem die letzteren spazieren gehen, war gerade von alten Leuten angefüllt, die keine Arbeit haben und daher gezwungen sind, unter freiem Himmel zu schlafen. Man hat sie als Vagabunden arretiert.

„Das sind ehrliche, aber unglückliche Leute," bemerkte der Aufseher, „sie verhungern buchstäblich. Das Gefängnis ist für sie ein Glück, leider können wir sie nicht lange hier behalten."

Aus der Männerabteilung gelangten wir in die Abteilung für Frauen. Die Aufsicht führen hier die Nonnen vom Orden St. Maria und Joseph. Musterhafte Sauberkeit herrscht in diesen Räumen. Die Fußböden sind gescheuert, die Betten rein und ordentlich gemacht. In den Einzelzellen werden außer Diebinnen und sonstigen Verbrecherinnen auch die Prostituierten ohne Karten festgehalten. Man behält sie ein paar Tage hier, giebt ihnen, wenn sie gesund sind, die Kontrollkarte und läßt sie dann laufen. In den gemeinsamen Zellen herrscht ein wahres Jahrmarktstreiben. Mehr als zweihundert öffentliche Mädchen sind hier zusammengepfercht, sie singen, zanken, prügeln sich und krakehlen mit den Aufseherinnen. Die Karzerstrafe, die für vorkommende Ungehörigkeiten verhängt wird, macht nach den Worten der Schwester, die mich begleitete, auf diese Personen nicht den geringsten Eindruck. Um sie einigermaßen im Zügel zu halten, müsse man eigenmächtig den Termin ihres Aufent-

halts im Gefängnis hinausschieben oder ihnen das Recht entziehen, sich in der Gefängniskantine Wein zu kaufen.

Die gemeinschaftliche Zelle zerfällt in zwei Abteilungen: in der einen werden die unverheirateten öffentlichen Mädchen untergebracht, in der andern verheiratete Frauenspersonen mit ihren Kindern. In den meisten Fällen ist der Unterschied zwischen den einen und den andern sozusagen mehr ein theoretischer. Erstaunt war ich, als ich vernahm, daß in diese schreckliche Gesellschaft auch Frauen gebracht werden, die des Ehebruchs angeklagt sind . . .



Sainte-Pelagie.

Sainte-Pelagie ist das alte Gefängnis für politische Verbrecher und für Leute, die wegen Preßvergehens verurteilt worden sind. Zur Zeit des Kaiserreichs sah es in seinen Mauern alles, was in Frankreich an ehrlichen, selbständigen und talentvollen Elementen, die sich vor der Allgewalt Napoleons III. nicht beugen wollten, nur irgend vorhanden war. Damals wurden die Zellen dieses Gefängnisses niemals leer. Jetzt ist die Zeit seiner Blüte vorüber, und in dem ganzen weitläufigen Gebäude befinden sich nicht mehr, als zwei oder drei Arrestanten.

Sainte-Pelagie liegt in einem der entfernteren Quartiere der Stadt, in einer sehr engen, jedoch sauberen

Straße. Von außen sieht es ziemlich unansehnlich aus; es ist ein dunkelgrauer, steinerner Bau ohne Fenster, mit einer sehr kleinen Eingangsthür, vor welcher zwei Wachtposten mit gewichtiger Miene auf und ab gehen.

Mein Freund klopfte an die Thür, die sich sogleich öffnete. Ein leutseliger alter Soldat kam uns entgegen, fragte nach unseren Namen, und zu wem wir wollten, und begann darauf in einem Aktenstück zu suchen. Die Gefangenen von Sainte-Pelagie haben nämlich das Recht, in ihrer Zelle zu empfangen, wen sie wollen. Sie müssen jedoch dem Pförtner beim Antritt der Haft ein Verzeichnis derjenigen Personen übergeben, deren Besuch sie etwa erwarten. Das Verzeichnis dieser Personen können die Arrestanten ganz nach ihrem Belieben entwerfen, niemand hat das Recht, sich dabei einzumischen.

Da der Name meines Freundes in einem der Verzeichnisse stand, so ward er sogleich eingelassen. Was mich anlangt, so nahm der Pförtner meine Visitenkarte und begab sich zu dem Arrestanten, den ich besuchen wollte, mit einer Anfrage, ob er mich zu empfangen wünschte. Im nächsten Augenblick kehrte er zurück und lud mich ein, ihm zu folgen.

Ich stieg ins zweite Stockwerk empor und betrat ein geräumiges, einer Kasernenstube ähnliches Zimmer, in dem außer dem Journalisten, den ich besuchte, noch zwei junge Leute saßen. Wir stellten uns gegenseitig vor. Einer der Insassen war der Deputierte Alphonse Humbert, gegenwärtig Vorsitzender des Pariser Gemeinderats.

Von allen Gefangenen, die in Sainte-Pelagie saßen, konnte eigentlich nur Humbert als politischer Verbrecher angesehen werden. Er war damals, 1880, wegen einer Rede, die er am Grabe eines Amnestierten gehalten hatte, zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt worden. Die übrigen Gefangenen waren wegen Preßvergehens eingesperrt. Da war beispielsweise ein Bankier, der Herausgeber einer Finanzrevue, der wegen Verbreitung falscher Gerüchte saß. Es war ein Mensch von sehr zweifelhaftem Rufe, der bereits mehrfach wegen verschiedener dunklen Finanzgeschäfte mit dem Gerichte zu thun gehabt hatte. Seine Zellengenossen waren höchst unzufrieden mit seiner Gesellschaft: er kompromittiere sie, sagten sie. Zugleich mit dem Bankier war auch der „verantwortliche Redakteur" der genannten Revue verurteilt worden. Es war ein junger Arbeiter von sehr sympathischem Aussehen, der an den Spitzbübereien des Bankiers und den von ihm in die Welt gesetzten Gerüchten ganz unschuldig war.

Man nimmt hier zu verantwortlichen Redakteuren gewöhnlich arme Schlucker, die für einen erbärmlichen Lohn (der Arbeiter z. B., von dem ich sprach, erhielt 30 Francs monatlich) die Verantwortung für den Inhalt eines Blattes übernehmen. Ein anständiger Herausgeber läßt es natürlich nicht so weit kommen, daß ein solcher Redakteur eingesperrt wird; er bezahlt vielmehr die Geldbußen, zu denen jener verurteilt wird. In unserem Falle jedoch lag die Sache anders: der Bankier hatte es für vorteilhafter gehalten, den „Redakteur"

mit seinem eigenen Leibe für sich büßen zu lassen, und so mußte der arme Kerl eine elfmonatliche Gefängnisstrafe dafür absitzen, daß er seinem „Chef" gegenüber allzu vertrauensselig gewesen war.

Der junge Mann, den ich besuchte, war von Beruf Musiker. Als richtiger Pariser konnte er die Pfaffen nicht leiden und hatte den unglücklichen Einfall gehabt, die Bibel in seiner eigenen Weise auszulegen; dafür schickte ihn der Richter auf drei Monate nach Sainte-Pelagie, wo er Muße genug hatte, seinen Leichtsinn zu bereuen.

Die Gefangenen von Sainte-Pelagie bekommen nie einen Menschen von der Gefängnisverwaltung zu Gesichte und leben wie in einem Hotel. Die Thüren ihrer Zellen werden niemals von außen verschlossen, sie können sich gegenseitig besuchen, wenn sie dazu Lust haben. Einmal am Tage läßt man sie alle zusammen im Hofe spazieren gehen. Die Arrestanten machen jedoch von dieser Vergünstigung nicht gern Gebrauch: der Hof hat ein höchst unfreundliches Aussehen, nicht ein einziger Baum steht darin. Ich war neugierig, zu hören, ob die Behandlung der politischen Gefangenen zur Zeit des Kaiserreichs sich von der jetzigen Behandlung wesentlich unterschied. Humbert, der bereits in den letzten Jahren Napoleons III. in diesem Gefängnis gesessen hatte, gab mir die Versicherung, daß auch zur Zeit des Kaiserreichs die Arrestanten von seiten der Verwaltung dieselbe Freiheit und gute Behandlung genossen, wie gegenwärtig.



Das Gefängnis für jugendliche Verbrecher.

Zwei Gefängnisse sehen wir in Paris einander gegenüberliegen: in das eine werden Kinder zur „Besserung durch Zwangserziehung" aufgenommen, in dem andern sitzen die Verbrecher, die zur Zwangsarbeit oder zur Todesstrafe verurteilt sind. Zwischen beiden Gebäuden befindet sich ein kleiner runder Platz, der mit schlanken jungen Bäumchen bepflanzt ist. Hier wird jene böse Halsoperation vorgenommen, von der kein Patient mehr genest.

Oberhalb und unterhalb dieses Platzes erstreckt sich die schmale Straße La Roquette, die eine ununterbrochene Reihe von verdächtigen Schenken und Trauermagazinen darstellt. Grabkränze von weißem und schwarzem Schmelz, Medaillons unter Glas, Sträuße von gelben und roten Immortellen, Kreuze und Denkmäler in verschiedenen Preislagen bilden die Ware, die hier feil gehalten wird. Das obere Ende der Straße führt gerade auf den Kirchhof Père Lachaise, und der größte Teil der Begräbnisprozessionen muß hier vorüber. Man kann sich kaum eine trübseligere Örtlichkeit vorstellen.

Das Kindergefängnis führt den Namen „Petite Roquette", im Gegensatz zu der ihm gegenüberliegenden „Grande Roquette". Beides sind große, kasernenartige Gebäude, die mit weißem Anstrich versehen und von hohen Mauern umgeben sind. Man muß zwei Höfe

durchschreiten, bevor man in den eigentlichen Gefängnishof gelangt. Die beiden Seitenflügel des Gebäudes erheben sich gleichsam aus einem tiefen, wohlgepflasterten Graben. Sie sind unter sich und mit dem Verwaltungsgebäude durch Luftbrücken verbunden. In der Abteilung zur Rechten sitzen die Gesetzesübertreter unter sechzehn Jahren, in der zur Linken die „Erwachsenen", d. h. die zwischen sechzehn und zwanzig Jahren. Weder hier noch dort giebt es einen Raum zum Spazierengehen in frischer Luft, und in beiden Gefängnissen ist die strengste Einzelhaft durchgeführt.

Wir treten in einen langen und ziemlich hellen, gelb angestrichenen Korridor. Auf der einen Seite desselben ziehen sich die kleinen Thüren der Zellen hin. Sie sind nicht verschlossen, sondern nur von außen verriegelt, da die Gefängnisse sehr häufig Besuche von den Aufsehern, Lehrern, Priestern oder Werkmeistern erhalten. Über jeder Thür befindet sich ein Zettel mit Nummern. Es giebt drei Arten dieser Zettel: schwarze mit einer Nummer, welche bedeuten, daß der Gefangene noch in Untersuchung steht und noch nicht abgeurteilt ist; schwarze mit zwei Nummern, von denen die zweite die Strafthat bezeichnet, deretwegen der Gefangene verurteilt ist; endlich rote Zettel, welche besagen, daß der Inhaftierte auf Verlangen seiner Eltern oder seines Vormundes und nicht infolge gerichtlichen Verfahrens im Gefängnisse sitzt.

Der Aufseher öffnet eine der ersten Thüren, und ein zwölfjähriger, auffallend hübscher Bursche mit großen

schwarzen Augen tritt uns entgegen. Er hat einen Hammer in der Hand, während auf einem Tische kleine Nägel zerstreut liegen.

„Was für eine Arbeit haben Sie da?"

„Ich mache die Köpfe an den Nägeln, man hat mir das hier beigebracht."

Der Aufseher erklärt mir, daß alle Kinder, die hierher geraten, vom ersten Tage an durch besonders angestellte Meister in leichten, handwerksmäßigen Arbeiten unterwiesen werden. Die einen befestigen die Köpfe auf Reißnägeln, andere machen Geldbeutel aus Metallringen, noch andere verfertigen Grabkränze aus Glasperlen.

„Und was haben Sie früher getrieben?" fragte ich.

Der Knabe zuckte mit den Achseln.

„Nichts, ich bin mit anderen Jungen auf der Straße herumgelaufen."

„Sind Sie nicht in die Schule gegangen?"

„Freilich bin ich gegangen, aber was nützt das, wenn wir zu Hause nichts zu essen hatten!"

„Sie sind bereits verurteilt?"

„Zu vier Monaten, ich habe mit ein paar Freunden ein Messer aus dem Schaukasten eines Ladens gestohlen."

Es war das erste Mal, daß dieser Knabe bestraft wurde; aber sein Verbrechen wird zeitlebens auf ihm lasten und ihn daran hindern, ein ehrbarer Mensch zu werden, selbst wenn er den besten Willen dazu hätte. Die gerichtlichen Verurteilungen werden nämlich in die

Legitimationspapiere des Bestraften eingetragen, und wer einmal ehrlos geworden ist, der bleibt es für alle Zeiten, wenn nicht etwa das Gericht auf ihn das neue Gesetz Béranger anwendet.

In einer zweiten Zelle sitzt ein kleiner Buckliger mit schelmisch lächelndem Gesichte. Er sitzt bereits zum dritten Male und macht sich offenbar nicht viel daraus. Während er mit uns sprach, hielt er ungeniert die Hände in den Hosentaschen.

„Weshalb sind Sie verurteilt?“

„Ich war mit ein paar Jungen zusammen, welche stahlen,“ antwortete er mit schalkhaftem Lächeln. „Sie rückten aus, und ich (er zeigte auf sein lahmes Bein) wurde festgenommen.“

„Haben Sie noch Eltern?“

„Ich hab' einen Vater, aber er lebt mit seiner Geliebten zusammen.“

„Besucht er Sie nicht manchmal?“

Der kleine Buckelhans ließ verächtlich seine Unterlippe hängen und schüttelte verneinend mit dem Kopfe, als ob er sagen wollte: ‚Es liegt mir gar nichts daran, daß er kommt.‘

Ich besuchte nicht weniger als zwanzig Zellen. Die sämtlichen Insassen derselben überraschten mich durch ihr gewandtes und intelligentes Wesen. Sie sind im allgemeinen recht fidel: der Aufenthalt im Gefängnis scheint auf sie durchaus keinen deprimierenden Eindruck zu machen. Viele von ihnen sitzen zum zweiten und dritten Male, und einer gar zum sechsten

Male. Er ist erst zwölf Jahre alt; das letzte Mal war er arretiert worden, wie er eben ein paar Hafersäcke stehlen wollte. Doch verriet er niemanden und behauptete steif und fest, daß er auf den Säcken nur geschlafen habe.

Die Eltern ungeratener Kinder haben das Recht, ihre Sprößlinge auf ein paar Monate (jedoch nicht auf länger als ein halbes Jahr, wenn ich nicht irre) in dieses Gefängnis zu schicken. Bisweilen gelingt es ihnen, einen verirrten Sohn dadurch vor der gerichtlichen Verurteilung zu retten, daß sie versprechen, ihn freiwillig auf eine seitens des Gerichts festzusetzende Zeit nach der Petite Roquette zu schicken. Es ist indessen zweifelhaft, ob durch dieses Mittel wirklich etwas erreicht wird. Ein Knabe, der einmal in diesem Gefängnis war, hat keine Angst mehr vor demselben und denkt, sobald er es verlassen hat, gar nicht daran, sich zu bessern. Ich sah hier drei junge Burschen, die nach dem ersten Aufenthalt in diesem Gefängnisse einfach zu stehlen begannen.

In einigen Zellen traf ich Aufseher, welche die Gefangenen in der Orthographie und im Rechnen unterrichten. Es gehört das mit zu ihren Pflichten, sie sind in gewissem Sinne Gehilfen des Anstaltslehrers und haben darauf zu sehen, daß die kleinen Arrestanten ihre Schularbeiten machen. Analphabeten geraten überhaupt nur sehr selten hierher, der größte Teil kann lesen und schreiben. Ich traf nur einen einzigen Knaben, der ganz ohne Schulunterricht aufgewachsen

war und mir nicht einmal sagen konnte, wie alt er war. Als ich in seine Zelle trat, saß er auf dem Stuhle und kaute an einem Stück Brot, indem er seinen geschorenen Kopf bald nach rechts, bald nach links hin und her wiegte. Er hatte offenbar keinen Hunger und aß das Brot nur, wie andere Kinder etwa Konfekt essen — als eine bloße Näscherei. Das Gesicht des armen Jungen war sehr sympathisch, und er war so klein, daß seine Füße nicht einmal auf den Boden reichten. Er war wegen Bettelns eingesperrt worden.

„Gefällt es Dir hier?"

„Ja-ah," erwiderte er gedehnt.

„Möchtest Du wieder nach Hause?"

„Nein, mein Bruder schlägt mich, weil ich so wenig Sous bringe."

Sehr interessant ist die Schule von La Roquette. Sie ist in der Kapelle, einem großen und hellen Raume mit hoher Wölbung, untergebracht. Die Bänke steigen amphitheatralisch auf und sind in der Weise eingerichtet, daß der Lehrer vom Katheder aus alle Schüler übersehen kann, diese jedoch einander nicht sehen. Jeder sitzt in seiner besonderen „Koje". Die Schüler wechseln alle zwanzig Minuten, der einen Gruppe folgt jedesmal eine andere und so fort bis zur Mittagsstunde.

Es ist nur ein einziger Lehrer für alle Kinder vorhanden, deren Anzahl zwischen 80 und 140 schwankt. Am Nachmittag geht der Lehrer — Alexandre Dumas ist sein

Name — von Zelle zu Zelle, unterrichtet jeden der Gefangenen einzeln, redet ihm gut zu und sucht ihn auf den rechten Weg zu bringen. Ich habe selten einen so gutmütigen und von seinem Werke so begeisterten Menschen gesehen, wie diesen Gefängnislehrer. Sein Gehalt ist äußerst gering (150 Francs monatlich); er ist vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein beschäftigt und spricht mit Bedauern davon, daß er erst seit vier Jahren in dem Gefängnis unterrichtet.

„Ja, mein Herr, ich bin sehr zufrieden mit diesen Kindern! Sie lernen ausgezeichnet, wenn sie herkommen, können sie nicht einmal das Einmaleins, und wenn sie weggehen, haben sie es bis zur Regeldetri gebracht. Ihr Betragen ist ausgezeichnet, Faulenzer leide ich nicht. Willst Du nicht lernen, dann hinaus mit Dir! Die Ausschließung vom Unterricht ist unsere Hauptstrafe. Auch wenn einer dumme Streiche macht und in den Karzer kommt, wird er für eine gewisse Zeit vom Unterricht ausgeschlossen."

Herr Dumas stellte mir jeden einzelnen seiner Schüler vor, er erklärte mir, weshalb ein jeder eingesperrt sei, und bemühte sich in naiv liebenswürdiger Weise, für jeden von ihnen eine Entschuldigung zu finden.

„Dieses Kind da" (er meinte einen Burschen von 17 Jahren, mit einem dummen Gesichtsausdruck) „ist nicht von Gerichts wegen, sondern durch die Assistance Publique eingeliefert worden. Er ist ein Waisenknabe, ein Findelkind, und weil er in der Freiheit dumme Streiche machte, so hat man ihn zur Besserung hierher

geschickt. Jetzt werden wir ihn bald entlassen, er hat sich schon gebessert."

Ein anderer soll, wie überhaupt die Mehrzahl der gerichtlich eingelieferten Minderjährigen, bis zu seinem zwanzigsten Lebensjahre in der Besserungsanstalt verbleiben. Da er sich gut geführt hatte, so ließ ihn die Gefängnisverwaltung frei und übergab ihn der „Gesellschaft zum Schutz minderjähriger Verbrecher". Er ward bei einem Schornsteinfeger in die Lehre gebracht und sollte sich jeden Sonntag bei seinen Protektoren im Hause der Gesellschaft melden, die allsonntäglich für ihre Schützlinge ein gemeinsames Mittagsmahl und verschiedene Unterhaltungen veranstaltet.

In der ersten Zeit erschien der junge Schornsteinfeger regelmäßig an jedem Sonntag, dann aber fand er, daß es weit unterhaltender sei, seine Zeit in der Schenke zuzubringen, als in der „Gesellschaft", und er brach seine Besuche ab. Die Gesellschaft gab ihn auf, und er wurde wieder nach der „Petite Roquette" gebracht.

„Jetzt hat er sich gebessert," meinte Herr Dumas. „Nach zwei Monaten wird ihn die „Gesellschaft" wieder übernehmen. Doch geschieht es zum letzten Mal. Wenn er sich nicht gut aufführt, dann bleibt er bis zum zwanzigsten Jahre im Gefängnis, oder wir schicken ihn nach der Kolonie des Herrn Bonjean."



La Grande Roquette.

Die Gefangenen der Grande Roquette machen nur in jenen seltenen Fällen von sich reden, wenn eines Morgens in aller Frühe sich das eiserne Thor des Gefängnisses unter Knarren und Kreischen öffnet und auf der Schwelle desselben einer jener Unglücklichen erscheint, die im Begriff stehen, ihre „letzten hundert Schritte“ zu machen. Auf der einen Seite vom Henker, auf der andern von dem alten Gefängnisgeistlichen begleitet, schreiten sie mit auf den Rücken gebundenen Händen und gefesselten Füßen auf den Richtblock zu, bleich wie das Hemd, das sie anhaben, ohne Kragen, die blaue Sträflingsjacke nur leicht übergeworfen.

Man spricht sonst nicht gern von den Insassen dieses unheimlichen Gefängnisses, das sind Menschen, die verfehmt und gerichtet sind. Die Grande Roquette ist die letzte Station jener Helden der Sensationsprozesse, die zur Zwangsarbeit, zur Verschickung nach den Strafkolonien, zur Überführung in das Centralgefängnis, oder zu mindestens einem Jahre Arbeitshaus verurteilt worden sind. In letzter Zeit sind übrigens die Gefangenen von La Roquette vorübergehend die Helden des Tages gewesen: im Laufe eines einzigen Monats haben sie zweimal revoltiert. Zur Zeit der Spaziergänge im Gefängnishofe hatten sie sich mit Arbeitsinstrumenten bewaffnet, hatten einen Heidenlärm gemacht, ihre Vorgesetzten beschimpft und wollten

nicht mehr in ihre Werkstätten gehen. Da die Zahl der Gefangenen von La Roquette bis zu 500 beträgt und nur zwanzig Aufseher vorhanden sind, so mußte zur Bewältigung der Aufrührer Militär herangezogen werden. Die Anstifter der Revolte wanderten in den Karzer, verloren ihr Taschengeld, das Recht, Besuche zu empfangen und ihre Extraportionen. Als ich das Gefängnis besuchte, war die Ruhe bereits wieder hergestellt und die Untersuchung, wie der Direktor mir mitteilte, im vollen Gange.

Ich traf die ganze Einwohnerschaft von La Roquette, gegen 400 Menschen, auf einem großen, viereckigen Hofe beim Mittagessen. Sie saßen auf der Erde, auf den Stufen der Kapelle oder um eine Fontaine herum und aßen gierig aus irdenen Schüsseln einen Brei, der wie gekochte Stärke aussah. Fast alle hatten Messer in den Händen, mit denen sie das übrigens recht wohlschmeckende Schwarzbrot zerschnitten, das sie zuaßen.

„Sie geben ihnen Messer in die Hände?“ fragte ich den mich begleitenden Aufseher.

„Es sind stumpfe Messer mit abgerundetem Ende.“

„Aber es ist doch so leicht, sie scharf zu machen!“

„Wenn wir bei einem ein scharfes Messer finden, dann nehmen wir es ihm einfach ab.“

Diese Antwort schien mir nicht überzeugend. Man braucht nur alle diese Physiognomien zu sehen, um zu begreifen, wie gefährlich es ist, solchen Leuten Messer in die Hände zu geben. Mit ihrer welken, faltigen

Haut, ihren schiefen Augen, ihren plattgedrückten Nasen, mit ihren knotigen Schädelauswüchsen und den großen Kinnladen machen diese Leute, die beim ersten Anblick durchaus nicht böse erscheinen, einen peinlichen, ungesunden Eindruck. Man glaubt eine besondere Art von Affen vor sich zu haben: ihre Grimassen, ihr Lächeln und namentlich die Haltung, die sie bei ihrer Mahlzeit einnehmen, erinnern durchaus an Affen. Es sind Menschen, die ganz unter dem Einfluß des augenblicklichen Impulses stehen. Zu gewöhnlicher Zeit kann ein einziger Aufseher sie alle in Respekt erhalten, aber sie brauchen nur in Wut zu geraten oder nach irgend etwas ein heftiges Verlangen zu tragen, und sogleich offenbaren sich die tierischen Instinkte in ihnen. Der Mörder König, der vor kurzem hingerichtet wurde, hatte seinen Freund, der ihn den ganzen Abend bewirtet hatte, einzig deshalb erschlagen, um ihm seine letzten zwei Francs abzunehmen. Er wußte, daß er nicht mehr besaß, als diese zwei Francs.

Vom Hofe aus gelangt man in die Werkstätten, die an der Längsseite desselben eingerichtet sind. Hier werden Kartons, Schuhe und Stiefel, eiserne Thürangeln (die sogar exportiert werden), Tüten für die Kramläden, für Mehlhandlungen u. s. w. fabriziert. Die Arrestanten erscheinen des Morgens um sechs Uhr in den Werkstätten und verlassen dieselben um sieben Uhr abends. Die Aufsicht über die Arbeiten führt nicht die Gefängnisverwaltung, sondern der betreffende Unternehmer, der die Arbeitskraft der Gefangenen gegen

bestimmte Zahlung für sich verwendet. Unter welchen Bedingungen dies geschieht, wie viel der Unternehmer zahlt, wie hoch sich die Produktion beläuft, und wie viel von dem Verdienst der Gefängnisverwaltung, wie viel den Gefangenen zufällt — alles das konnte ich leider nicht in Erfahrung bringen. Obschon in dem Empfehlungsschreiben, das mir seitens der Präfektur an den Direktor von La Roquette mitgegeben worden war, ausdrücklich gesagt war, daß man mir alle nötigen Daten geben sollte, erhielt ich doch auf meine Fragen nur ganz unbestimmte Antworten.

„Haben Sie keine Aufzeichnungen über den Umfang der Produktion in Ihren Gefängniswerkstätten?"

„Nein," hieß es, „das ist Sache des Unternehmers."

„Können Sie mir nicht sagen, zu welchen Preisen die und die Erzeugnisse der Arrestanten verkauft werden?"

„Genau kann ich es nicht sagen, wir kümmern uns nicht um diese Einzelheiten. Doch gelten wohl im allgemeinen die gewöhnlichen Preise. Wenn Arbeit da ist, wird ein hübscher Überschuß erzielt. Bei der gegenwärtigen wirtschaftlichen Krisis kommt leider nicht viel heraus."

Alle Antworten waren in diesem Sinne gehalten. Von anderer Seite hörte ich indessen, daß der Unternehmer, der mit den Pariser Gefängnissen arbeitet, so vorzügliche Geschäfte macht und die Fabrikate der Gefängnisse so billig verkauft, daß die gewöhnlichen Fabrikanten mit ihm bei weitem nicht konkurrieren können. Mehr als einmal haben sich die Arbeitersyndikate an

die Regierung mit einer Petition um Abschaffung der Gefängnisarbeit gewandt, die alle reguläre Produktion der freien Arbeit vollständig zu Grunde richte.

Die Einzelzellen, in welche die Gefangenen zur Nachtzeit eingesperrt werden, sind in der primitivsten Weise eingerichtet: nur ein Bett mit einem Strohsack und einer grauen Decke befindet sich in denselben, nichts weiter. Die Gefangenen bekommen weder Wasser (woher es kommt, daß sie alle so abschreckend schmutzig aussehen) noch Licht; es ist kein Abort vorhanden und, was einfach unglaublich klingt, auch keine Heizvorrichtung. Wenn man bedenkt, daß La Roquette ein altes und feuchtes Gefängnis ist, dann kann man sich leicht vorstellen, was für eine barbarische Kälte hier im Winter herrscht. Die Karzer des Gefängnisses sind wahrhaft scheußliche Löcher; buchstäblich steinerne Kisten, völlig dunkel, ohne jede Ventilation und nur mit einem Brett in der Wand als Möbel. Als ich das Gefängnis besuchte, war von sieben Karzerzellen nur eine einzige unbesetzt; man hielt gerade die Rädelsführer des letzten Aufruhrs im Karzer eingesperrt.

„Hier müssen die Leute einen ganzen Monat aushalten?“ fragte ich den Aufseher.

„Nein, nicht so lange“, antwortete er und begann von etwas anderem zu sprechen.

Aus dem Karzer gelangten wir durch einen langen Korridor in einen zweiten, kleineren Hof von quadratischer Form, in dessen Mitte ein verkümmerter Baum wächst. Unheimliche Todesstille herrschte in diesem Hofe. Als

wir eintraten, gingen drei Gestalten in demselben auf und ab. Es war ein Aufseher in Uniform, ein Mann in Civilkleidern, in dem ich einen Polizeiagenten vermutete, und ein junger, fast knabenhaft aussehender Gefangener in Gefängnisjacke und Gefängnismütze. Sein längliches, völlig bartloses Gesicht hatte einen unangenehmen, fahlen Teint, die langen Arme baumelten an den Hüften herab, und sein Hals erschien ungewöhnlich lang und kahl, als ob er kein Hemde anhätte. Als die Thür knarrte und wir auf der Schwelle erschienen, wandte er sich mit einer jähen Bewegung nach uns um, und seine weit aufgerissenen Augen blieben starr auf mir haften. Er schien jemand anders erwartet zu haben und drehte sich wieder um, indem er instinktiv eine Handbewegung nach seinem Halse machte. Die langen Arme schlenkernd und zeitweise stehen bleibend, ging er weiter, indem er das unterbrochene Gespräch mit seinen Begleitern wieder aufnahm. Die ganze Erscheinung des Burschen drückte zu gleicher Zeit Angst und Erwartung aus. Immer wieder fuhr er mit der Hand nach seinem Halse.

„Das ist ein zum Tode Verurteilter?" fragte ich.

„Nein," antwortete der Aufseher, indem er seine Schritte beschleunigte. „Das ist ein Arrestant, der von den übrigen abgesondert gehalten wird."

„Er scheint aber Angst zu haben, daß es ihm an den Kragen geht."

„Ja, etwas wacklig sitzt sein Kopf wohl auf den Schultern," entgegnete der Aufseher mit einem seltsamen Lächeln.

Später erklärte er mir, daß es in der That ein zum Tode Verurteilter gewesen sei, daß er jedoch es nicht sagen dürfe, da keine Privatperson die Helden der Guillotine zu Gesichte bekommen solle. Der Bursche war erst neunzehn Jahre alt und hatte es doch bereits fertig bekommen, in Gemeinschaft mit einem Freunde eine alte Frau abzuschlachten, die im Quartier de la Charonne ein Gasthaus betrieb. Beide waren zum Tode verurteilt worden, doch hofften sie auf Begnadigung und sprachen mit ihren Wärtern von nichts anderem.

„Und wo sind die Zellen der zum Tode Verurteilten?"

„Wir sind bereits vorübergegangen."

„Dann wollen wir doch zurückgehen, ich möchte sie gern sehen."

„Ich kann sie Ihnen nur leer zeigen."

„Ist mir auch recht."

Diese Zellen befinden sich gegenwärtig in der unteren Etage des Gebäudes. Sie unterscheiden sich von den übrigen Zellen nur dadurch, daß sie größer sind und nicht ein, sondern drei Betten enthalten. Bis zur Exekution oder bis zur Begnadigung leisten hier beständig ein Gefängnisaufseher und ein Agent der Geheimpolizei dem Gefangenen Gesellschaft. Sie haben ihn zu zerstreuen und ihm, wenn möglich, Geständnisse über seine That und seine Mitschuldigen zu entlocken.

In einer der oberen Zellen saß seiner Zeit der als Geisel eingesperrte Pariser Erzbischof Darbois, der dann von den Kommunarden in eben diesem Gefäng=

nisse zugleich mit dem Präsidenten des Kassationsgerichtes Bonjean, dem Pfarrer an der Magdalenenkirche Deguerry, den Jesuiten Ducoudray und Clarc und dem Regimentspfarrer Allard erschossen wurde. Der Platz, an dem die Genannten seitens der Komunarden erschossen wurden, ist mit einem Gitter umzäunt. Noch jetzt sieht man an der Mauer die Spuren der Kugeln.

Hinter der Kanzlei des Direktors befindet sich ein langer, schmaler und sehr hoher Raum, dessen ganze Einrichtung aus einem Tische und einem Sessel besteht. Das ist das Empfangszimmer. Sobald der zum Tode Verurteilte durch die kleine Thür, die man im Hintergrunde erblickt, diesen Raum betritt, ist er dem Henker von Paris verfallen. Gegenüber diesem Raume, am anderen Ende des Korridors, befindet sich das Büffet für die Arrestanten ...



Die Mäusefalle.

Auf dem Quai de l'Horloge, von beiden Seiten durch Reihen eintöniger, grauer Häusermassen eingeschlossen, erheben sich zwei runde Türme mit spitzen, kegelförmigen Dächern. Ein wenig weiter nach Norden erblickt man in derselben Fassade einen dritten Turm von derselben Gestalt wie die beiden andern. In

ihrer modernen Umgebung machen diese mittelalterlichen Gebäude einen eigentümlich düstern und geheimnisvollen Eindruck: wie etwa drei Rittergestalten aus der Zeit Ludwigs des Heiligen, die in nächtlicher Stunde ihre Gräber verlassen haben, um sich einmal das heutige Paris anzusehen, und dann plötzlich wegen ihrer unangebrachten Neugierde von dem Polizeisergeanten am Kragen genommen werden:

„Folgen Sie uns zur Wache! Wer sind Sie? Was für Schandthaten haben Sie begangen?“

Wenn diese Türme sprechen könnten, sie würden wahrlich von ganz unglaublichen Schandthaten und Greueln zu berichten haben, die selbst dem skeptischen Pariser unserer Tage die Haare in die Höhe sträuben würden. Die ganze blutige und tragödienreiche Geschichte Frankreichs verbirgt sich hinter den Mauern dieser Türme; jeder Stein ist hier von den Thränen und dem Blute vieler, vieler Tausende von Menschen benetzt . . .

Die kleine, eisenbeschlagene Thür ist fest verschlossen; vor ihr geht in gleichmäßigem Schritt ein Wachtposten der republikanischen Garde mit dem Gewehr über der Schulter auf und ab. Ein kleines Schild über der Thür verkündet uns, daß wir uns vor der Maison de Justice befinden. Auf unser Klopfen öffnet sich die Thür, und ein graubärtiger Gefängnisbeamter mustert uns mißtrauisch vom Scheitel bis zu den Zehen.

„Im Hofe rechts,“ sagt er, nachdem er meinen Passierschein angesehen hat.

In der gelben Mauer zur Rechten befindet sich eine graue Thür, über welcher in schwarzen Lettern die Aufschrift „Conciergerie“ steht. Kaum haben wir die Schwelle überschritten, als wir auch sogleich uns ins finsterste Mittelalter versetzt wähnen. Wir treten in einen endlos langen, düstren Korridor in gotischem Stil, dessen palmenartige Säulen sich in der Höhe zu spitzen Bogen vereinigen. Die schmalen Schießscharten der Türme lassen nur ein spärliches Licht in diesen feuchten und dumpfen Raum fallen. Im Hintergrunde zur Linken gähnt eine gewaltige Gitterthür, hinter welcher die Finsternis eines nur da und dort von zitternden Gasflammen spärlich erhellten Tunnels herrscht. Zur Rechten führt eine schmale Wendeltreppe irgend wohin in die Höhe; dicht vor der Thür befindet sich ein gelbes Schilderhaus für die Aufseher, und ein wenig seitwärts eine graue Thür mit eisernem Geflecht und einem großen Schlosse.

Während wir diesen seltsamen Ort, an dem es uns wie Grabeskühle anweht, näher in Augenschein nehmen, erscheint Herr Tixier, der Direktor des Gefängnisses, ein Mann von 45 Jahren, ganz grau, mit gerötetem Gesichte und grauen Augen. Er beginnt ohne weiteres uns mit den historischen Reminiscenzen bekannt zu machen, die mit der Conciergerie verknüpft sind. Er ist erst seit zwei Jahren Direktor dieses Gefängnisses und hat seinen Dienst mit 28 Jahren als einfacher Schließer beim Polizeidepot begonnen. Aber die Geschichte der „Mäusefalle“, souricière, wie der volks-

tümliche Name dieses Gefängnisses im achtzehnten Jahrhundert lautete, hat in so hohem Grade sein Interesse erregt, daß er sogleich am ersten Tage mit dem Studium derselben begann, wobei er sich des handschriftlichen Materials bediente, das in der Polizeipräfektur aufbewahrt wird.

Die Conciergerie war einstmals die Residenz der französischen Könige. Ludwig der Heilige hielt hier seinen Hof. Der Korridor, in dem wir uns befinden, war der Saal seiner Leibgardisten. Ein zweiter, hochgewölbter Saal, in den wir hineinblicken können, diente als Aufenthalt für die Hellebardiers. Später fanden in diesem Gebäude die Sitzungen des Parlaments statt. Die Wendeltreppe, die wir sehen, führt zu dem Thurm Bon-Boc, in dem die Richter der alten Zeit die Folterung der Gefangenen, die „question ordinaire et extraordinaire", vornehmen ließen. Eine enge, niedrige Thür, die in einen Keller hinabzuführen scheint, stellte einstmals die Verbindung mit dem Gerichtsgebäude her. Durch diese Thür schritt Marie Antoinette vor das Revolutionstribunal, und durch sie kehrte sie als zum Tode Verurteilte zurück.

Während wir uns über diese Dinge unterhielten, wandten wir uns der großen Gitterthür zu, die ich oben erwähnte. Hinter derselben, in dem dunklen, tunnelartigen Raume waren zur Zeit der Schreckensherrschaft ein halbes Tausend von Gefangenen eingesperrt. Ohne jede Rücksicht ließ man sie hier auf dem Boden herumliegen und in dem pestartigen Gestank

vor Durst, Hunger und Kälte umkommen, ohne sich im geringsten um sie zu kümmern. Am Ende dieses dunklen Korridors befindet sich eine kleine Thür von Eichenholz, die kaum bis zur halben Höhe eines erwachsenen Menschen reicht. Der Aufseher, der uns begleitete, öffnete sie und sagte in feierlichem Tone: „Bücken Sie sich! Diese Thür ward eigens für die Königin gemacht, die sich vor dem Tribunal nicht beugen wollte und auf diese Weise dazu gezwungen ward."

Das kleine Gemach, in dem die Witwe Capet eingesperrt war, mißt kaum sechs Schritte in die Länge und vier in die Breite; die Decke ist niedrig, die Wände starren von Schmutz. Wenn man ein Bett in dieses Zimmer stellt, dann kann man sich in demselben kaum umdrehen. Man sieht hier noch eine Reliquie aus der Zeit, da die Königin hier saß: einen kleinen, mit dunkelrotem Sammet überzogenen Sessel. An der Stelle der Thür, welche diese Zelle mit dem Zimmer der die Königin bewachenden „Bürger" verband, ward nach der Restauration ein Altar errichtet. Zwei plump ausgeführte Gemälde, von denen das eine die letzte Kommunion der Königin und das andere ihre Abholung durch die „phrygischen Mützen" darstellt, hängen an der Wand. Das anstoßende Zimmer ist nicht weniger berühmt. Hier hat Robespierre, nachdem er seinen erfolglosen Selbstmordversuch begonnen hatte, die letzte Nacht vor der Hinrichtung in seinem Blute verbracht. Beim Anblick dieses Zimmers kam mir unwillkürlich Puschkins bekanntes Gedicht: „A. Chenier" in den Sinn.

Das folgende Zimmer ist ein sehr großer, gewölbter Saal mit gotischen Fenstern. Es ist der Saal der Girondisten; hier feierten sie ihr Abschiedsbankett, von dem sie direkt auf das Schaffot geführt wurden. Der Tod hatte in jener Zeit für jedermann seinen Schrecken verloren. Wer in die Conciergerie geriet, der wußte, was ihn erwartete, und war nur auf eins bedacht: die letzten Stunden des Daseins so vergnügt wie möglich zu verleben. Hier herrschte während der ganzen Zeit der Schreckensherrschaft die tollste Lustigkeit. Die zum Tode Verurteilten tranken und sangen bis zum frühen Morgen, indem sie über ihre entsetzliche Lage witzelten. So citiert Dauballe in seiner „Geschichte der Gefängnisse“ u. s. w. ein Lied, das die Gefangenen damals mit Vorliebe sangen, und das mit folgenden Worten begann:

Quand ils m'auront guillotiné,
Je n'aurai plus besoin de nez.

Bisweilen öffnete sich mitten während des Gesanges die Thür, und der Gefängniswärter rief den Namen irgend eines der Schmausenden, um ihn zur Hinrichtung abzuführen. Der trank dann ohne weiteres sein Glas aus, schüttelte den Genossen die Hand und ging fort, als ob er aus einer fidelen Gesellschaft nach Hause eilte. Beaulieu, der wie durch ein Wunder vor dem Tode bewahrt wurde, erzählt in seinen Memoiren von einem jungen Manne Namens Gosné: „Als er an die Reihe kam, umarmte er uns alle liebevoll und sagte lachend: ‚Ihr habt mich in dieser Welt mit einem

guten Frühstück bewirtet — ich will Euch in der andern Welt ein eben solches Souper ausrichten.'"

Wir kehrten in den Korridor zurück und wandten uns rechts nach einem kleinen Lichthofe, nach dessen vier Wänden die Fenster der Gefängniszellen hinausgingen. Gegenwärtig sitzen in diesen Zellen die Kutscher, die wegen Übertretung der Polizeivorschriften verhaftet werden. An jede dieser Zellen knüpft sich die Erinnerung an irgend einen berühmten Mann. Da ist das Fenster des Dichters Chenier, dort jenes der Madame Roland, hier das Fenster Napoleons III., hinter dem er im Jahre 1836 nach dem mißlungenen Handstreich von Boulogne sein Urteil erwartete Rechts im Hintergrunde des Hofes, wo das Gitter sich befindet, hat das bekannte „Septembergemetzel" stattgefunden.

Gegenwärtig dient die Conciergerie den dem Assisengericht überwiesenen Angeklagten als vorläufiger Aufenthalt. Alle Verbrecher des Departements werden vor Beginn der gerichtlichen Verhandlung hierher gebracht. Sie bleiben so lange da, bis die dreitägige Berufungsfrist abgelaufen ist, die jedem Angeklagten nach der Urteilssprechung zusteht. Eine ganz besondere Wachsamkeit legt die Verwaltung des Gefängnisses an den Tag, um die Verurteilten an der Ausführung eines Selbstmordes zu verhindern. „Die meisten Verbrecher," sagte der Direktor zu mir, „hegen die Hoffnung, daß sie entweder vollkommen freigesprochen werden oder doch mit einer unbedeutenden Strafe davonkommen. Es ereignet sich nun, daß ein Angeklagter, der bestimmt auf seine

Freisprechung gerechnet hat, als zum Tode Verurteilter in die Zelle zurückkehrt. Man kann sich vorstellen, in welcher Erregung ein solcher Arrestant sich beim Verlassen des Gerichtssaales befindet. In diesem Zustande ist er fähig, sich aufzuhängen, wenn er nicht aufs Sorgfältigste bewacht wird. Namentlich an den Südfranzosen macht man häufig diese Erfahrung. Man setzt daher die Verurteilten gewöhnlich in eine Doppelzelle; die zum Tode Verurteilten werden in die Zwangsjacke gesteckt, an den Füßen gefesselt und in eine „dreischläfrige“ Zelle geführt.

Diese Zellen sind sehr sauber gehalten und mittelst einer Dampfmaschine gut ventiliert. In dieser Hinsicht sind die Arrestanten besser dran, als ihre Aufseher. Die letzteren müssen nicht selten 36 Stunden hinter einander in dem feuchten und kalten Korridor auf ihrem Posten bleiben. Auf das ganze Gebäude, das 76 Zellen mit häufig bis zu 150 Gefangenen enthält, kommen nicht mehr als 9 Aufseher. Der Dienst dieser unglücklichen Beamten ist härter als Zwangsarbeit, und ihr Gehalt beträgt nur 120 Francs monatlich, d. h. weniger, als das Einkommen des ärmsten Arbeiters. Dieses Geld reicht kaum aus, um den Lebensunterhalt eines einzigen Menschen zu bestreiten, jedenfalls ist es ungenügend zur Erhaltung einer Familie. Nach dreißigjährigem tadellosen Dienste erhält der Gefängnisaufseher, sofern er das sechzigste Jahr bereits überschritten hat, eine Pension von 800 Francs. Das ist natürlich eine sehr erfreuliche Aussicht, leider aber erreichen von hundert

kaum zehn die Erfüllung dieses Glückstraumes; sie sterben lange vorher an der Schwindsucht oder an anderen Krankheiten.

Herr Tixier erzählte mir viele interessante Dinge aus seiner Gefängnispraxis. Im Laufe seiner langjährigen Dienstzeit hatte er Gelegenheit, die größten Bösewichte und Gauner Frankreichs und des Auslandes kennen zu lernen. Ich will nur eine der Episoden, die er mir mitteilte, zum besten geben.

Als Herr Tixier Direktor des Präfekturdepots war, führte man ihm eines Tages eine vornehm gekleidete Dame vor, die in den „Grands Magasins du Louvre" beim Diebstahl teurer Spitzen abgefaßt worden war. Bei ihrer Durchsuchung fand die Magazinsverwaltung in ihrer Tasche über 600 Rubel in Papiergeld. Wie es in diesem Kaufhause üblich ist, ward der Diebin von seiten des Magazindirektors der Vorschlag gemacht, den vierfachen Betrag des Wertes der gestohlenen Spitzen der Assistance publique zu überweisen. Die Liebhaberin der gestohlenen Spitzen war nicht imstande, die Summe sogleich zu erlegen, und weigerte sich hartnäckig, ihren Namen und ihre Adresse anzugeben. Man übergab sie nun einem Polizeikommissar, der sie in das Depot der Präfektur abführte. Hier ließ die Spitzbübin um zwölf Uhr nachts Herrn Tixier zu sich rufen und wandte sich an ihn mit folgenden Worten:

„Sie werden leicht begreifen, mein Herr, weshalb ich der Polizei meinen Namen nicht genannt habe. Ich habe keinen Grund, denselben auch Ihnen zu ver-

schweigen, da ich weiß, daß Sie amtlich zur Diskretion verpflichtet sind. Ich bin eine Russin und heiße N. N."

Die Diebin nannte einen in Rußland sehr bekannten Namen. Unverzüglich begab sich der Direktor zum Präfekten (Herr Camescasse bekleidete damals dieses Amt), ließ ihn wecken und berichtete ihm den Vorfall.

„Lassen Sie sie sofort frei," ordnete Herr Camescasse an.

„Aber sie ist mir mit einem Protokoll des Polizeikommissars eingeliefert."

„Dann zerreißen Sie dieses Protokoll!"

Die Anordnung des Präfekten ward prompt erfüllt. Herr Tixier hat den Namen der Diebin niemandem verraten, merkwürdigerweise jedoch ward die Affäre überall bekannt, und ganz Paris kennt den Namen der Heldin.



Eine Hinrichtung.

An der Ecke der Rue de Chateaudun und des Faubourg Montmartre befindet sich das jedem Pariser Literaten bekannte Café Poussé. Allnächtlich nach zwölf Uhr, wenn die Morgennummern der Zeitungen fertiggestellt sind und das Publikum aus den Theatern strömt, ist das Café Poussé von Journalisten, Literaten und Künstlern angefüllt, die hier bis gegen zwei Uhr nachts zu verweilen pflegen.

Ich saß eines Tages in der Gesellschaft mehrerer Kollegen auf der Terrasse dieses Cafés, als der Mitarbeiter einer großen Pariser Zeitung mir im Vorübergehen zuflüsterte:

„Heut wird Matelin hingerichtet.“

Diese Nachricht brachte bei allen ein gewisses Erstaunen und bei einigen sogar Entrüstung hervor. Nicht, daß meine Herren Kollegen mit dem zum Tode Verurteilten Mitleid gehabt hätten: die Franzosen kennen jenes Gefühl des Erbarmens mit dem Verbrecher nicht, das sich bei uns in Rußland in der volkstümlichen Bezeichnung „die Unglücklichen“ ausdrückt, die man auf die Delinquenten anwendet. Die französische Gesellschaft tritt in allen ihren Schichten ohne Unterschied der Partei und des religiösen Bekenntnisses offen und unbedingt für die Todesstrafe ein. Man ersieht dies unter anderem aus der Thatsache, daß die Republikaner, die, so lange sie in der Opposition waren, im Namen der Humanität die Abschaffung jener Strafe verlangten, gleichwohl nach Erlangung der Macht dieselbe beibehalten haben. Einer der häufigsten Vorwürfe, die man Herrn Grévy seinerzeit gemacht hat, bestand darin, daß man ihn wegen der allzu häufigen Begnadigung zum Tode verurteilter Verbrecher tadelte. Das Erstaunen und der Unwille, dem meine Kollegen bei der Nachricht von Matelins bevorstehender Hinrichtung Ausdruck gaben, erklärt sich einfach daraus, daß der Verurteilte, wie gerüchtweise verlautete, sich im letzten Stadium der Schwindsucht befand.

„Man wird ihn am Ende auf den Armen zur Guillotine tragen! Wie abscheulich!“

„Beruhigen Sie sich,“ versetzte der Journalist, der die Nachricht mitgebracht hatte. „Matelin ist als Simulant entlarvt. Der Arzt, der ihn im Auftrage des Präsidenten untersucht hat, bestreitet, daß sein Zustand gefährlich sei. Der Kerl verdient sein Schicksal; man hat weit weniger Schuldige guillotiniert, und nun sollte dieser Hallunke entschlüpfen!“

Das Pariser Publikum, das sonst die Chronik der Verbrechen so leidenschaftlich verfolgt, wußte eigentlich gar nicht, was Matelin verbrochen hatte. Sein Prozeß war ganz unbemerkt vorübergegangen. Matelin, seines Zeichens Erdarbeiter, war mit einem alten Manne bekannt, der als Aufseher bei der Pariser Straßenreinigung angestellt war. Der Dienst dieses Alten war sehr anstrengend, da er in die Nachtstunden fiel. Der arme Alte beklagte sich häufig bei Matelin über denselben, er fühlte sich seinen Pflichten nicht mehr gewachsen und drückte den Wunsch aus, irgendwo in der Provinz eine leichtere Stelle als Schloßwächter oder Gärtner zu erhalten.

„Ich hätte etwas Besseres für Sie,“ sagte ihm eines Tages Matelin. „Die Stelle bringt 150 Francs monatlich und ist leicht auszufüllen. Es ist ein Wächterposten in einem Schlosse, dessen Besitzer jedoch anderwärts wohnt. Sie müßten aber 500 Francs Kaution stellen.“

Voll Freude nahm der Alte den Vorschlag an. Er

besaß ein paar Hundert Francs, die er sich groschenweise zusammengespart hatte, und konnte somit die verlangte Kaution bezahlen. Seine Frau wollte jedoch von dem Vorschlage Matelins nichts wissen, der ihr schon durch seine äußere Erscheinung höchst unsympathisch war. Sie wollte das Geld um keinen Preis herausgeben. Als sie indessen eines Tages von Hause abwesend war, nahm der Alte das Geld und machte sich mit seinem Freunde auf den Weg.

Sie legten zuerst eine Strecke auf der Eisenbahn zurück und hatten dann noch ein paar Kilometer zu Fuß durch den Wald zu gehen. Hier überfiel nun Matelin seinen Freund, erwürgte ihn, nahm ihm das Geld ab und hing ihn an einen Baum. Am nächsten Tage fand man den Leichnam des Alten, und da keine Legitimation bei ihm gefunden wurde und der Tod immerhin auf einen Selbstmord zurückgeführt werden konnte, so begrub man ihn ohne weitere Formalitäten als „Unbekannten“.

Matelins Verbrechen wäre in der That verborgen geblieben, wenn nicht die Witwe des Ermordeten mit ganz ungewöhnlicher Hartnäckigkeit und bewundernswerter Energie die Sache in die Hand genommen hätte. Mit dem Scharfsinn eines gewiegten Kriminalisten ging sie der Spur des Verbrechens nach und brachte alle Instanzen in Bewegung, bis schließlich nach Verlauf eines Jahres der Mörder verhaftet werden konnte.

Jetzt sollte Matelin für seine Unthat Sühne leisten.

Es war drei Uhr nachts, als ich in Gesellschaft einiger Journalisten und meines Freundes Rodolphe Darzens, eines jungen Dichters, der in Moskau geboren und erzogen worden ist, das Café verließ. Es war eine laue, sternhelle Nacht. Das dürre Kastanienlaub raschelte unter dem leisen Hauch des Windes auf dem Pflaster. Die Straße war menschenleer, das Geräusch unserer Schritte klang hell von den Steinplatten des Trottoirs wieder.

Als wir dem Quartier La Roquette näher kamen, begegneten uns vereinzelte Fiaker. Es waren die Journalisten, die nach der Stätte der Hinrichtung fuhren. Bereits seit mehreren Jahren wird das Publikum zu den Exekutionen nicht mehr zugelassen, Tag und Stunde derselben wird ihm verheimlicht. Die Journalisten indessen werden jedesmal unter der Hand durch die Polizei benachrichtigt, und es erscheint ihrer gewöhnlich eine ganze Anzahl am Platze.

Die Straßen, die nach dem Platz La Roquette führten, waren durch hölzerne Barrieren abgesperrt, vor denen zahlreiche Polizisten unter dem Kommando eines Polizeioffiziers versammelt waren. Auf dem Trottoir saßen und standen bereits ein paar Dutzend Strolche in blauen Leinwandkitteln und hohen Ballonmützen. Sie konnten nichts sehen noch hören, da die Entfernung bis zum Platze ziemlich weit war; gleichwohl harrten sie standhaft die ganze Nacht hindurch aus und bildeten gegen Morgen bereits eine recht ansehnliche Menge.

Wir durchschritten die Reihen der Polizisten, zeigten unsere Journalistenkarten vor, bogen um die Ecke und standen auf der Richtstätte. Dieselbe stellt einen runden Platz zwischen den beiden gegenüberliegenden Gefängnissen, der großen und der kleinen La Roquette, dar. Die gewaltigen eisernen Portale dieser düstern Gebäude bilden je einen Halbkreis, und zwischen ihnen zieht sich zur Rechten und Linken die Straße La Roquette hin, die mit hohen Kastanien bepflanzt ist. Zu beiden Seiten der Auffahrt zur großen La Roquette und senkrecht zu derselben waren gleichfalls hölzerne Barrieren angebracht, hinter denen etwa anderthalb Hundert Menschen, die zu der Hinrichtung zugelassen waren, sich aufgestellt hatten. Die Barrieren sind so nahe an der Guillotine, daß, wenn das Richtbeil herabsaust, das Blut des Hingerichteten die neugierigen Zuschauer bespritzt.

Beim Lichte etlicher Laternen schimmerten vor uns im Hintergrunde des Platzes die Helme der republikanischen Gardereiter. Durch die offenstehende kleine Pforte des mächtigen Gefängnisthores sah man einen gelben Lichtstreifen, der auf das Pflaster fiel. Die Zuschauer, die fast alle unter einander bekannt zu sein schienen, plauderten gemütlich; ab und zu hörte man sie über eine Anekdote lachen, die irgend jemand zum besten gab; die neu Ankommenden wurden mit geräuschvollen Scherzen begrüßt, und Bekannte riefen sich über die Barriere hinweg an. Die Polizeioffiziere schüttelten den mit ihnen bekannten Journalisten die Hand und erkundigten sich nach ihrem Befinden.

Da ertönte plötzlich das gleichmäßige Stampfen zahlreicher Pferdehufe, die im Takt auf das Pflaster aufschlugen: Gendarmen erschienen auf dem Platze und stellten sich im Halbkreise gegenüber dem Thor des Gefängnisses auf. Bald darauf hörte man aus der Ferne das schwere Rollen langsam daherfahrender Karren. Die Gendarmen rissen ihre Pferde zurück und bildeten auf diese Weise einen leeren Raum. Wir erblickten nun zwei große grüne Karren, die mit Schimmeln bespannt waren.

Die Gefängnisuhr verkündete eben die vierte Stunde. Die Zuschauer gerieten in Bewegung, und alle Blicke richteten sich nach jenen Fuhrwerken, die an die Jahrmarktswagen wandernder Komödianten erinnerten. Aus dem vorderen Wagen sprang ein lebhafter alter Herr in schwarzem Cylinder, weitem dunklen Paletot und weißseidenem Cachenez. Auf seinen Regenschirm gestützt, humpelte er mit seinen krummen Pfropfenzieherbeinen auf einen der Polizeioffiziere zu. Er zeigte nach uns mit der Hand und redete eifrig auf den Offizier ein. Es war Herr Deibler, der Henker von Paris, den wir vor uns hatten.

Er stand nur zwei Schritte von mir entfernt, und ich konnte ihn genauer betrachten. Er ist ein Mann von etwa sechzig Jahren, mit rotem, rings von einem grauen kurzgehaltenen Barte umrahmtem Gesichte; der Schnurrbart ist rasiert. Seine dichten, buschigen Augenbrauen hängen tief über die kleinen, bebrillten Augen herab. Die Unterlippe tritt stark hervor. Es ist nichts

Auffallendes in seinem Äußern, nichts, das auf sein Handwerk schließen ließe. Man sieht einfach einen schlichten alten Bourgeois, einen geschäftigen, vielleicht ein wenig brummigen Großpapa. Herr Deibler ist in der That bereits Großvater: seine Tochter ist mit einem schwarzäugigen und schwarzhaarigen Burschen, einem seiner vier Gehilfen, verheiratet, der vermutlich einmal das schätzenswerte Amt des Schwiegervaters samt den zugehörigen 4000 Francs Gehalt erben wird.

Herr Deibler führt das Leben eines kleinen Rentiers, wohnt in der dritten Etage eines Hauses in der Nähe von La Roquette, spielt leidenschaftlich gern die Geige und haßt die Journalisten. Er hat die Tochter seines Vorgängers Hendrich geheiratet, dessen Gestalt in Turgenjews Skizze: „Die Hinrichtung Tropmanns“ so meisterhaft geschildert ist.

Die beiden Wagen machten uns gegenüber dicht am Trottoir Halt. Ein paar Arbeiter in blauen Blousen (die Gehilfen des Henkers) legten den Pferden Decken über, banden ihnen die Hafersäcke vor und öffneten den Schlag des einen Wagens. Sie holten zuerst zwei Eimer heraus, die sie neben unsere Barriere stellten, dann ein paar Blöcke, ein paar Bretter und Brettchen, zwei Säulen und zwei Kästen. Darauf zündeten sie eine Blendlaterne an, deren zitterndes Licht auf das Pflaster fiel.

„Was wollte er denn von Ihnen?“ fragte ich einen der Polizeioffiziere, der an mich herantrat.

„Es paßt ihm nicht, daß die Barrieren so nahe

an der Guillotine sind,“ meinte er achselzuckend, „er habe es nicht gern, meinte er, daß das Publikum ihn anstarrt.“

Ein paar Schritte weit von meinem Standort wurden inzwischen zwei schwere eiserne Stangen von dunkelroter Farbe kreuzweise über einander gelegt. Deibler nahm eine Setzwage aus der Tasche und legte sie mehrmals an, um sich zu überzeugen, daß sie vollkommen horizontal lagen. Alsdann wurden am Rande der Querstange in eigens zu diesem Zweck eingebohrten Löchern ziemlich nahe neben einander zwei dünne eichene Säulen von etwa drei Fuß Höhe eingesetzt. Alles das ging ziemlich schnell vor sich. Mehr Zeit erforderte die Anordnung des Querbalkens, welcher die Rolle für die Seile trägt, an denen das Fallbeil auf und nieder gleitet. Endlich aber ist auch das vollbracht. Zum Schluß wird noch die etwa 60 Kilo schwere Eisenplatte herangeschleppt und befestigt, an der das Beil selbst festgeschraubt wird. Die ganze Aufstellung nimmt etwa eine Stunde in Anspruch.

Es schlug fünf Uhr, als Deibler, der inzwischen geschäftig hin und her gehumpelt war und seine Anordnungen getroffen hatte, das Beil auf seine Wirksamkeit prüfte. Er drückte auf eine Feder, die Rolle setzte sich in Bewegung, und das Beil sauste mit wachsender Geschwindigkeit unter dumpfem, schwerem Aufschlagen herab.

Nachdem er sich mehrmals überzeugt hat, daß die Schneide in Ordnung ist, nimmt er eine zweite Probe

vor. Die Guillotine steht, wie wir gesehen haben, auf der bloßen Erde und hat weder ein Gerüst noch Stufen. Dafür hat sie jedoch zwei „Arme", die an der Vorderseite in horizontaler Richtung zu den senkrechten Säulen eingefügt sind. Zwischen diesen Armen ist an einem Charnier ein rotes Brett in einer Höhe von etwa anderthalb Metern befestigt. Sobald man auf diese Platte drückt, fällt sie auf die erwähnten Arme und gleitet auf ihnen vorwärts, nach dem „Halbmond" zu, der sich unter dem Beile befindet.

Es fehlt nicht mehr viel an sechs Uhr; der Himmel beginnt zu erblassen, es wird feucht und kühl. Das Beil der Guillotine funkelt unheimlich, und die Helme und Waffen der republikanischen Garden und der Gendarmen, die unbeweglich auf ihren gleichsam in den Boden eingerammten Pferden sitzen, glänzen im Dämmerlicht. Das Plaudern und Lachen ist verstummt, das Publikum beginnt sich für Matelin zu interessieren: ob er schläft oder nicht, und wie er sterben wird, ob ebenso ruhig, wie er sich vor Gericht benommen, oder ob ihn im letzten Augenblick seine Kaltblütigkeit verlassen wird.

Zwischen den Barrieren beginnt eine lebhafte Bewegung; die Gefängnisaufseher eilen hin und her; ein paar schwarzgekleidete Leute flüstern leise — es sind die Gehilfen des Scharfrichters, die ihre Blousen abgeworfen und schwarze Röcke angezogen haben. Der Polizeikommissar mit seinem Sekretär, der Staatsanwalt, der Agent, welcher Matelin verhaftet hat, endlich der Chef der städtischen Polizei und zahlreiche andere offizielle

Persönlichkeiten erscheinen auf der Bildfläche. Der gelbe Lichtstreifen im Thor ist verschwunden, die kleine Pforte wird verschlossen.

Ich erinnere mich nicht mehr, wie viel Zeit nun verfloß. Ich weiß nur, daß es plötzlich ungewöhnlich hell ward und der von leichten Nebelschleiern verhüllte Himmel sich purpurrot färbte. Die blauen Uniformen mit den blutigroten Epauletts, die weißen Achselbänder der Gendarmen und die blitzenden Helme, die ich zwischen den dünnen Säulen der Guillotine hindurchsehen konnte, hoben sich scharf von dem hellen Hintergrunde ab. Plötzlich klirrten die Säbel, die gewaltige eiserne Thür knarrte in ihren Angeln und öffnete sich, um eine sonderbare Gruppe vor unsern Augen erscheinen zu lassen. Zuerst kam mit geschäftiger Miene „Großpapa“ Deibler herangehinkt, und hinter ihm folgte, mit kleinen Schritten daherhüpfend, eine unheimliche, Schrecken einflößende Erscheinung. Ganz kurz geschoren und rasiert, mit auf dem Rücken gebundenen Armen und gefesselten Beinen, ragte diese Erscheinung trotz der gebückten Haltung über alle andern empor. Es war Matelin, der Delinquent. Sein Gesicht war zu einem blöden Lächeln verzerrt; seine kleinen Augen blieben einen Augenlick auf mir haften und glitten dann über die Guillotine hin. Dann schritt er in derselben hüpfenden Gangart weiter, wobei ein Priester und einer der Gehilfen des Henkers ihn stützten. Der Hals war bis unterhalb des Schlüsselbeins entblößt, die Haut hatte eine gelbe Farbe. Er trat an die

Guillotine heran, küßte rasch das ihm hingehaltene goldene Kruzifix und trat neben das rote Brett an der Guillotine. Dann ward er plötzlich vorwärts gestoßen; er stürzte nieder und wurde zugleich mit dem Brett nach dem Halbmond vorgeschoben. In diesem Augenblick flog das schwere Fallbeil herab und schnitt wie in dicken, zähen Kot hinein. Gleichzeitig vernahm man ein dumpfes, hölzernes Aufschlagen: es war der Kopf Matelins, der in den darunter gestellten Kasten fiel. Ein widerlich süßlicher Geruch verbreitete sich über den Richtplatz. Nicht ein Tropfen Blut war auf dem Pflaster zu sehen, selbst in dem Kasten war, wie man mir später sagte, nicht mehr als ein halber Liter Blut.



Die „Sittenpolizei“ in Frankreich.

Seit längerer Zeit bereits hat man in Frankreich die eigentümliche Thatsache beobachtet, daß die Zahl der Heiraten von Jahr zu Jahr mit auffallender Hartnäckigkeit und Regelmäßigkeit abnimmt. So betrug die Zahl der Heiraten im Jahre 1872 noch 352754, im folgenden Jahre aber nur noch 321238; so ging sie, beständig fallend, im Jahre 1875 auf 300427, 1876 auf 291393 und 1877 auf 278094 herunter.

Einige Beobachter, denen diese merkwürdige Thatsache aufgefallen ist, haben dieselbe durch den Einfluß der allgemeinen europäischen Krisen zu erklären gesucht. Zur Unterstützung ihrer Ansicht haben sie auf das

Beispiel Englands, Deutschlands und des cisleithanischen Österreich hingewiesen, wo die Zahl der Eheschließungen nach dem Jahre 1873, in dem die Krisis begann, gleichfalls in bemerkenswerter Weise herabging. Die europäische Krisis ist jedoch in Frankreich eigentlich nur im Jahre 1876 in auffallender Weise zu Tage getreten, während die von uns erwähnte Erscheinung bereits viel früher, noch vor dem Kriege, beobachtet worden ist.*) Außerdem findet in Deutschland, England und Österreich beständig eine starke Auswanderung junger Leute in heiratsfähigem Alter statt, während in Frankreich die Auswanderung fast gleich Null ist.

Es leuchtet somit ein, daß die wirtschaftliche Krisis als Erklärungsgrund für jene Erscheinung nicht genügt. Wie wenig diese Erklärung zutrifft, springt ganz besonders in die Augen, wenn man in Betracht zieht, daß das Lebensniveau des französischen Volkes im allgemeinen und der Arbeiterklasse im besondern während der letzten 25 Jahre nicht nur nicht gesunken, sondern vielmehr in bemerkenswerter Weise gestiegen ist. Der französische Arbeiter ist zwar noch recht weit vom Wohlstande entfernt, doch ist er jedenfalls heutzutage besser gestellt als vor 25 Jahren. Er verdient mehr und spart auch mehr. Der französische Arbeiter ißt nirgends im ganzen Lande Schwarzbrot. Das Brot, das er genießt, ist aus Weizenmehl bereitet und von vorzüglicher Qualität. Die Verdrängung des Roggen=

*) Legoyt, „Le suicide ancien et moderne“, Paris 1881, S. 175 u. 313.

brotes durch das Weizenbrot hat sich gerade während der letzten 50 Jahre vollzogen. Der französische Arbeiter verläßt niemals die Heimat, um sich ein besseres Leben zu verschaffen, während seine Nachbarn, die Italiener, Spanier, Belgier und Deutschen in großen Massen auswandern, und zwar mit Vorliebe auch nach Frankreich, weil sie finden, daß gerade Frankreich ein Land ist, in dem es sich besser lebt. Der französische Arbeiter kann in der That mehr sparen, als seine Genossen in den übrigen Ländern Europas.

Hier tritt uns indessen eine interessante Thatsache entgegen. Während der junge Franzose sich mehr und mehr daran gewöhnt, zu sparen und Kapital anzusammeln, bemächtigt sich seiner gleichzeitig eine immer größere Scheu vor der Ehe. Diese Wechselbeziehung tritt in der That ganz klar zu Tage. Und wenn der Franzose schon einmal heiratet, dann hat er einen wahren Schrecken vor den Folgen des Heiratens, den Kindern. Der Wunsch, keine Kinder zu haben, ist in Frankreich, und zwar gerade in den sparenden Klassen so verbreitet, und die Mittel, die diesem Zweck dienen, werden so allgemein benutzt, daß eine stetig fortschreitende Verminderung des Bevölkerungszuwachses das notwendige Resultat ist. „Wenn das in demselben Verhältnis so fortgeht,“ sagt Bertillon in einem Buche, das er speziell dieser Frage gewidmet hat, „dann wird nach hundert Jahren in Frankreich kein einziger Franzose mehr übrig sein.“

In der Erklärung der Ursachen dieser Erscheinung

stimmen alle ernsthaften Beobachter vollkommen überein. So sagt Paul Leroy-Beaulieu über diesen Punkt: „Als Hauptursache des Stillstandes unserer Bevölkerung muß man die Gewinnsucht der Bourgeoisie ansehen, die sich in ihrer sozialen Lage zu behaupten oder durch Sparsamkeit und Arbeit reich zu werden sucht.“

Leroy drückt sich in seiner Studie „L'infecondité en France“ noch weit schärfer aus. „Die Neigung zum Wohlleben,“ sagt er, „die eine fast unvermeidliche Folge des Fortschritts der Civilisation ist, die Angst, den Reichtum zu verlieren, nachdem man ihn erst erreicht hat, trägt in gleich starker Weise zu der geringen Fruchtbarkeit unseres Volkes bei. In dieser tollen Jagd nach dem Reichtum und den materiellen Genüssen, die er gewährt, würde eine große Familie ein Hemmnis bilden, das die Bewegungsfähigkeit und die Aussicht, den Konkurrenten zu schlagen, wesentlich verringert. In der Überzeugung, daß bei dem gegenwärtigen Zustande unserer Gesellschaft, trotz unserer demokratischen Sitten, der Reichtum der sicherste Weg zu einer geachteten Stellung und eine feste Grundlage der Macht ist, träumt die Bourgeoisie von reichen Heiraten für ihre Söhne, von der Aussicht auf eine zukünftige Vereinigung zweier großen Vermögen in einer einzigen Hand. Auch die Kinder teilen die Sorgen der Eltern und lernen frühzeitig diesen wichtigsten Akt im Leben als eine glückliche Spekulation betrachten. Daher die späten Heiraten u. s. w.“

Diese Tendenz, die dem innersten Wesen der

Bourgeoisie entspricht, hat bewirkt, daß es eine ganze Armee von jungen Leuten giebt, die weder die Möglichkeit, noch den Wunsch haben, vor dem 30. bis 35. Lebensjahre eine Ehe einzugehen. Ihr ganzes Streben ist darauf gerichtet, sich eine gesellschaftliche Position zu schaffen. Da sie aber bei alledem nicht aufhören, junge Leute zu bleiben, so ist ein geradezu verhängnisvolles Anwachsen der Prostitution die natürliche Folge jener ehefeindlichen Tendenz.

Das ist die *eine* Seite der Medaille. Bei den ärmeren Klassen der Bevölkerung dagegen kann man gerade die entgegengesetzte Beobachtung machen: während in den Kreisen der großen und kleinen Bourgeoisie nur sehr wenig oder gar keine Kinder vorhanden sind, hat die nicht sparende Klasse ihrer um so mehr. „Die Fruchtbarkeit, die wenigstens noch in unserer Arbeiterbevölkerung eine letzte Zuflucht gefunden hat,“ sagt Paul Leroy-Beaulieu, „hält den mittleren Bevölkerungszuwachs in Frankreich noch einigermaßen aufrecht.“ Wenn man jedoch von den Arbeitern und ländlichen Tagelöhnern absieht, dann kommen auf eine Familie noch nicht zwei Kinder. Jules Simon erzählt in seinem Werke „Die Arbeiterin in Frankreich“, daß viele Frauen in den Fabriken von Rouen auf die Frage, wie viel Kinder sie hätten, zur Antwort geben: fünfzehn, achtzehn und selbst zwanzig!

Da der französische Arbeiter nicht imstande ist, eine so zahlreiche Familie zu ernähren — verdient er doch nur 4 bis 5 Francs täglich — so ist er gezwungen, seine

Kinder schon frühzeitig in die Fabriken und Werkstätten zu schicken, oder sie einfach den Launen des Schicksals zu überlassen. Ich möchte bezweifeln, ob es noch ein zweites Land in Europa giebt, das so viele verlassene Kinder aufzuweisen hat, wie gerade Frankreich. Die Statistik zählt sie nach Hunderttausenden.

Im einen wie im andern Falle werden die Kinder ein Opfer des Lasters und Verbrechens. Die Knaben treten in die Reihen der sogenannten Verbrecherklasse, die hauptsächlich aus Kindern und halbwüchsigen Burschen besteht, während die Mädchen nicht selten schon mit zehn bis zwölf Jahren zur großen Armee der Prostitution übergehen.

Im besten Falle bleibt das Mädchen bis zum fünfzehnten, sechzehnten Jahre zu Hause, dann aber heißt es ans Heiraten denken. Ohne Mitgift wird sie niemand nehmen, und sie will auch gar nicht ohne Mitgift geheiratet sein. Ein Mädchen, das nicht wenigstens einen Glasschrank und eine Bettstelle besitzt, kann überhaupt nicht daran denken, zu heiraten. So strebt denn die junge Französin nach der großen Stadt, nach Paris. Hierher locken sie von Kindheit an die berückenden Schilderungen des Reichtums, der großstädtischen Genüsse und des leichten, lohnenden Verdienstes. Das Beispiel der einen oder andern Landsmännin, die in Paris ihr Glück gemacht hat, scheint diese Schilderung zu bestätigen. Das Einfachste ist es dann, in einen Dienst zu treten. Die Zahl der Dienstboten aus der Provinz beträgt in den großen Städten Frankreichs gegen andert-

halb Millionen. Aber der französische Bourgeois ist recht anspruchsvoll, und der Lohn ist nicht besonders groß: höchstens 25—30 Francs für den Monat. Das Angebot und die Konkurrenz von seiten der Mädchen ist überdies so groß, daß sich nicht immer eine Stelle findet.

Wer jederzeit auf eine gute Stelle rechnen kann, das ist die Amme. Sie führt im Hause des Bourgeois ein wahres Feiertagsleben. Ihr Lohn beträgt 70—80 Francs monatlich, die Geschenke ungerechnet. Die Arbeit ist äußerst gering — den ganzen Tag wird „spazieren gegangen", das ist alles. Diese Aussicht ist so verführerisch, daß selten ein Bauernmädchen ihr widersteht. Ohne lange nachzudenken, giebt sie sich dem ersten besten Burschen hin, und wenn sie dann geboren hat, so eilt sie mit ihrem Kapital nach Paris oder in eine andere große Stadt. Die Ammenbureaux haben ihre besonderen Agentinnen, die sogenannten „meneuses", die beständig unterwegs sind und die Dörfer Frankreichs nach schwangeren Mädchen absuchen, ja häufig sogar sie bereden, sich verführen zu lassen, indem sie ihnen ihr künftiges Glück in den glänzendsten Farben schildern. In Paris kommen — merkwürdigerweise zumeist im Winter — bisweilen ganze Waggons an, die mit Landammen, größtenteils jungen Mädchen, vollgepfropft sind.

Die vom Glücke weniger Begünstigten, denen es nicht gelingt, als Amme oder Hausmädchen anzukommen, gehen in die Fabriken, Werkstätten und Geschäfte. Hier verdienen sie $1^1/_2$, 2, höchstens 3 Francs täglich. Da

sie sich in einer großen Stadt für dieses Geld nicht einmal ordentlich sattessen können, so bleibt ihnen nichts weiter übrig, als „aufs Trottoir zu gehen.“

Auf diese Weise wird der Zuzug der weiblichen Bevölkerung nach den Städten beständig in Fluß gehalten. Wie schlecht diese Mädchen es auch in der Stadt haben mögen, so ist es nach ihrer Meinung doch immer noch besser wie auf dem Dorfe. Einen Beweis dafür scheint u. a. die Thatsache zu liefern, daß, im Gegensatz zu allen andern Ländern Europas, in Frankreich der Frauenselbstmord auf dem Lande häufiger ist, als in den Städten.

Man kann sich nach alledem nicht wundern, wenn in Frankreich die Prostitution in ganz erschreckendem Maße entwickelt ist. In Paris allein zählt man nach den Aufstellungen Lecours, des früheren Direktors der Pariser Sittenpolizei, nicht weniger als 60,000 weibliche Personen, die ihren Körper feilbieten. In anderen Städten ist nach den Berechnungen der Polizei das Verhältnis annähernd dasselbe; genauere Zahlen sind nicht bekannt, teils darum, weil dieser Gegenstand noch keinen methodischen Bearbeiter gefunden hat, teils, weil dank den auf diesem Gebiete bestehenden Vorschriften genauere Daten einfach nicht zu erlangen sind. Nur in dem einen Punkte sind alle Beurteiler einig, daß die Prostitution in Frankreich von Jahr zu Jahr wächst und sich ausbreitet, indem sie Laster und Ansteckung in alle Schichten der Gesellschaft hineinträgt.

Man sollte erwarten, daß die französische Gesetz-

gebung des neunzehnten Jahrhunderts dieser unheimlichen Erscheinung ihre Aufmerksamkeit schenken und irgend welche Maßnahmen zur Bekämpfung derselben treffen würde. Es geschieht jedoch nicht das Geringste in dieser Hinsicht. Die französischen Gesetzgeber ignorieren und umgehen die Frage mit unbegreiflicher Hartnäckigkeit, und die Gesellschaft betrachtet die Prostitution nach wie vor als eine „unvermeidliche, ja sogar nützliche" Erscheinung. Die Franzosen sind mit Lecky immer noch der Meinung, daß „die Prostituierte die beste Beschützerin der Tugend ist, und daß die makellose Reinheit zahlreicher Familien Schaden leiden würde, wenn die gefallene Frau nicht existierte, die eine Ableitung der Leidenschaften bildet, welche sonst die Welt mit ihren Greueln anfüllen würden."

Die französische Gesellschaft hat somit in der Prostitutionsfrage nur das eine Interesse: daß der „Konsument" eine Garantie für die Güte der Ware besitze, und daß er im übrigen vor gewissen klinischen Folgen geschützt sei. Die Sorge für diesen Schutz ist ganz in die Hände der Polizei gelegt.

* * *

Das Ideal der französischen Polizei besteht darin, die heimliche Prostitution vollständig auszurotten und eine streng reglementierte Prostitution an ihre Stelle zu setzen, die alle polizeilichen Vorschriften pünktlich erfüllt und sich der Behörde in allem unterordnet. In diesem Sinne hat bereits im Jahre 1843 der Pariser Präfekt Delesserre sein bekanntes Reglement erlassen,

in welchem unter dem Vorwande der „Regulierung“ die Ehre und Ruhe der französischen Bürger vollständig der unkontrollierbaren Willkür der Polizei überliefert wurde. Die Polizei hat das Recht, in Hotels, Chambres garnies und Privatwohnungen einzudringen, dort Nachforschungen anzustellen und Personen, die sie im Verdacht der geheimen Prostitution hat, zu arretieren. Sie hat ferner das Recht, unter demselben Vorwande jede Frau auf der Straße, im Theater oder im Café zu verhaften und ohne weitere Umstände, ohne Zeugenverhör und gerichtliches Verfahren, einer ärztlichen Revision zu unterwerfen und alsdann in das entsetzliche Frauengefängnis St. Lazare einzuliefern, dessen Name schon der Pariser Prostituierten Angst und Schrecken einjagt.

Das Reglement empfiehlt dem Agenten allerdings, mit großer Vorsicht und Umschau zu Werke zu gehen, aber die ganze Organisation der Sittenpolizei ist von der Art, daß sie diesen Herren jede Rücksichtnahme erspart. Das Reglement kennt nämlich keine Strafe für ungerechtfertigte Verhaftungen und macht das Honorar des Agenten von der Anzahl der Verhaftungen abhängig. Der Agent erhält 92 Francs monatlichen Gehalts und außerdem 2 Francs für jede heimliche Prostituierte, die er entdeckt. Das Personal der Sittenpolizei rekrutiert sich aus dem niedrigsten Abschaum der Gesellschaft, da, wie man leicht begreift, ein anständiger Mensch sich zu solchem Amte nicht hergiebt. Wenn einem Agenten der Geheimpolizei ein Mißgriff

passiert, dann wird er zur Strafe zum „Sittendienst“ versetzt. Canler, der Chef der Geheimpolizei unter dem Kaiserreich, bekennt in seinen Memoiren, daß unter seinen Agenten sich „einer der in Paris ziemlich zahlreichen widernatürlichen Prostituierten männlichen Geschlechts befand, der für ein monatliches Honorar von 125 Francs ihm alles berichtete, was sich in seiner unzüchtigen Gesellschaft zutrug.“ Der Polizeiarzt Jeannel, ein leidenschaftlicher Verteidiger der Sittenpolizei, kann gleichwohl nicht umhin, die Agenten dieser Polizei als Leute zu bezeichnen, „die in Bezug auf geistige Fähigkeiten und sittliche Unbescholtenheit sehr selten auch nur den bescheidensten Ansprüchen genügen“. Sie sind nach seinen Worten „höchst ungehobelt und käuflich, geben sich mit Kuppelei und Erpressung ab und verraten selbst den Lüstlingen die Adressen einer gewissen Gattung von Mädchen.“

Solchen Leuten wird die Aufsicht über die Sittlichkeit der Bürgerschaft anvertraut. Zu jeder Tages- und Nachtzeit durchwandern diese Agenten beutesuchend zu zweien, häufig auch zu dreien die Straßen von Paris. Als ein leckerer Bissen erscheint ihnen jede „irreguläre“ Prostituierte, die keine Kontrollkarte besitzt. Da nun der Begriff der Prostituierten ein sehr unbestimmter ist, so handeln sie in jedem Einzelfalle ganz nach augenblicklicher Eingebung. Langes Überlegen ist nicht ihre Sache: sobald ihnen irgend eine Frauensperson „verdächtig“ erscheint und sie noch dazu schlecht gekleidet ist, überfallen sie sie plötzlich von hinten, binden

ihr die Hände und schleppen sie fort. Das erschrockene Opfer, das häufig nicht weiß, um was es sich handelt, beginnt zu schreien und sich zur Wehr zu setzen. Dann geraten die Agenten in Wut, und es regnen auf das arme Weib von beiden Seiten Hiebe herab. Die gemeinsten Schimpfwörter bekommt sie zu hören, die Kleider werden ihr vom Leibe gerissen, die Frisur zerrauft, und in diesem Aufzuge wird sie endlich nach der Wache geschleppt. Wenn es sich dort bei der ärztlichen Untersuchung herausstellt, daß die Verhaftete keine Prostituierte sein konnte, dann wird sie „wegen thätlicher Beleidigung der Polizeiagenten“ dem Richter übergeben.

In anderen Fällen wird die Verhaftete entlassen, indem man einen „Irrtum in der Person“ vorschützt. Das ist noch der günstigste Ausgang der Sache, und die Französinnen geben aus falscher Scham nur sehr selten einen solchen „Irrtum“ der Öffentlichkeit preis. Bisweilen ist das in der That auch mit Gefahr verbunden. Vor kurzem ward ein sechzehnjähriges Mädchen verhaftet; man brachte es nach dem Polizeidepot und dann zum Arzte, der die Unschuld der Verhafteten konstatierte. Das Mädchen war Braut, das Aufgebot war bereits erfolgt, und in vierzehn Tagen sollte die Hochzeit stattfinden. Die Polizei zur Verantwortung zu ziehen, wäre in diesem Falle für den Bräutigam, der eine amtliche Stellung einnahm, kompromittierend gewesen. Das beleidigte junge Mädchen fürchtete, daß die Heirat zurückgehen könnte, und die häßliche Affäre ward einfach totgeschwiegen.

Gleichwohl vergehen keine acht, vierzehn Tage, ohne daß immer wieder derartige traurige Heldenthaten der Sittenpolizei durch die Presse bekannt würden. Hier einige Beispiele dieser Art. Eines Abends gegen $10^1/_2$ Uhr begleitete ein junger Arbeiter seine Braut aus einer Gesellschaft nach ihrem elterlichen Hause. Plötzlich überfallen drei Kerle die letztere und schleppen sie von dannen. Es waren Agenten der Sittenpolizei. Der Arbeiter schickte sich an, die Angegriffene zu verteidigen, doch konnte er allein gegen drei nichts ausrichten und ward von den Schuften blutig geschlagen. Er eilte nun fort, um seine Freunde und die Schließerin des Hauses, das er eben verlassen hatte, zu Hilfe zu rufen. Die Agenten, die ihr Opfer bereits eine ganze Strecke weit fortgeschleppt hatten, wurden eingeholt, und den nachdrücklichen Protesten der Herbeigeeilten gelang es, die Agenten davon zu überzeugen, daß sie sich im Irrtum befanden, und sie zum Rückzug zu bestimmen.

Am 10. April 1883 brachte der „Intransigeant" folgende Notiz: „Man berichtet uns ein Faktum, das in der That ganz unwahrscheinlich klingt. Im vorigen Monat verschwand plötzlich eine junge Frau, Madame P., Rue de Panoyaux Nr. 65 wohnend, aus ihrer Wohnung. Ihr Gatte war durch ihr Verschwinden im höchsten Grade beunruhigt und begann sie überall zu suchen, erkundigte sich auf der Präfektur, in der Morgue — alles vergeblich. Plötzlich kam er durch einen sonderbaren Zufall der Sache auf den Grund. Was

war geschehen? Die junge Frau, die er bereits als eine Tote beweint hatte, war am Abend, da sie von ihrer Arbeitsstelle heimkehrte, bei einer polizeilichen Razzia arretiert und in St. Lazare eingesperrt worden. Im Gefängnis unterwarf man sie einer ärztlichen Untersuchung, und die Anzeichen einer nicht lange vorher stattgehabten Entbindung wurden als „belastendes Moment“ angesehen. Sie schrieb an ihren Gatten; doch gelangten die Briefe nicht an ihre Adresse . . . Der unglückliche Mann wandte sich an den Präfekten Camescasse, ohne eine Antwort zu erhalten. Er wartet bis jetzt auf Bescheid betreffs der Freilassung der Arretierten. Dies sind die Thatsachen, wie sie uns durch den Advokaten mitgeteilt wurden, dem die Aufklärung der höchst seltsamen Angelegenheit übergeben wurde.“

Übrigens haben nicht nur arme Frauen diese Sittenwächter zu fürchten. Vor einigen Jahren ward am hellen Tage die Frau eines Bankiers aus Dijon arretiert, die ihren Gatten auf dem Bürgersteig erwartete. Der Vorfall machte großes Aufsehen; als man jedoch den Chef der Geheimpolizei fragte, weshalb er seinen Agenten solche Niederträchtigkeiten gestatte, antwortete er geringschätzig:

„Seit wann ist es Sitte, daß ein Ehemann seine Frau auf der Straße auf sich warten läßt?“

Bald darauf ward die bekannte Künstlerin Roussel verhaftet. Als die liberalen Blätter deshalb Lärm schlugen, übernahm ein Mitarbeiter des konservativen

„l'Ordre" die Verteidigung der Polizei mit folgenden Worten:

„Ich kenne ehrbare Frauen, denen dasselbe passiert ist, und die gleichwohl es zu vermeiden wußten, daß die Sache an die große Glocke kam. Mir ist eine hübsche junge Dame bekannt, die eines Tages von einem Polizeiagenten in höchst unschicklicher Weise beleidigt und auf die Polizei geführt wurde, wo sie glühend vor Scham die ganze Nacht in Gesellschaft betrunkener Weiber zubringen mußte. Es nützte ihr nichts, daß sie ihren Namen nannte und ihre Adresse angab — man hörte nicht auf sie. Sie ward erst freigelassen, als ihr Gatte, der von ihrer Verhaftung vernommen hatte, ihre Entlassung verlangte. Wer da meint, sie habe am nächsten Tage sich hingesetzt und an die Zeitungen geschrieben: ‚Man hat mich für eine öffentliche Dirne gehalten, ich verlange Genugthuung!' — der befindet sich im Irrtum. Die junge Frau hat einfach geschwiegen."

Kaum ein zweites Vorkommnis hat die Mißbräuche der Sittenpolizei, die gänzliche Abwesenheit jeglicher Verantwortung seitens der Polizeibeamten und die leichtfertige Beurteilung ihrer Bubenstreiche durch die französische Gesellschaft so grell beleuchtet, wie die Geschichte der Madame Eyben. Diese Affäre ist so charakteristisch, daß ich mir nicht versagen kann, sie hier mit ihren empörenden Einzelheiten wiederzugeben.

Am Dienstag, den 28. März 1887, erwartete Madame Eyben in der Rue St. Marc, am Eingang der

Panorama-Passage ihre beiden Töchter, die gewöhnlich um diese Zeit aus der Schule heimkehrten. Sie war sehr einfach gekleidet, wie es einer Familienmutter zukommt.

Plötzlich vernahm sie an ihrem Ohr eine fremde Stimme: „Wollen diese holde Schöne arretieren!“

Gleichzeitig ward sie von sechs Männern umringt und gepackt. Sie protestierte, schrie, drohte, daß sie sich bei dem belgischen Gesandten, Baron Beyens — sie ist selbst Belgierin — beschweren würde, aber nichts half. Unter rohen Späßen führten die Agenten sie nach der Polizei. Dort erhob Madame Eyben von neuem Protest, aber auf alle ihre Einwände erhielt sie seitens des Brigadiers nur die ironische Antwort:

„Beschweren Sie sich später bei den Herren Journalisten, und meinetwegen auch bei Ihrem Gesandten. Jetzt bleiben Sie auf der Polizei.“

Um acht Uhr abends schleppte man sie zu Fuß, in Begleitung zweier Polizisten, nach einer andern Polizeiwache und dann zum Polizeikommissar. Der letztere begrüßte sie mit spöttischen Komplimenten und begann das Verhör in folgender Weise:

„Was ist Ihre Profession?“

„Ich bin Schauspielerin.“

„Hm, das sind Sie so nebenbei; außerdem aber betreiben Sie das Geschäft einer Prostituierten.“

Madame Eyben protestierte von neuem. Der Kommissar meinte mit ironischer Liebenswürdigkeit:

„Thun Sie doch nicht, als ob sich Ihr sittliches Gefühl dagegen empörte!“

Frau Eyben berief sich darauf, daß sie Familie habe.

„Das fehlt gerade noch!“ lautete die Antwort. „Schämen Sie sich nicht vor Ihren Kindern, solche Wege zu wandeln?“

Man sperrt die Verhaftete wieder ein. Gegen 10 1/2 Uhr ruft man sie von neuem vor und giebt ihr ihr Tuch, ihren Regenschirm und ihr Geld zurück.

„Darf ich jetzt nach Hause gehen?“ fragte sie.

Das durfte sie nun noch lange nicht, man führte sie vielmehr, Gott weiß warum, nach einer dritten Wache, wo sie wiederum eingesperrt wurde. Um 12 1/2 Uhr nachts setzte man sie in den Polizeiwagen, der gerade seine Umfahrt durch die Stadt hielt und alle im Laufe des Tages Arretierten nach dem Depot überführte. Um drei Uhr morgens langte Madame Eyben im Depot an und ward in eine Isolierzelle gesperrt.

Es vergehen zwei volle Tage. Nach Verlauf derselben wird die Verhaftete dem Untersuchungsrichter vorgeführt.

„Sie sind des Widerstandes gegen Beamte der Polizei angeklagt,“ sagt man ihr.

Madame Eyben giebt zu, daß sie in der That gegen ihre Verhaftung Protest erhoben habe.

„Darum handelt es sich auch! Sie hätten nicht protestieren sollen, dann hätte man Sie vielleicht ohne weiteres laufen lassen.“

Am nächsten Tage ward Madame Eyben ganz ebenso ohne Grund und Form entlassen, wie sie verhaftet worden war.

Die Blätter der Opposition sahen in diesem empörenden Vorfall eine erwünschte Gelegenheit, um über den ihnen verhaßten Andrieux, den damaligen Polizeipräfekten, herzufallen, und begannen gewaltig gegen ihn Sturm zu laufen. Die öffentliche Meinung kam in Bewegung, es wurden Volksversammlungen, Besprechungen, Protestkundgebungen veranstaltet. Die Sache ging so weit, daß die Kammer sich genötigt sah, Herrn Andrieux zu interpellieren. Am 10. April war der Sitzungssaal im Palais Bourbon gedrängt voll. Auf den Galerien sah man zahlreiche Damen, und auf dem Quai vor der Deputiertenkammer drängte sich eine große Volksmenge. Alle erwarteten die Nachricht von dem schimpflichen Sturz des Präfekten.

Es sollte jedoch anders kommen. Die Interpellation war in recht schüchternem Tone vorgebracht worden. Statt über die Ungesetzlichkeiten und Mißbräuche der Sittenpolizei zu sprechen, verlangte Herr Pascal von dem Präfekten eine Erklärung über die Ursache seiner Differenzen mit dem Gemeinderat. Der letztere hatte sich nämlich geweigert, das Budget für die Erhaltung der Sittenpolizei zu bewilligen. Andrieux hätte ohne weiteres die Angelegenheit der Madame Eyben umgehen und einfach erklären können, daß der Widerstand des Gemeinderats gesetzwidrig sei. Von diesem Standpunkt aus hätte er wenigstens formell Recht behalten. Er zog es jedoch vor, selbst auf den Gegenstand, der im Mittelpunkt des Interesses stand, loszugehen. Mit jener Unverfrorenheit, die

diesen Mann stets charakterisierte, begann er seine Entgegnung in folgender Weise:

„Sie haben jedenfalls alle in den Zeitungen den Brief einer gewissen Frau Eyben gelesen, der ihr von einigen Journalisten, welche ich mit Namen nennen könnte, diktiert worden ist. Das Publikum war gerührt durch das Mißgeschick dieser Frau, die es für eine ehrenhafte Mutter und Hausfrau hält . . . Sie werden sogleich sehen, ob Madame Eyben in der That das Opfer eines Irrtums war.“

Er zieht aus seinem Portefeuille einen geheimen Bericht seiner Agenten und giebt aus dem Inhalt dieses „Dokuments“ folgendes zum besten:

„Infolge der Beschwerde einiger Geschäftsleute wurde in der Passage eine polizeiliche Beaufsichtigung eingeführt; am genannten Tage lenkten zwei Polizisten die Aufmerksamkeit der Agenten auf die Witwe Eyben, die in der Passage auf und ab ging. Nachdem sie sich überzeugt hatten, daß sie zu drei verschiedenen Malen sich bemüht habe, einige vorübergehende Männer anzureden . . .“

Bei diesen Worten erhob sich in der Kammer ein lauter Spektakel. Diese schamlose Schmähung einer schutzlosen Frau von der Höhe der Kammertribüne herab, eine Schmähung, die sich lediglich auf den erlogenen Bericht der beteiligten Agenten stützte, brachte einige Deputierte ganz außer sich, und sie erhoben lauten Protest. Wie es indessen im „Journal officiel“ heißt, wurden zahlreiche Stimmen im Centrum und

auf der Linken laut, welche riefen: „Weiter sprechen! Weiter sprechen!“ Gambetta, der damalige Kammerpräsident, suchte die protestierenden Abgeordneten durch folgendes Argument niederzuschmettern:

„Wenn man ein Institut angreift, das die Aufgabe hat, die gesellschaftlichen Kloaken zu säubern, dann muß man ihm Gelegenheit zur Verteidigung geben.“

Der auf solche Weise ermutigte Redner fuhr nunmehr fort:

„Dann sagte sie, zu den Agenten gewandt: ‚Ich bin Belgierin, und meine Freilassung verlangt ein Baron, der wird's Euch schon besorgen!‘“

Diese Äußerung erschien so albern, daß die ganze Kammer sich vor Lachen schüttelte. Das „Journal officiel“ bemerkt bei dieser Stelle der Rede: „Langandauerndes Gelächter und Lärm.“

„Da sie nun sich weigerte, den Agenten zu folgen,“ fuhr Andrieux fort, „so waren sie gezwungen, sie mit Gewalt nach der Wache zu bringen.“

Lange sprach er in diesem Sinne, wobei er sich immer nur auf die Angaben der Geheimpolizisten berief. Er hatte nicht einen Augenblick die Glaubwürdigkeit dieser Leute angezweifelt oder eine Bestätigung ihrer Aussagen durch das Zeugnis der Leute, die den Vorgang beobachtet hatten, für notwendig gehalten. Gleichwohl ging Andrieux in der Kammer als Sieger aus dem Streite hervor.

Inzwischen setzte der Untersuchungsrichter das Verfahren gegen Madame Eyben fort. Er konfrontierte

die Angeschuldigte mit den Polizisten, auf die sich die Agenten beriefen, mit den Geschäftsleuten, die ihre Verhaftung „wegen offenkundigen Betreibens der Prostitution" verlangt haben sollten, und nicht eine einzige dieser Personen erkannte sie wieder. Alle Angaben Andrieux' stellten sich als erdichtet heraus. Die Untersuchung mußte schließlich eingestellt werden, weil nicht der geringste Anhalt für die Erhebung einer Anklage vorhanden war.

Madame Eyben wandte sich nun an die Kammer mit der Bitte um die Erlaubnis, Herrn Andrieux als Verleumder gerichtlich verfolgen zu dürfen. Aber die Kammer beschied ihren Antrag abschlägig — mit einer Majorität von 324 gegen 91 Stimmen ging man über ihre Petition zur Tagesordnung über.

Das Institut der Sittenpolizei übt auf das Publikum einen höchst entsittlichenden Einfluß aus. Der Liebhaber, der eine Frau loswerden will, deren er überdrüssig geworden, der abgewiesene Don Juan, die Nebenbuhlerin, die Quartierwirtin, sie alle rächen sich an den armen Weibern durch anonyme Denunziationen bei der Polizeipräfektur. Die letztere fackelt nicht lange — wenn eine Frauensperson einen Liebhaber hat oder einfach in Chambre garnie wohnt, dann wird sie ohne weiteres arretiert. Nicht selten geschieht es, daß ein Hausherr sein Dienstmädchen schwängert und die Ruhe der „ehrsamen Bürgerfamilie" durch den drohenden Skandal gefährdet wird. Dann bringt ein kleines Briefchen ohne Unterschrift, das an die Adresse der

Polizei gerichtet wird, die Angelegenheit rasch wieder in Ordnung.

Der Schrecken, den die Sittenpolizei in Frankreich den Frauen und selbst den Männern einflößt, ist so groß, daß er fast täglich von Schwindlern zur Ausführung von Erpressungen benutzt wird. In Lille existierte durch drei volle Jahre eine Gaunerbande, die im Bois de Boulogne verliebte Pärchen überfiel, wobei ihre Mitglieder sich als Agenten der Sittenpolizei ausgaben. Es gelang den Buben regelmäßig, den Mann auszuplündern und die Frauensperson zu vergewaltigen. Nach ihrem eigenen Geständnis haben diese Schurken mehr als 500 weibliche Personen genotzüchtigt, und nicht eine einzige von ihnen hat sich über die Schurken beschwert. Im Jahre 1880 ward eine eben solche Rotte in Paris abgeurteilt.

* *
*

Bei den Nachforschungen nach den nicht kontrollierten Prostituierten leisten die kontrollierten Zunftgenossinnen, die sogenannten „Mädchen mit Karte", der Polizei bereitwillig Dienste. Unbarmherzig schnüffeln sie die Konkurrentinnen aus und hetzen ihnen die Agenten auf den Hals. Die Bewohner der Chambres garnies werden häufig gegen zwei oder drei Uhr nachts durch einen ungewöhnlichen Lärm geweckt. Im Korridor hört man das Aufstampfen von einem Dutzend Männerstiefeln, die Thüren der Nebenzimmer werden eine nach der andern geöffnet, und aus den Zimmern ertönt das Wehklagen weiblicher Stimmen, Schreckensrufe, Bitten,

hysterisches Geschrei ... Es ist die Sittenpolizei, die im Begriffe steht, die Moral der Pariser zu retten. Die Pariser Polizei hält einmal an dem Grundsatze fest, daß eine ehrbare Frau nicht in einem Chambre garnie wohnt; daher ist ihr jede weibliche Person, die es dennoch thut, schon an und für sich verdächtig. Die Agenten dringen in das Zimmer der schlafenden Frauen ein (es sind in den meisten Fällen Arbeiterinnen) und fassen zu allererst nach ihrer Hand.

„Sie haben keine Nadelstiche an den Fingern, Sie arbeiten also nicht. Bitte, kommen Sie mit!“

„Aber ich bin doch keine Näherin, ich bin Blumenmacherin, oder Stickerin ...“

„Schon gut, wird sich alles herausstellen — ziehen Sie sich nur an!“

Die Person, die unter solchen Umständen verhaftet wird, erhält ohne weiteres eine Karte. Beim ersten Alarmsignal einer nächtlichen Haussuchung sucht daher die Bewohnerin eines möblierten Zimmers sich durch die Flucht zu retten. Das gelingt ihr indessen nicht immer, und dann gerät die Unglückliche in Verzweiflung, verfällt in hysterische Krämpfe, wälzt sich, ihrer Sinne nicht mächtig, im Zimmer hin und her. Bisweilen spielen sich bei solcher Gelegenheit furchtbare Dramen ab. Im Jahre 1878 sprang ein Mädchen, das sich vor den Agenten retten wollte, aus einem Fenster der zweiten Etage hinab. Die Unglückliche stürzte auf ein Glasdach, das unter der Schwere ihres Körpers zusammenbrach und sie in entsetzlicher Weise zerfleischte.

Halbtot, mit zerschmetterten Beinen ward sie aufgehoben und starb zwei Tage später. Es stellte sich nachträglich heraus, daß das Mädchen gar keine Prostituierte war, sondern sich auf ehrliche Weise als Näherin ernährte.

Man sollte angesichts dieser wütenden Verfolgung der heimlichen Prostitution annehmen, daß die Polizei wenigstens ihr nächstliegendes Ziel erreicht habe, d. h. daß der größte Teil der Prostituierten unter ihrer Kontrolle stehe. Die Statistik zeigt jedoch, daß dies durchaus nicht der Fall ist. Von 60000 Frauenspersonen, die nach den Angaben der Polizei in Paris von der Prostitution leben, sind bei der Polizei nur 3580 angemeldet. Von dieser verhältnismäßig winzigen Zahl kommen indessen noch etwa 1900 Personen in Abzug, die entweder krank sind oder sich den allzu rigorosen Vorschriften der Polizei zu entziehen wissen.

Eine Person, die einmal die „Karte“ bekommen hat, ist vollständig der Willkür der Polizei überantwortet, die ohne jede Verantwortung nach eigenem Ermessen über sie verfügen kann. Es giebt kein Gesetz, das sich mit ihrer Lage befaßte, da man ja diesen unglücklichen Wesen nicht einmal die gewöhnlichsten menschlichen Rechte zugesteht. Wenn der Unternehmer, der die Arbeitskraft der Gefangenen von St. Lazare gepachtet hat, plötzlich eine größere Anzahl von Arbeiterinnen gebraucht, dann benachrichtigt er einfach die Sittenpolizei, die sogleich eine Treibjagd zu seinen Gunsten veranstaltet. So wenigstens erzählt Yves

Guyot in seinem interessanten Buche über die Sittenpolizei. Im Laufe von zwei bis drei Stunden werden auf den Boulevards 100 bis 150 Frauenzimmer aufgegriffen und ohne weiteres, je nach Bedarf des Unternehmers, auf ein, zwei, drei Monate ins Gefängnis gesteckt.

Bisweilen wird von seiten der Agenten zur Belustigung hervorragender Fremder oder selbst ihrer eigenen Bekannten eine „Jagd“ auf Prostituierte abgehalten. Die Gründe zur Arretierung einer Prostituierten sind zahllos, nach dem polizeilichen Reglement hat sie nur das Recht, zwischen 7 Uhr abends und 11 Uhr nachts sich auf der Straße zu zeigen. Nun muß sie doch aber essen, und wenn sie am Morgen auf den Markt, in einen Restaurant, oder einen Laden geht, dann hat sie schon das Reglement übertreten und kann arretiert werden. Will sie eine Freundin besuchen oder bei sich empfangen, geht sie außerhalb ihres Viertels spazieren, sitzt sie am Fenster, spricht sie einen Vorübergehenden an, bewohnt sie ohne besondere Erlaubnis der Polizei ein möbliertes Zimmer — man verlangt nämlich, daß sie ihr eigenes Meublement besitze — dann hat sie sich schon schwer vergangen und kann jeden Augenblick erwarten, daß man sie „zur Sühne ihres Verbrechens“ nach St. Lazare abführt.

Die Dauer ihrer Einsperrung hängt ganz vom Gutdünken der Verwaltung ab. Bisweilen hält man sie ein ganzes Jahr fest, ein ander Mal läßt man sie schon nach etlichen Tagen laufen. Die einen verlassen das

Gefängnis nur, um Tags darauf von neuem verhaftet zu werden, andere können thun und lassen, was sie wollen, ohne nach St. Lazare zu kommen, weil sie aus irgend welchen Gründen den Schutz der Polizei genießen. Es herrscht, mit einem Worte, die vollkommenste Willkür auf diesem Gebiete.

Diese Willkür hat in Frankreich die widerwärtige Erscheinung der „Zuhälter" ins Leben gerufen, die vor etlichen Jahren zu den bekannten Unruhen im Pariser Quartier Latin Anlaß gegeben haben.

Der Zuhälter lebt auf Kosten der Prostituierten. Gewöhnlich bewohnt er mit ihr dasselbe Quartier, doch ist dies nicht immer der Fall. Es giebt Zuhälter, die zu 5 bis 6 Frauenzimmern zugleich in Beziehung stehen und nicht mit einem einzigen von ihnen zusammen leben. Es giebt sogar „ehrenwerte" Familienväter darunter, die ihre Angehörigen durch das Zuhältergewerbe „redlich" ernähren.

Die Pflichten eines Zuhälters sind sehr mannigfach. Er benachrichtigt seine „Marmite" von der Annäherung des Agenten, wenn sie zu verbotener Stunde sich Kunden sucht. Wenn es not thut, verteidigt er sie gegen den Agenten, oder gegen einen allzu unruhigen „Gast". Wird sie arretiert, dann betreibt er ihre Freilassung. Es ist nicht allzu schwer für ihn, dieselbe zu erwirken, da er mit der Polizei meist auf gutem Fuße steht. Er bewegt sich beständig in der Welt der Diebe und Gauner und erweist der Polizei als Spion gute Dienste. Sobald Unruhen ausbrechen, eilt der Zuhälter der

Polizei zu Hilfe und kämpft an ihrer Seite. Wie eng Zuhältertum und Polizei mit einander liiert sind, zeigt folgender Auszug aus den „Memoiren Canlers".

„Einer dieser Zuhälter," erzählt Canler, „hatte eine Art Auskunftsbureau. Er verkaufte seinen Zunftgegenossen „Meldungen". Nehmen wir an, die Marmite eines dieser Burschen sei nach St. Lazare abgeführt worden. Dann begiebt er sich nach dem Auskunftsbureau, kauft eine „Meldung" und bringt sie nach der Polizei; als Lohn wird ihm die Freilassung seiner Marmite bewilligt. Ein anderes Beispiel. Eine Prostituierte wird zu sechsmonatlicher Einsperrung in St. Lazare verurteilt, und ihr Zuhälter begiebt sich nach dem Bureau.

„Haben Sie eine gute Meldung?" fragt er.

„Ja wohl, ich hab' die Adresse zweier bekannten Spitzbuben, welche die Polizei nicht finden kann."

„Was soll's kosten?"

„500 Francs."

„Das ist mir zu teuer, so viel kann ich nicht zahlen."

Sie beginnen zu feilschen und einigen sich schließlich auf 300 Francs. Der Zuhälter geht mit der gekauften Adresse nach der Polizei und bekommt dafür seine Freundin ausgeliefert.

„Ich kannte einen Zuhälter namens Coutellier,' fährt Canler fort, „der stets in verschiedenen Vierteln 5 bis 6 Marmites wohnen hatte. Jeden Abend, wenn er seinen Rundgang machte, lieferten sie ihm ein oder zwei Fünffrancsstücke ab. Coutellier stand bei diesen

Frauenzimmern in hohem Ansehen, sie rissen sich förmlich um seinen Schutz, da es bekannt war, daß er seine Marmites niemals länger als zwei oder drei Tage in St. Lazare ließ. Seine Taschen waren stets mit „Meldungen“ gespickt.

Die alleinstehende Prostituierte, die von der Polizei auf Schritt und Tritt verfolgt wird, findet nur einen Ausweg aus ihrer Lage, wenn sie nicht den Schutz eines einflußreichen Zuhälters oder Agenten genießt: sie tritt in ein öffentliches Haus ein. Das Laster in den öffentlichen Häusern zu konzentrieren, ist das höchste Ziel aller Polizeiphilosophen und Polizeischriftsteller. „Die öffentlichen Häuser,“ sagt Lecour, „sind die Basis jeder reglementierten Prostitution. Die Polizei beschränkt nicht nur die Zahl dieser Häuser nicht, sondern fördert stets die Eröffnung neuer.“ Parent-Duchatelet war der Ansicht, daß „der höchste Ruhm, auf den ein Polizeipräfekt Anspruch machen könne, in der Errichtung öffentlicher Häuser besteht“. — „Herr Pamier,“ sagt er von einem Präfekten, „den man überall finden kann, wo es sich um Maßnahmen handelt, die administratives Talent und höheres Genie erfordern, hat die öffentlichen Häuser nach Kräften vermehrt. Im Interesse des öffentlichen Wohls sollte die Polizei dieser Einrichtung jeglichen Schutz gewähren.“ Die Errichtung eines Bordells ist nach dieser Auffassung eine Art öffentlicher Thätigkeit, die der Gesellschaft Nutzen bringt und daher nicht nur nicht als ein schimpfliches, sondern im Gegenteil als ein höchst achtbares Gewerbe zu

betrachten ist. Die Inhaber der öffentlichen Häuser teilen natürlich vollkommen die Auffassung der Polizei. Die Gesuche um Genehmigung der Eröffnung eines Bordells werden denn auch stets in höchst pathetischem Stile abgefaßt.

„Da ich mich bereits in vorgerücktem Alter befinde," schreibt einer dieser Ehrenmänner, „und mich bereit fühle, meine Seele in Gottes Hand zu geben und vor Seinem ewigen Richterstuhl zu erscheinen, so halte ich es für meine Pflicht, das Schicksal meiner Kinder sicher zu stellen und ihnen die notwendigen Existenzmittel zu verschaffen," und darum . . . bittet dieser ehrwürdige Patriarch den Präfekten, seiner Tochter und Enkelin die Erlaubnis zur Eröffnung einer „tolérance", d. h. eines Bordells zu erteilen.

In einem andern Gesuche heißt es: „Herr Präfekt! Sie sind meine einzige Stütze und mein einziger Schutz; von der Sorge um meine unmündigen Kinder erdrückt, flehe ich Sie an, mir die Möglichkeit, mich auf ehrbare Weise zu ernähren und für die Erziehung meiner Kinder zu sorgen, nicht zu verschließen; versagen Sie mir nicht den Trost, Herr Präfekt, dessen eine unglückliche Mutter so sehr bedarf . . ."

Ein drittes Exempel: „Herr Präfekt! Die unverehelichte D. hat die Ehre, Ihnen zu melden, daß die furchtbaren Schicksalsschläge, welche sie erlitten hat, sie zu einem letzten Akt der Verzweiflung treiben würden, wenn sie nicht noch das religiöse Gefühl zurückhielte, das dem Menschen verbietet, eigenmächtig über

das zu verfügen, was ihm von obenher gegeben ist. Ihre sittenstrenge und vernünftige Aufführung und der Eifer, mit dem sie allezeit für das Wohl ihrer Eltern und ihrer eigenen Kinder gesorgt hat, sicherte ihr jederzeit die Achtung und Anerkennung aller wohlsituierten Leute; da sie nicht imstande ist, zu arbeiten, bittet sie um die Erlaubnis, sechs Mädchen bei sich aufnehmen zu dürfen.“

Als Yves Guyot seinen Feldzug gegen die Sittenpolizei unternahm — worüber Näheres weiter unten — fuhr den Inhabern der öffentlichen Häuser ein gelinder Schrecken in die Glieder. Viele von ihnen schickten ihm Schmäh- und Drohbriefe, andere suchten auf seine Überzeugung einzuwirken. Einer von der letzteren Sorten schrieb ihm folgendes: „Die Frauenzimmer sind in den öffentlichen Häusern besser aufgehoben, als wenn sie allein stehen. Es sind größtenteils ehrenwerte Leute, die sie unterhalten und mit ihnen Handel treiben. Sie haben in anderen Branchen Unglück gehabt und ergreifen nun dieses Gewerbe, wie irgend ein anderes, um sich ihren Unterhalt zu verdienen.“

Zwischen der Polizei und den Inhabern der öffentlichen Häuser besteht die intimste Freundschaft. Das Entgegenkommen der ersteren ist einfach unbegrenzt, es geht so weit, daß die Polizei selbst das weibliche Personal für die Bordelle anwirbt. Alleinstehende Prostituierte bekommen es häufig genug auf der Polizei zu hören:

„Sie haben kein Recht, ein möbliertes Zimmer zu bewohnen.“

„Aber ich habe doch keine eigenen Möbel!"

„Dann gehen Sie in ein öffentliches Haus, sonst schicken wir Sie nach St. Lazare!"

Die Inhaberinnen der Bordelle hatten noch vor kurzem das Recht, während der ärztlichen Untersuchungen der alleinstehenden Prostituierten auf der Polizei zu erscheinen, um sich die passende Ware unter ihnen auszusuchen. Ganz offen und ungeniert feilschten sie mit den Mädchen, wobei die anwesenden Polizeiagenten stets auf der Seite der „Frau Patronesse" standen und die Mädchen durch allerhand Überredungskünste und Drohungen zu beeinflussen suchten. In Bordeaux geschieht dies noch heute.

Der Mädchenhandel ist in Frankreich ganz regelrecht organisiert, er besitzt seine Makler, seine Börse, seine Kurse und Usancen. Es giebt in Paris Cafés und Restaurants, in denen die Kuppler ihre regelmäßigen Zusammenkünfte haben und der Kurs der „Ware" festgesetzt wird. Je nach der Qualität und dem „Platz", für den die Ware bestimmt ist, wechselt der Tarif. In Versailles erhält der Makler eine Kommissionsgebühr von 25 Francs „per Stück". Es giebt Spezialisten, die sich darauf legen, Mädchen zu verführen, um sie dann in ein Bordell zu verschachern. Andere stellen sich den Mädchen als gewöhnliche Stellenvermittler vor: die Bauernmädchen glauben sich als Dienstboten zu vermieten und sehen sich plötzlich zu ihrem Schrecken in einem öffentlichen Hause. Dort wird dem beklagenswerten Opfer sogleich eine Schuld von 3—400 Francs

aufs Conto geschrieben, und wenn es nicht bleiben will, dann wird es mit Polizei, Gericht und Gefängnis geschreckt. Falsche Zeugen sind stets zur Hand, die Polizei hält es mit der Patronesse, und es ist schon eine gehörige Portion von Willenskraft und Charakter erforderlich, wenn sich eins der armen Wesen den Händen seiner Vampyre entziehen will.

Guyot giebt ein paar interessante Proben der Art von Korrespondenz, wie sie diese von der Prostitution lebenden Geschäftsleute führen. Eine gewisse Madame A. M. schreibt an einen Kuppler: „Wenn Sie mir jetzt eine genügende Anzahl von hübschen Grisetten liefern könnten, würde mir sehr gedient sein.“ Madame A. aus Montpellier schreibt einer Kupplerin nach Bordeaux: „Die Hin- und Rückfahrt wird Ihnen natürlich bezahlt. Ich könnte monatlich 3—4 Stück brauchen. Schreiben Sie mir, wenn Sie etwas gefunden haben — Sie brauchen dann nur auf den Bahnhof zu gehen und bekommen ohne weiteres auf meine Rechnung ein Billet bis Montpellier.“ Die Eisenbahnverwaltungen halten also den Bordellwirten ein ständiges Conto offen, wie allen anderen Handelsfirmen! . . .

Madame S. aus Toulon schreibt: „Ich brauche ein oder zwei hübsche, nicht zu große und nicht zu dicke Mädchen, die wenig Schulden haben und einen Geburtsschein und Paß auf 21 Jahre besitzen.“ Diese Madame S. verlangt nicht, daß die Mädchen wirklich majorenn sind, sie verlangt nur „majorenne“ Legitimationspapiere, was keineswegs dasselbe ist. Und

solche Papiere sind in der That selbst für Mädchen von 14, 15 und 17 Jahren zu haben. Sie werden entweder durch bekannte Spezialisten angefertigt oder auf andere Weise beschafft.

Die Bordellinhaberinnen telegraphieren offen an ihre Agenten: „Bringen Sie ein Mädchen; sagen Sie Bedingungen: Morgenrock tragen und nur im Wagen ausfahren.“ Die Post bestellt ohne weiteres Briefe mit der Aufschrift: „Frau Kupplerin A. W.“ oder: „An Madame X., Kupplerin, die und die Straße“. Ganz besonders bezeichnend aber ist ein Brief, den die „Lanterne“ veröffentlicht hat. Eine Frau L. schreibt an ihren Gatten: „Mein liebes Männchen, es thut mir sehr leid, daß ich Dir widersprechen muß. Aber ich sagte Dir doch immer: ich will keine Belgierinnen und nehme sie um keinen Preis bei mir auf. Unser Haus in der N.-Straße wird erst Anfang Juni eröffnet, die Zeit drängt also gar nicht so sehr. Für den Anfang haben wir an zwei Mädchen, der Guillen und der Sarah, genug; nach vierzehn Tagen kann man dann noch ein paar dazu kaufen. Kaufe sie, wo Du willst, aber nur nicht in Belgien. Die sind zu verdorben, sie lesen die ‚Lanterne‘ und sind allzu fortschrittlich gesinnt. Niemals soll man Mädchen aus besseren Kreisen nehmen, der Wechsel der Lage ist für sie zu schroff. Wenn Dir ein gutes Geschäft in den Weg läuft, dann schreib doch an R. und die andern, man muß seine lieben Freunde auch ’was verdienen lassen. Ich mag mich für lumpige paar Hundert Francs nicht

mit Maklergeschäften abgeben. Ich finde, daß ich Geld genug habe. Ich will keine Umstände haben und fühle mich sehr wohl in meiner augenblicklichen Lage. Wenn Du noch nicht nach Hause kommen willst, dann schicke doch das Mädchen allein ab; nur prüfe sie, ob sie auch zuverlässig ist." Diesem Briefe ist eine Übersicht der Wocheneinnahmen beigelegt:

Dienstag . . .	326 Francs	
Mittwoch . . .	190 „	u. s. w.

Bevor das gekaufte Mädchen in eine andere Stadt gebracht wird, führt man es dem Arzte zur Untersuchung vor. Da kommen nun allerhand Betrügereien vor. Die Ware, die durch den Arzt am Versandort als „brauchbar" erachtet wurde, erweist sich nach ihrer Ankunft am Bestimmungsorte als krank. Der Käufer schickt nun die unbrauchbare Ware zurück und verlangt durch den Polizeikommissar des Ortes, an dem der Handel abgeschlossen wurde, die Rückzahlung des Geldes. Der Kommissar aber stellt sich auf die Seite des Verkäufers, er behauptet, daß die Ware in guter Qualität abgesandt und erst nachträglich „verdorben" wurde, daß die Zahlung rechtmäßig erfolgt sei, und wenn schließlich gar nichts mehr verfangen will, dann droht er dem ungeberdigen Käufer mit Verhaftung.

Zwischen den Bordellwirten und Kupplern der verschiedenen Länder besteht ein internationales Kartell. Der bekannte Brüsseler Prozeß hat die Thatsache enthüllt, daß in London eine Agentur besteht, die den öffentlichen Häusern des gesamten Kontinents junge

Engländerinnen, größtenteils in minorennem Alter, liefert. Ein Mitinhaber dieser Agentur, ein hübscher Mensch, der sich je nach den Umständen Max, Schulz oder Selkarts nannte, war auf eine ganz neue „Spezialität“ gekommen: er verführte junge Mädchen, indem er ihnen die Heirat versprach, brachte sie nach dem Festlande und verkaufte sie dort an die Bordelle. Alle diese Mädchen waren minderjährig.

Nach den in Frankreich und Belgien gleichlautenden gesetzlichen Bestimmungen wird der Inhaber eines öffentlichen Hauses, der ein minderjähriges Mädchen bei sich aufnimmt, mit Gefängnis bis zu zwei Jahren bestraft; ein Polizeibeamter, der einer Minderjährigen eine Karte ausstellt, wird gar zu Zwangsarbeit verurteilt. Trotzdem hat die Brüsseler — und, wie wir sehen werden, auch die Pariser — Polizei zu allen Zeiten unmündige Kinder in die kontrollierte Prostitution eingereiht. In Brüssel verfuhr man dabei, wie folgt. Der Polizeibeamte verstand kein Englisch oder stellte sich wenigstens so, als ob er's nicht verstände; die Engländerinnen wiederum waren des Französischen unkundig, und so mußte das Verhör durch Vermittlung eines Dolmetschers stattfinden. Dieses Amt aber übernahm niemand anders, als die Bordellwirtin. Das 16—17 jährige Mädchen ward unter einem fingierten Namen eingetragen, oder noch häufiger unter dem Namen irgend einer wirklichen, volljährigen Londonerin, die von dem Schwindel keine Ahnung hatte. Gestohlene oder gefälschte Pässe wurden der Polizei einfach als

Legitimationspapiere der Prostituierten vorgelegt, und damit war die Sache abgemacht. Es blieb dem unglücklichen Geschöpfe nun nichts weiter übrig, als sich in sein trauriges Schicksal zu fügen, wenn es nicht wegen „Führung falscher Legitimationspapiere" ins Gefängnis wandern wollte.

In dem Brüsseler Prozeß wurde sogar die nachfolgende unglaubliche Thatsache enthüllt: die 17jährige Tanner, die unter falschen Vorspiegelungen aus London nach dem Festlande gebracht und in ein öffentliches Haus gelockt worden war, hatte einen organischen Fehler an ihrem Körper. Man brachte sie in ein Hospital für Prostituierte, und hier wurde von den Polizeiärzten eine Operation an ihr vollzogen, die sie zur Ausübung des Gewerbes geeignet machte, für das man sie bestimmt hatte.

In Paris ist die Eintragung von unmündigen Kindern in die Listen der Prostituierten von jeher üblich. Parent-Duchatelet veröffentlicht eine Tabelle, aus der man ersieht, daß im Jahre 1832 in den Registern der Polizei verzeichnet waren:

20 Prostituierte von 14 Jahren
6 „ „ 13 „
3 „ „ 12 „
3 „ „ 11 „
2 „ „ 10 „ !

In der Periode 1857—1866 waren von 4097 unter Kontrolle befindlichen Prostituierten 1354, d. h. 33 % Minderjährige.

Im Jahre 1877 wurde bekannt, daß in einem öffentlichen Hause sich mit polizeilicher Erlaubnis ein fünfzehnjähriges Mädchen befand; in einem andern Fall war eine 15jährige Negerin als achtzehnjährig eingetragen worden. Gewöhnlich befolgt die Polizei bezüglich der minderjährigen Freudenmädchen in den Bordellen folgende Methode: sie trägt sie nicht in die Register ein, doch „duldet“ sie sie, wie der übliche Ausdruck heißt, und unterwirft sie gleich den eingeschriebenen der ärztlichen Kontrolle. Um sich nun für alle Fälle der Verantwortlichkeit zu entziehen, nimmt sie zu folgender List ihre Zuflucht. Die „Minderjährige“ muß ein Gesuch um Einhändigung einer Karte einreichen, sie erhält jedoch keine solche, vielmehr wird ihr Gesuch zu den Akten gelegt und für alle Eventualitäten bereit gehalten, als ein Beweis, daß es sich um ein „grundverdorbenes Geschöpf“ handelt, dem nichts weiter übrig blieb, als sich in ein öffentliches Haus aufnehmen zu lassen.

Die Liebenswürdigkeit der Polizei gegen die Bordellhalter ist jedoch damit noch nicht erschöpft. Sie hilft ihnen nicht nur ihr weibliches Personal anwerben, gestattet ihnen nicht nur, im Widerspruch mit dem Gesetz, unmündige Kinder zu halten, sondern ist ihnen auch auf jede Weise behilflich, die unglücklichen Wesen in ihren Häusern festzuhalten. Zu diesem Behufe ist ein ganzes System von Zwangsmitteln ersonnen, das mit Wissen der Polizei und unter ihrer Beihilfe zur Anwendung gebracht wird.

Sobald ein Mädchen in eins dieser Lusthäuser geraten ist, wird es vor allem zur ewigen Schuldnerin desselben gestempelt. Die Maklergebühr, die dem nationalen oder internationalen Agenten für „Lieferung der Ware“ gezahlt worden ist, bildet den ersten Schuldposten des Mädchens, der sich, je nach der „Qualität“, auf 300—1200 Francs beläuft. Der Neuangekommenen werden alle Sachen, selbst Hemd und Strümpfe, weggenommen, und sie muß sich nun ein besonderes Kostüm anschaffen. Es ist dies ein ärmelloses und tief ausgeschnittenes Tüllhemd, das bis auf die Kniee reicht; die Beine sind mit langen, bunten Strümpfen bekleidet, die Füße stecken in Schuhen mit hohen Absätzen.

Dieses, wie man sieht, recht einfache Kostüm wird den Mädchen zu horrenden Preisen angerechnet: allein für den „Peignoir“ müssen sie 60 Francs bezahlen. Auch alle sonstigen Anschaffungen müssen die Mädchen zu gleich hohen Preisen im „Hause“ machen. Der Friseur erhält jeden Tag einen Franken. Eine Tasse Kaffee, ein Glas Bier oder Wein, ein Päckchen Cigaretten kostet 2 Francs, und ebenso unverschämt sind die Preise der Schminken und Parfüms, der Wäsche u. s. w.

Kein Wunder, daß die Prostituierte unter solchen Umständen niemals aus den Schulden bei ihrem „Patron“ herauskommt. So hoch auch ihr Verdienst sich belaufen mag — ihre Schulden wachsen von einem Tage zum andern. Nichts gehört ihr schließlich mehr an: weder die Strümpfe, die sie trägt, noch das Stückchen Tüll, das ihre Blöße bedeckt, noch selbst das bunte Bändchen,

mit dem sie ihr pomadisiertes und parfümiertes Haar schmückt. Um alle diese Dinge anzuschaffen, muß sie Schulden machen, die sie niemals bezahlen kann. Will sie das „Haus“ verlassen, dann verlangt man vor allem Bezahlung ihrer Schulden. Woher aber soll sie die Mittel dazu nehmen? So bleibt ihr denn nichts weiter übrig, als entweder ihr Joch bis ans Ende zu tragen — und das dauert in der Regel nicht allzu lange, denn die durchschnittliche Lebensdauer der in diese Häuser Aufgenommenen beträgt nur vier Jahre — oder heimlich zu entfliehen.

Das letztere aber ist eine ziemlich heikle Sache: die Thüren dieser Häuser sind so eingerichtet, daß man zwar mit Leichtigkeit hineingelangen, jedoch ohne passenden Schlüssel nicht herauskommen kann. Überdies bewacht der Besitzer des Hauses seine „Arbeitstiere“ mit Argusaugen. Und wenn wirklich eine der unglücklichen Gefangenen die verbotene Schwelle überschritten hat und auf die Straße gelangt ist, dann hat sie damit nichts weiter erreicht, als daß sie sich zweier Verbrechen schuldig gemacht hat. Sie hat erstens eine „öffentliche Schamverletzung“ begangen, indem sie in ihrem allzu leichten Kostüm auf der Straße erschien, und jeder Polizist, der sie antrifft, hat die Pflicht, sie zu arretieren. Sie hat aber zweitens das geheiligte Prinzip des Eigentums angetastet und einen Diebstahl vollführt. Einen Diebstahl? frägt man — wieso denn? Ei nun, sie hat das Tüllhemd und die Strümpfe mitgenommen, die nicht ihr, sondern ihrer „Patronesse“ gehören.

Poirat-Duval und Trébucher, die beiden Philosophen des Polizeigerichts, schreiben über diesen Punkt: „Da die Verwaltung die Inhaberinnen der Häuser anhält, ihren Mädchen die nötige Kleidung (d. h. die Tüllhemden!) zu liefern, so hat sie es auch für notwendig erachtet, den Diebstahl von Gegenständen der Toilette zu verfolgen. Die Mädchen, die sich eines solchen Diebstahls schuldig machen und weder das gestohlene Objekt zurückgeben noch seinen Wert ersetzen können, werden je nach der Schwere des Diebstahls in Strafe genommen.“

Wir könnten eine ganze Anzahl ähnlicher Citate beibringen, denn alle Juristen, die diesen Gegenstand behandelt haben, befinden sich in rührender Übereinstimmung. „Die Diebinnen müssen bestraft werden,“ heißt es da u. a., da man sich verpflichtet fühlt, „die Inhaberinnen dieser Häuser, deren Existenz dringend notwendig ist, zu unterstützen“

Der väterliche Schutz, den die Polizei den Bordellwirten gewährt, geht aber noch weiter. Die Prostituierte darf kein „Haus“ mit einem andern vertauschen, ohne daß sie ein Führungsattest von ihrem früheren Patron beibringt, d. h. eine Bescheinigung darüber, daß sie ihre Arbeit pünktlich geleistet und ihrem Arbeitgeber keinen Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben hat. Die Habgier dieser Herrschaften zu befriedigen, ist freilich keine leichte Sache. Sie suchen aus den Mädchen, die sie gekauft haben, in kürzester Frist so viel als nur irgend möglich herauszuschlagen. Der „Patron“ schwebt allezeit in

Furcht, daß seine „Arbeiterin“ ihm stirbt oder fortläuft oder durch Krankheit arbeitsunfähig wird, was für ihn mit dem Verlust seines Anlagekapitals gleichbedeutend sein würde.

So halten sie denn die Mädchen erbarmungslos zu jeder Tages- und Nachtzeit, sofern „Kundschaft“ da ist, zur Arbeit an, und in dem gleichen Tempo geht das durch ein paar Jahre fort, bis sie schließlich erschöpft und siech geworden sind und nichts mehr „abwerfen“. Dann wird solch ein unglückliches Wesen wie eine unbrauchbare, abgetriebene Stute ohne weitere Umstände hinausgejagt. „Die Patronessen schonen ihre Mädchen niemals,“ sagt Parent-Duchatelet, dieser Kenner der von uns geschilderten Welt. „Diese unglücklichen Wesen müssen entweder ‚arbeiten‘, wie der technische Ausdruck lautet, oder ins Krankenhaus gehen. Sie dürfen sich niemals weigern, ihr Gewerbe auszuüben. Die Bordellwirtinnen wenden die verwerflichsten Mittel an, um die Mädchen, die ihnen besonders großen Gewinn abwerfen, zum Abortieren zu bringen, und geben ihnen so starke Arzeneien ein, daß der herbeigerufene Arzt häufig eine Vergiftung annimmt. In ganz Paris giebt es nur drei oder vier „Matronen“, die einen Arzt rufen, wenn eins ihrer Mädchen erkrankt, und der Patientin bis zu ihrer Genesung ein Unterkommen gewähren. Und nicht bloß im Joche des eigenen Brotherrn müssen sie arbeiten — die Herren „Patrone“ helfen sich auch gegenseitig, entweder im Umtausch oder gegen Entgelt, mit ihren Mädchen aus, wie sich be-

freundete Fuhrherren im Bedarfsfall mit ihren Pferden aushelfen.

Man betrachtet die Mädchen als Sklavinnen oder Arbeitstiere, die so und so viel täglich abwerfen müssen. Wenn die Patronesse von einem Mädchen spricht, das aus dem einen oder andern Grunde der Kundschaft gefällt und Gäste heranzieht, dann sagt sie, daß es „schön arbeitet“. Das ist denn auch der einzige Weg, wie ein Mädchen die Sympathie seiner Wirtin gewinnen kann; ist es unbrauchbar geworden, dann wird es ohne weiteres aus dem Hause gejagt.

Die Bewohnerin eines öffentlichen Hauses muß „arbeiten“, darum hat sie auch kein Recht zum Kranksein. Nur bei ganz schweren Leiden, die sie zur Ausübung ihres Gewerbes unfähig machen, wird sie wirklich als „krank“ angesehen nnd ins Hospital gebracht. Chronische Krankheiten, wie Schwindsucht, Herz-, Magen-, Darm- oder Leberleiden kommen gar nicht in Frage. Das sind Kleinigkeiten, die an der „Arbeit“ nicht hindern, also heißt es eben arbeiten. Selbst bei jener furchtbaren Krankheit, der die Prostituierte früher oder später zum Opfer fällt, wenn sie nicht vorher an Schwindsucht oder Alkoholismus zu Grunde gegangen ist, beeilt sich der Bordellinhaber nicht allzu sehr, die Kranke ins Hospital zu bringen. Ohne die Hilfe des Arztes in Anspruch zu nehmen, füttert man sie so lange mit Quecksilber, bis die äußeren Symptome der Krankheit verschwunden sind. Inzwischen fährt die Kranke fort, das Kapital des ehrenwerten Herrn Patrons zu ver-

mehren und das verhängnisvolle Ansteckungsgift nach allen Seiten zu verbreiten. Kein Wunder daher, wenn die Polizeistatistik die öffentlichen Häuser als die Hauptherde der syphilitischen Ansteckung bezeichnet.

Noch eine Quelle der Ansteckung giebt es für die unter Kontrolle stehenden Prostituierten, das ist — das Untersuchungszimmer des Polizeiarztes. Durch Beobachtungen und zahlenmäßige Feststellungen in verschiedenen Ländern ist konstatiert, daß, je häufiger die obligatorischen Untersuchungen der Prostituierten durch den Arzt stattfinden, desto häufiger auch die syphilitischen Erkrankungsfälle sind. Diese Thatsache wird durch die Autorität Lancereaus bestätigt, der sogar versichert, daß die wirkliche Zahl der Ansteckungen mittelst des Spiegels weit höher sei, als die Statistik angiebt. Seine Behauptung leuchtet ein: „eine Frauensperson, die bei der Untersuchung mittelst eines medizinischen Instruments angesteckt wird, muß stets in dem Verdacht stehen, sich anderwärts angesteckt zu haben.“

Die Sache kann gar nicht anders sein: zu den Stellen der Polizeiärzte melden sich gewöhnlich die unbegabtesten und unwissendsten Jünger Äskulaps, die sonst keine Aussicht auf Praxis haben. Das Gehalt, das sie beziehen, ist jämmerlich. Die Hauptarbeit fällt natürlich den Assistenten zu: der Chefarzt führt nur „die Aufsicht“, d. h. er streicht pünktlich an jedem Ersten des Monats sein Gehalt ein und thut sonst weiter gar nichts. Bei der Verachtung, der die Prostituierte beim Publikum wie bei der Polizei begegnet, wird begreiflicher

weise dem Arzte nicht allzu viel an der Feststellung der Thatsache liegen, ob die zu untersuchende Person wirklich krank ist oder nicht. Häufig hat er sogar materiellen Schaden von der Konstatierung einer Erkrankung zu erwarten: von der Polizei erhält er nur ein monatliches Gehalt von 150—200 Francs, von den Bordellinhabern das Doppelte oder Dreifache. Aber selbst ein gewissenhafter Arzt ist hier völlig machtlos. Die medizinische Wissenschaft verlangt für die Untersuchung jeder einzelnen Person wenigstens 10—15 Minuten, und davon kann in der Polizeipraxis gar keine Rede sein. Der Polizeiarzt hat an einem bestimmten Tage zur festgesetzten Zeit mehr als 50 Personen in der Stunde zu untersuchen, das giebt nicht viel mehr als eine Minute auf die Person. Wie kann hier von einer Untersuchung im Sinne der Wissenschaft die Rede sein? Man nehme hinzu, daß der Arzt ein von der Polizei abhängiger Beamter ist, daß diese vorgesetzte Behörde ihn ganz nach ihrem Ermessen fortjagen oder befördern kann, und daß er somit verpflichtet ist, sich den Anforderungen und selbst den Launen der Polizei zu fügen. Und diese Polizei hat wie wir gesehen haben, den Grundsatz, mit den Inhabern der öffentlichen Häuser in Frieden zu leben.

Man stelle sich jedoch selbst den günstigsten Fall vor: der Arzt hat die Prostituierte untersucht, er hat unzweifelhafte Symptome der Syphilis bei ihr gefunden und die Kranke der Polizei überliefert, die sie unverweilt in das Gefängnishospital von St. Lazare er-

pediert. Nun ist die Syphilis bekanntlich eine Krankheit, die den ganzen Organismus ergreift und alle seine Säfte infiziert. Um sie zu heilen, oder richtiger: ihrer verheerenden Wirkung Einhalt zu thun und ihre Ansteckungsfähigkeit abzuschwächen, bedarf es außer einer energischen Kur vor allem der Zeit. Von den verschiedenen Spezialisten und Autoritäten werden als Minimum der Zeit, die für eine Paralysierung der Ansteckungsfähigkeit notwendig ist, drei bis vier Jahre festgesetzt. Man beurteile nun nach der folgenden Tabelle, die einem Bericht der Pariser Präfektur entnommen ist, inwieweit diese Forderung der Wissenschaft bei den kranken Prostituierten befolgt wird.

Es wurden im Hospital von St. Lazare syphiliskranke weibliche Personen behandelt:

123	Personen	10	bis	19	Tage
77	"	20	"	29	"
53	"	30	"	39	"
53	"	40	"	49	"
31	"	50	"	59	"
25	"	60	"	69	"
8	"	70	"	79	"
5	"	80	"	89	"
7	"	90	"	99	"
8	"	100	"	125	"
2	"	126	"	150	"
7	"	151	"	199	"
3	"	200	"	250	"

Vom medizinischen Standpunkte ist dieses Resultat

gleich Null. Die überwiegende Mehrzahl der Kranken wird ohne weiteres entlassen, sobald nur die äußeren Anzeichen der Krankheit verschwunden sind, wenn auch die letztere noch ihre volle Ansteckungskraft besitzt. Die in diesem Zustande entlassene Kranke erhält ein Zeugnis darüber, daß sie gesund ist, und so kann sie mit gutem Gewissen, auf ganz legalem Wege das furchtbare Gift nach links und rechts verbreiten, das zum Aussterben und zur Entartung ganzer Völker führt. Zu dieser Absurdität und Heuchelei führt ein System, das in seiner plumpen Roheit darauf ausgeht, soziale Schäden durch polizeiliche Maßregeln zu heilen.

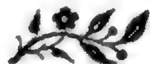
* * *

Zum Glück für Frankreich besitzen solche Übel, so alt und eingewurzelt sie auch sein mögen, nicht das Recht der Unantastbarkeit. Das Verdienst, den ersten Alarmschuß abgegeben und den Kampf mit gutem Mute aufgenommen zu haben, gebührt dem bekannten Schriftsteller und gewesenen Minister Yves Guyot, der noch vor zehn Jahren, ehe er seinen Feldzug gegen die Polizeipräfektur begonnen hatte, ein ganz unbekannter Journalist und frischgebackener Munizipalitätsrat war.

Im November 1877 veröffentlichte Guyot im damaligen „Droit de l'homme“ einen heftigen Artikel gegen die Sittenpolizei. Der Artikel machte großes Aufsehen, und seine erste praktische Folge war die Ablehnung des Budgets der Sittenpolizei von seiten des Gemeinderats. An demselben Tage, an dem diese Ablehnung erfolgte, erhielt Yves Guyot eine Vorladung vor den Unter-

suchungsrichter. Man beschuldigte ihn der böswilligen Verbreitung falscher Gerüchte, die zur Störung der öffentlichen Ruhe führen könnten, sowie der Verächtlichmachung der Agenten der öffentlichen Gewalt, deren Beruf er als unsittliches Gewerbe bezeichnet hatte. Umsonst erbot sich Guyot, alle Thatsachen zu beweisen, die er in seinem Artikel aufgezählt hatte, vergebens berief er sich auf die völlige Rechtswidrigkeit der Existenz der Sittenpolizei, die durch gar kein Gesetz sanktioniert sei. Das Gericht verurteilte den kühnen Journalisten zu 6 Monaten Gefängnis und 3000 Francs Geldstrafe, und seinen Verleger zu einem Monat Gefängnis und 1000 Francs Strafe.

Trotz alledem aber hat die reglementierte Prostitution und die Sittenpolizei in ihrer jetzigen Form sich in Frankreich überlebt und wird über kurz oder lang eine gänzliche Umgestaltung erfahren.



Der Selbstmord in Frankreich und in Europa.

Es giebt drei Thüren, durch die wir die Arena des Lebens verlassen: die eine ist die gewaltig hohe und breite Thür der Krankheit, durch die immer größere und größere Menschenmassen strömen; die andere, kleinere, ist die Thür des Alters, die sich beständig

verengert; die dritte endlich ist die finstere, unheimliche und blutbefleckte Thür des gewaltsamen Todes, namentlich des Selbstmordes, die sich mit jedem Tage mehr erweitert."

So schrieb der bekannte Süßmilch bereits im Jahre 1742. Und wir, die wir anderthalb Jahrhunderte später leben, sehen mit Schrecken, daß diese furchtbare dritte Thür bereits ganz ungeheuerliche Dimensionen annimmt: Zehntausende von Selbstmördern mit Stricken um den Hals, von aufgeschwollenen Wasserleichen, von Menschen mit zerschmetterten Schädeln und durchschnittenen Hälsen, von Vergifteten, Erstickten und Verbluteten fliehen in panischem Schrecken durch jene unheimliche Thür aus dem Dasein, um in die schwarzen Fluten des Nichtseins unterzutauchen.

Blickt man schärfer hin nach jenen entstellten Gesichtern, so findet man zu seinem größten Schrecken unter ihnen bartlose Jünglinge, Knaben, ja selbst Kinder, deren Zahl in dieser unheimlichen, an Dantes Hölle erinnernden Gesellschaft mit jedem Jahre zunimmt!

Was hat das zu bedeuten? Der lebenigde menschliche Gedanke arbeitet mit nie gekannter Schnelligkeit, jeder Tag bringt das Licht einer neuen Wahrheit in die Welt, durch welche die in Finsternis dahinbrütenden Massen erhellt werden, und täglich werden neue Vervollkommnungen und Entdeckungen zum Heile der Menschheit durch die Wissenschaft ersonnen. Man sollte meinen, daß das Leben immer schöner und angenehmer wird, zahllose Fäden sollten den Menschen

mit ihm verknüpfen — und statt dessen sehen wir, wie im Gegenteil der Wert des menschlichen Lebens mit erschreckender Rapidität sinkt, und sind Zeugen eines geradezu entsetzlichen Anwachsens der Selbstmordziffern. In Europa allein werden gegenwärtig alljährlich nicht weniger als 25000 Selbstmorde begangen. Die Schnelligkeit, mit welcher dieses Übel fortschreitet, hat in der That etwas Grausiges an sich. In Preußen z. B. ist während der fünf Jahre von 1873—1877 die Selbstmordziffer um 53 % gewachsen (von 2826 Fällen im Jahre 1873 auf 4330 Fälle im Jahre 1877). In Sachsen hat sich die Zahl der Selbstmorde in den Jahren 1871—1878 um 70,4 % vermehrt; im Herzogtum Baden von 1855—1875 um 54 %; in Bayern von 1872—1877 um 60 %. In Frankreich ist die Zahl der jährlichen Selbstmorde von 1739 im Jahre 1830 auf 6434 im Jahre 1878, d. h. um das Vierfache gestiegen. In Österreich wurden im Jahre 1865 nur 1464 Selbstmorde verzeichnet, im Jahre 1877 dagegen 3148 u. s. w.

Der Selbstmord ist allerdings keine neuzeitliche Erscheinung: er hat zu allen Zeiten und an allen Orten des Erdballs existiert. Aber sein Charakter ist auf den niedrigeren Stufen der menschlichen Entwicklung von durchaus anderer Art, wie der Selbstmord der Gegenwart. Der Kamtschadale, der sich das Leben nimmt, um dem Hunger oder Schmerz zu entgehen, begeht offenbar keinen Selbstmord im modernen Sinne, er macht vielmehr ein nach seiner Meinung recht vorteilhaftes Ge-

schäft, indem er ein schlechtes Leben mit einem besseren vertauscht, wo es Renntiere und Thran in Menge giebt, und wo der Mensch niemals krank ist. Die Neger der Insel Cuba, die im Jahre 1845 sich bekanntlich in ganzen Massen abschlachteten, wollten sich nur einer überflüssigen Bürde auf ihrer Wanderung in die afrikanische Heimat entledigen und waren vollkommen davon überzeugt, daß sie am dritten Tage ganz und unversehrt in dieser Heimat wieder erwachen würden. Es war nach ihrer Ansicht nichts weiter, als eine schlaue Art, ihren Sklavenhaltern zu entfliehen, deren Bluthunde nicht einmal imstande wären, die Flüchtlinge zu ereilen. Die Behörden der Insel Cuba brauchten nur anzuordnen, daß die Leichen der schwarzen Selbstmörder verbrannt und ihre Asche ins Meer geworfen würde, um jener Selbstmordepidemie sogleich Einhalt zu thun. In dieselbe Kategorie gehören die bekannten Selbstmorde der russischen Altgläubigen, die im vorigen Jahrhundert sich zu Hunderten in ihren Klöstern verbrannten, um dem Antichrist zu entgehen.

Im westlichen Europa haben die Selbstmorde einen ganz entgegengesetzten Charakter: sie werden, wie wir weiter unten sehen, ohne den Wunsch begangen, das Leben unter besseren Bedingungen wieder zu erneuern. Sie sind vielmehr in der Mehrzahl der Fälle mit der bestimmten Absicht verbunden, für immer zu „vergessen und zu entschlummern“.

Im Altertum wurde der Selbstmord nicht nur als eine gottlose, sondern auch als eine ehrlose und

schimpfliche That angesehen, die mit Mord und Diebstahl auf einer Stufe stand, ja sogar schlimmer war als diese. In Athen wurde der Leichnam des Selbstmörders einer schmachvollen Strafe unterzogen: eine Hand desselben ward durch den Henker vom Körper getrennt und öffentlich verbrannt oder gesondert vom Körper begraben. Es gab Ausnahmen, in denen das Gesetz den Selbstmord sogar gestattete; dann aber mußte derjenige, der seinem Leben ein Ende machen wollte, im Areopag erscheinen und seine Sache öffentlich vertreten. Wenn der Areopag das Gesuch des Bittstellers für berechtigt hielt, dann durfte er sich in allen Ehren zu seinen Vätern versammeln.

Eine ähnliche Sitte existierte zur Zeit des Valerius Maximus in Marseille. Dort hielten sogar die Behörden Gift für denjenigen bereit, dessen Selbstmordantrag durch den Senat genehmigt worden war. In Theben wurde der Leichnam des Selbstmörders mit Schimpf und Schande, in Abwesenheit seiner Familie und ohne alle religiösen Ceremonien, verbrannt. Mit welcher Strenge der Selbstmord in Sparta verfolgt wurde, kann man aus der Thatsache schließen, daß Aristodemus, der sich vorgeblich in der Schlacht bei Plataä mitten in die feindlichen Haufen gestürzt hatte, um dadurch seinen Tod zu finden, aus diesem Grunde eines ehrlichen Begräbnisses nicht für würdig erachtet wurde. Bei den alten Armeniern wurde das Haus eines Selbstmörders für entweiht gehalten und den Flammen übergeben. Auch in Rom existierten Gesetze

gegen den Selbstmord, obschon in der Epoche des Niederganges des Reichs der Selbstmord förmlich als Heroismus gefeiert wurde.

Dafür hat das Christentum den Selbstmord von Anfang an streng verurteilt. Die weltliche Obrigkeit war in dieser Hinsicht durchaus eines Sinnes mit der Geistlichkeit. Ein französisches Gesetz aus dem zwölften Jahrhundert regelte die Bestrafung des Selbstmordes in folgender Weise:

„Wenn ein Mensch sich selbst tötet, dann soll sein Leichnam auf die grausamste Weise durch die Straßen geschleift und aufgehängt werden, damit die andern darin ein warnendes Beispiel sehen. Der Leichnam eines solchen Toten soll nicht durch die Thür, sondern durch ein eigens zu dem Zweck ausgebrochenes Loch aus dem Hause gebracht werden, da er es nicht anders verdient."

Ludwig der Heilige fügte zu dieser Strafe noch die Konfiskation des Vermögens hinzu. Dieses Gesetz war bis zur großen französischen Revolution in Geltung. In den Memoiren Dangeots z. B. findet sich folgende naive Notiz: „Heut schenkte der König der Madame Dauphine einen Menschen, der sich selbst getötet hat. Sie hofft, viel Geld aus ihm herauszuschlagen."

Gegenwärtig sind alle derartigen Gesetze fast überall abgeschafft; dort, wo sie noch existieren, erscheinen sie als seltsame Anachronismen und werden überhaupt in der Praxis nicht mehr angewandt. Es ist ungerecht, die Familie des Selbstmörders, die durch solche Gesetze

aufs Schwerste betroffen wird, für eine Handlung verantwortlich zu machen, an der sie nicht mehr und nicht weniger schuld ist, wie die Gesellschaft selbst. Schon der Gedanke, einen Menschen dafür zu bestrafen, daß er unglücklich ist, ist eine Ungerechtigkeit.

Aber die angeführten Gesetze haben für uns noch eine andere, gleichsam symptomatische Bedeutung. Der Selbstmord konnte nur in solchen Zeiten mit Strenge verfolgt werden, in denen er eine verhältnismäßig seltene Erscheinung war; andererseits ist der Haß und die Verachtung, mit dem die Gesellschaft dem Selbstmörder begegnete, ein Zeugnis dafür, daß sie das menschliche Leben sehr hoch schätzte. Sobald jedoch die Anzahl der Selbstmorde sich stark zu vermehren beginnt, ändert sich auch die Meinung der Gesellschaft über diese Erscheinung, und die Gesetze werden entweder milder, oder sie werden überhaupt nicht mehr beachtet.

So war es z. B. zur Zeit der römischen Kaiser. Marcus Antonius hielt es für notwendig, folgendes Gesetz zu erlassen: „Wenn euer Vater oder Bruder, ohne irgend eines Verbrechens beschuldigt zu werden, oder um dem Schmerz zu entgehen, oder weil er des Lebens überdrüssig ist, oder aus Verzweiflung, oder aus Schwachsinnigkeit Hand an sich legt, dann soll sein Testament Gültigkeit behalten, und seine Erben sollen nach demselben die Erbschaft antreten."

Wie die römische Gesellschaft zu jener Zeit über den Selbstmord dachte, ist jedermann bekannt. Vor der großen französischen Revolution, als die sozialen

Zustände sich derartig zugespitzt hatten, daß die Selbstmorde sich rasch zu vermehren begannen, hatten sich nicht nur die Ansichten der Gesellschaft über diese Erscheinung wesentlich gemildert, sondern die eben erwähnten Gesetze fanden auch heftige Gegner, während andererseits dem Selbstmord in so genialen Männern wie Montaigne, Beccaria, Montesquieu, Voltaire und selbst Rousseau, der anfangs gegen den Selbstmord geschrieben hatte, Verteidiger erstanden. Überhaupt hat das achtzehnte Jahrhundert sich mit dem Thema des Selbstmordes lebhaft beschäftigt, in jener Zeit entstanden viele ausgezeichnete Abhandlungen über diesen Gegenstand, unter deren Verfassern wir nur Jean Dumas (1773), Dubois de Launay (1782), Madame Stael (1796), Barbeirac und Duvergier de Hauranne nennen.

In unseren Tagen wird der Selbstmord überhaupt nicht mehr als etwas Schmachvolles angesehen, dazu ist er zu häufig geworden. Ja man umgiebt ihn sogar mit einem gewissen Nimbus, man verherrlicht ihn poetisch und darin muß man allerdings die Folgen einer sozial-psychischen Krankheit erkennen.

Sehen wir nun zu, welches die Ursachen dieser traurigen Erscheinung sind. Um diese Frage zu beantworten, brauchen wir nur eingehend zu untersuchen, wer denn eigentlich zum Selbstmord greift. Von allen Selbstmorden kommen in den verschiedenen Ländern Europas auf das weibliche Geschlecht etwa 15—25%. Die meisten Frauen töten sich in England (25%),

dann folgen Schweden, Norwegen, Ungarn und Dänemark (23%), Holland und Frankreich (21%), Rußland und Italien (20%) und zuletzt Belgien (15%). Man sollte meinen, daß der Frauenselbstmord hauptsächlich eine Erscheinung des städtischen Lebens sei, und daß er auf dem Lande, wo die Frauen ein ruhiges und sicheres Leben führen, nur sehr selten vorkomme. In Frankreich, Italien, Preußen, Schweden, Norwegen und Dänemark begegnet uns jedoch die gerade entgegengesetzte Erscheinung: dort ist die Zahl der Selbstmörderinnen auf dem Lande weit größer, als die Zahl der Selbstmörderinnen in den Städten. In den Städten Frankreichs z. B. kommen 20% der Selbstmorde auf das weibliche Geschlecht, während die entsprechende Ziffer in den Dörfern auf 22% steigt; in Preußen beträgt das Verhältnis 19 und 21% u. s. w.

In ganz Europa (mit Ausnahme Österreichs) begeht die Frau den Selbstmord in sehr jungen Jahren. Bis zum 35., ja in einigen Ländern sogar bis zum 40. und selbst 50. Jahre ist die Zahl der weiblichen Selbstmörder größer als die der männlichen, und zwar ist der Unterschied ein ziemlich beträchtlicher. In Frankreich z. B. kommen auf 1000 Fälle 28 männliche und 57 weibliche Selbstmörder im Alter von 16 bis zu 20 Jahren; im Alter von 16—30 Jahren zählt man auf je 1000 Selbstmorde 142 männliche und 194 weibliche Personen.

Der günstige Einfluß, den die Ehe auf die Verminderung der Neigung zum Selbstmord ausüben soll,

wird als eine Thatsache angesehen, die über jeden Zweifel erhaben ist. Gleichwohl haben die letzten statistischen Feststellungen diese Annahme stark erschüttert, soweit wenigstens einige Länder in Europa in Betracht kommen. In Frankreich kommen auf eine Million der erwachsenen Bevölkerung 80 unverheiratete Mädchen und 80,87 verheiratete Frauen, die freiwillig aus dem Leben scheiden; in Italien beträgt dieses Verhältnis 19,8 (für unverheiratete) und 20,1 (für verheiratete Frauen). In Sachsen ist der Selbstmord unter den Unverheirateten seltener als unter den Verheirateten; auch sind dort die Ehescheidungen sehr häufig, wie überhaupt Sachsen das Land ist, in dem die meisten Ehescheidungen vorkommen. In Preußen ist der Selbstmord verheirateter Frauen ziemlich selten, dafür töten sich dort ebensoviel Ehegatten wie Junggesellen.

Ich kann keine genügende Erklärung dafür finden, weshalb in Ländern, in denen die Ehescheidung existiert, der Selbstmord unter Geschiedenen in verhältnismäßig hohem Maße vorkommt, daß beispielsweise in Sachsen unter einer Million Einwohnern 141 unverheiratete, 318 verheiratete, 550 verwitwete und 1400 geschiedene Personen Selbstmord begehen. Der Selbstmord unter verwitweten Personen ist sehr häufig, das hängt indessen nicht allein von dem Personenstande ab, sondern von einer andern, allgemeineren Thatsache. Die Witwer und Witwen sind in den weitaus meisten Fällen alte Leute; das Alter aber bildet eine über Erwarten

häufige Ursache des Selbstmordes. In der Zeit vom 50. bis zum 60. Lebensjahre ist die Zahl der Selbstmorde doppelt so groß, als in der Zeit vom 30. bis zum 40. Jahre; in der Periode vom 70. bis zum 80. Jahre ist sie sogar $2^1/_2$ mal so groß, als in der Zeit vom 40. bis zum 50. Jahre. Die Ursache dieser Erscheinung liegt unzweifelhaft in der elenden sozialen Lage. Im Alter, wenn die Kräfte erschlaffen, wenn unheilbare Krankheiten den Menschen befallen und er nicht mehr imstande ist, zu arbeiten, bleibt dem Invaliden der Arbeit keine andere Wahl, als entweder betteln zu gehen, oder seinem traurigen Leben gewaltsam ein Ende zu machen.

Man wird einwerfen: Wo bleibt die Familie, die erwachsenen Kinder, die dem greisen Vater ein Unterkommen gewähren können? Dieser Einwurf kann indessen nur für mehr oder weniger wohlhabende Familien gelten, nicht aber für den westeuropäischen Proletarier. Er kann nur mit Mühe sich selbst und seine Kinder durchs Leben bringen und sieht sich häufig, leider nur allzu häufig in der Lage, seine Kinder den Launen des Schicksals zu überlassen, oder sie vom zartesten Alter an in die Fabriken und Werkstätten zu schicken, damit er sie nicht vor seinen Augen verhungern sieht. Unter solchen Umständen kann man kaum erwarten, daß der Proletarier seinen greisen Eltern eine Unterstützung gewährt.

Auf dem Lande ist die materielle Lage eine günstigere, dafür aber kann man dort eine andere Erscheinung be-

obachten. Während der letzten hundert Jahre hat sich, wie zahlreiche Beobachter in Frankreich und in andern Ländern Europas festgestellt haben, die Jagd nach dem Gewinn derartig verbreitet, „daß, wenn der Familienvater bei Lebzeiten sein Besitztum unter seine Kinder verteilt und sich nur sein Plätzchen am Herd und am Tische derselben vorbehalten hat, die letzteren in ihrer Habgier den Alten in eine solche Lage versetzten, daß ihm nichts weiter übrig bleibt, als seinen Leiden gewaltsam ein Ende zu machen." (Worte des bekannten Statistikers Legoy.) Im Zusammenhang mit der Thatsache, daß der Selbstmord unter alten Leuten so häufig ist, können wir darauf hinweisen, daß dasselbe auch für die Trunksucht gilt, die sich in der Arbeiterklasse gerade in dem Lebensalter zwischen dem 45. und dem 50. Jahre auffallend stark vermehrt.

Man hat es häufig ausgesprochen, daß der Selbstmord ein Privileg des Verstandes, der Begabung, des Talentes sei. Dieser Gedanke, der im allgemeinen richtig ist, hat gleichwohl zu manchem falschen Schlusse geführt. Man könnte daraus folgern, daß der Fabrikant, der Gelehrte, der Arzt, Advokat, Richter, Literat, Gutsbesitzer schon infolge ihrer Lebenslage eine Abneigung gegen das Leben und folglich eine Neigung zum Selbstmord besitzen. Das ist indessen keineswegs der Fall. Im Jahre 1876 kamen in nachbenannten Gruppen auf je eine Million Köpfe folgende Prozentsätze von Selbstmorden:

	Landleute.	Gewerbl. Arbeiter.	Handel-treibende.
Männl.:	233,45	858,68	200,00
Weibl.:	59,42	135,73	20,95

	Dienstboten.	Leute der „freien Künste."	Beschäftigungslose oder Leute mit unbekanntem Berufe.
Männl.:	184,00	760,84	4400,75
Weibl.:	90,76	195,86	2758,40

Wer ist es also, der in erster Linie Selbstmord begeht? Vor allem sind es Leute, die überhaupt keinen Beruf haben, und die der oben citierte Statistiker Legoy ganz richtig als „Unglückliche" bezeichnet. Dann folgen die Proletarier der körperlichen Arbeit, dann das Proletariat des Gedankens, das unter die Rubrik der „freien Künste" fällt: unbekannte Künstler, Ärzte ohne Patienten, Advokaten ohne Klienten, Literaten, die für ihre Erzeugnisse keine Verwendung finden, und kleine Beamte. Alle diese Leute bilden im gegenwärtigen Frankreich und überhaupt in der westeuropäischen Gesellschaft eine zahlreiche Klasse.

Die wenigsten Selbstmorde kommen im Handelsstande, dieser herrschenden Klasse in unserer heutigen Bourgeoiswelt, sowie unter den Dienstboten und den Landwirten vor. Man sollte meinen, daß die letztgenannte Klasse durch die Art ihrer Beschäftigung überhaupt vor dem Selbstmorde bewahrt wird; gleichwohl sehen wir, daß unter den Landleuten der Selbstmord

häufiger ist, als unter den Dienstboten, und auch häufiger, als unter den Handeltreibenden, die doch ein von Sorgen und Schicksalsschlägen aller Art so vielfach heimgesuchtes Dasein führen.

Die Ursache dieser Erscheinung liegt ohne Zweifel darin, daß die offizielle Statistik in Bezug auf die Klasse der Landwirte keinen Unterschied zwischen Bauern und ländlichen Proletariern macht. Wer in einem französischen Dorfe gelebt hat, der weiß, welch gewaltiger Abstand zwischen diesen beiden Klassen besteht. Die erstgenannten sind kleine Landbesitzer, geizig, beschränkt und konservativ; ihr einziger Gedanke, ihr ganzer Ehrgeiz besteht darin, ihren in den meisten Fällen einzigen Sohn „etwas Ordentliches“ werden zu lassen, ihn als Advokaten, als Arzt oder wenigstens als wohlhabenden Dorfprotzen zu sehen. Die andern sind unglückliche Hungerleider, die für den Bauern arbeiten, gewöhnlich mit einer großen Familie gesegnet sind, in elenden Hütten, die nicht einmal ihr Eigentum sind, wohnen, sich ganz erbärmlich nähren und vielfach der Trunksucht frönen. Unter diesen armen Schluckern ist der Selbstmord in ganz ungewöhnlichem Maße verbreitet. Daß meine Auffassung richtig ist, beweist das Beispiel Englands, wo der Selbstmord in den Ackerbauprovinzen, namentlich in Surrey, Kent, Sussex, Hampshire und Berkshire häufiger vorkommt, als selbst in den Industriecentren. England ist bekanntlich das Land, in dem die Expropriation des kleinen Landwirts längst vor sich gegangen ist, so daß

das ländliche Proletariat sich dort in einer weit elenderen Lage befindet, als in irgend einem anderen Lande.

Wir haben gesehen, daß die Klasse der Handeltreibenden weniger als jede andere Selbstmord begeht. Die Juden, deren Hauptbeschäftigung auf dem ganzen Erdball der Handel ist, liefern den glänzendsten Beweis für diese Thatsache. Der Selbstmord ist bei ihnen eine ganz ungewöhnliche Erscheinung. Unter allen europäischen Völkern begehen sie die wenigsten Selbstmorde. Die Protestanten Deutschlands greifen häufiger zum Selbstmord, wie die Katholiken dieses Landes.

Der Selbstmord im Heere ist im ganzen westlichen Europa ungewöhnlich häufig. So beträgt beispielsweise in Frankreich die Selbstmordziffer für die männliche Bevölkerung in der Zeit vom 21. bis zum 24. Jahre 287 auf eine Million Seelen, während im Heere für denselben Lebensabschnitt auf eine Million Soldaten 328 Selbstmorde kommen. In Preußen kamen im Jahre 1872 auf eine Million Soldaten 620 Selbstmorde, während für die übrige Bevölkerung im Alter von 20—30 Jahren die Selbstmordziffer nur 394 betrug. In Frankreich haben sich seit der Einführung der kürzeren Dienstzeit (im Jahre 1874) die Selbstmorde wesentlich vermindert. Im Jahre 1875 gab es auf 382,816 Mann noch 168 Selbstmorde, während 1877 das gesamte stehende Heer von 440,000 Mann nur 135 Selbstmorde aufzuweisen hatte. In Preußen ist, wie die offiziellen Daten beweisen, die Selbstmordziffer trotz der dreijährigen Dienstzeit in beständigem

Wachstum begriffen, namentlich seit dem deutsch-französischen Kriege. Bemerkenswert ist, daß eine verhältnismäßig große Anzahl von Selbstmorden in der Armee auf die höheren Offiziere kommt, die nicht aus Zwang, sondern freiwillig dienen.

Wenn man die Sache a priori beurteilt, dann sollte man erwarten, daß die Gefängnishaft unter allen Umständen auf die Neigung zum Selbstmord einen verhängnisvollen Einfluß ausübe. Die Thatsachen widersprechen indes einer solchen Annahme. Alle französischen Forscher behaupten einmütig, daß bis in die vierziger Jahre der Selbstmord in den französischen Gefängnissen eine ungewöhnlich seltene, fast unbekannte Erscheinung war. So kam in der Strafanstalt zu Rochefort im Laufe von 30 Jahren (bis 1835) nicht ein einziger Selbstmord vor; dasselbe gilt (bis 1818) von der Anstalt zu Toulon, die jährlich im Durchschnitt 3922 Sträflinge zählte, u. s. w.

Gegenwärtig ist in dieser Hinsicht eine Änderung eingetreten: Selbstmorde kommen im Gefängnis sehr häufig vor. Während jedoch in den gemeinschaftlichen Zellen der Selbstmord zwei- oder dreimal so häufig ist, wie in der Freiheit, ist er in den Isolierzellen nahezu zehnmal so häufig, oder noch häufiger. In Paris kommen in den drei Gefängnissen, welche die Einzelhaft haben, jährlich 83 Selbstmorde auf 33,454 Arrestanten, das macht auf eine Million 2480 Selbstmorde. Für die freie Bevölkerung von Paris beträgt die entsprechende Zahl 327. Die meisten Selbstmorde kommen auf die

Gefangenen im ersten Jahre der Haft, so daß beispielsweise in den Zuchtpolizeigefängnissen auf eine Million Arrestanten 1084 und in den Centralgefängnissen nur 189 Selbstmorde kommen. 70 % der Gefängnisselbstmorde entfallen auf die Klasse der „Beschäftigungslosen“.

Kriege und politische Krisen jeder Art haben eine Verminderung der Selbstmordziffer zur unmittelbaren Folge. Dagegen steigt die Zahl der Selbstmorde fast immer in den Jahren, die auf solche Ereignisse folgen. Anders wirkt die wirtschaftliche Krisis, der sogenannte „Krach“: sie ruft eine rapide Steigerung der Zahl der Selbstmorde hervor.

Ohne uns auf eine eingehendere Analyse der statistischen Zahlen einzulassen, sind wir schon jetzt berechtigt, die folgenden Schlüsse zu ziehen: der Selbstmord wächst parallel mit dem Anwachsen des Proletariats im westlichen Europa; die meisten Selbstmorde begehen alte Leute, die an ihrem Lebensabend hilflos und ohne alle Subsistenzmittel dastehen; Selbstmord begeht der Industriearbeiter, diese intelligenteste Klasse im Volke, die aber zugleich am tiefsten leidet und ihre elende Lage am unmittelbarsten empfindet; Selbstmord begeht der Arbeiter, der sich schlecht ernährt und, um die Leistungsfähigkeit seiner Muskeln zu steigern, viel Branntwein zu sich nimmt; Selbstmord begeht endlich der Proletarier der geistigen Arbeit. Das Anwachsen des Proletariats bedingt in ganz Europa eine Verminderung der Zahl der Ehen, und aus dieser folgt wiederum ein

Anwachsen des Lasters und die ungewöhnlich große Anzahl von Selbstmorden weiblicher Personen im sogenannten „Alter der Liebe“. Infolge der Verschlechterung der materiellen Lebensbedingungen spielt bei der Schließung der Ehen die Berechnung eine Hauptrolle — daher das Herabsinken der Stellung der Frau innerhalb der Familie und das Steigen der Zahl der Selbstmorde verheirateter Frauen. Die Vermehrung der stehenden Heere endlich, die gewaltsame Losreißung junger Leute aus der Mitte der Ihrigen trägt in unheimlicher Weise zur Vermehrung der Selbstmorde bei.

Es ist somit nicht die Civilisation und nicht die Verbreitung der Aufklärung, die an und für sich zur Steigerung des von uns behandelten Übels beiträgt, sondern vielmehr die Armut und die Unmöglichkeit, die stetig wachsenden Bedürfnisse der Menschen zu befriedigen. Es giebt Mittel, diese Mängel zu bekämpfen, und es ist unerläßlich notwendig, sie zu bekämpfen.



Bei Magnan.

Weit im Süden von Paris, in einem Stadtviertel, das von lauter Trödlern bewohnt wird, befindet sich gleichsam ein ganzes Städtchen für sich, das von einer endlos langen, grauen Mauer umschlossen ist. Von der Straße aus sieht man hinter dieser Mauer

nur die oberen Etagen der unregelmäßig zerstreuten Häuser und ihre ziegelroten Dächer. Beim ersten Blick glaubt man ein Gefängnis vor sich zu haben; sieht man jedoch näher zu, dann überzeugt man sich, daß es etwas anderes, noch Traurigeres und Unheimlicheres ist. Es ist das Asyl St. Anne, das Irrenhaus des Seine-Departements.

Wer in Paris war und nicht in diesen Winkel hineingeschaut hat, der kennt nur das äußere, blitzblanke und lachende Paris, die Stadt mit den zu jeder Nachtstunde hell erleuchteten Boulevards, mit den prunkvollen, in hellem Glanze blitzenden Schaufenstern der vornehmen Magazine und Cafés, mit der fröhlichen Menschenmenge, den vergnügten Gesichtern und den liebenswürdigen Umgangsformen, während jenes andere, tragisch-düstre Paris ihm unbekannt bleibt, das voll Verzweiflung für Reichtum, Ehre und alle möglichen großen und kleinen Ideale kämpft und kämpfend zusammenbricht, ohne sein Ziel erreicht zu haben.

Wer nicht zu träge ist, um in früher Morgenstunde aufzustehen, der sollte sich an einem winterlichen Sonntagmorgen hierher bemühen, um an einer Vorlesung des Professors Magnan im Asyl St. Anne teilzunehmen. Hier wird er recht peinliche, aber ebenso lehrreiche Dinge zu sehen bekommen. In langer Reihe werden an ihm die Opfer eines erfolglosen Kampfes ums Dasein vorübermarschieren, lebendige Illustrationen der Unvollkommenheiten einer intensiven Civilisation, welche die menschlichen Hirne und Lebenskräfte aufreibt.

Viele jener Erscheinungen, die einem im Leben der französischen Gesellschaft unbegreiflich vorkommen, werden in einer solchen Vorlesung Magnans ohne weiteres verständlich und klar werden. Man ist beispielsweise in ganz Europa daran gewöhnt, die Franzosen als einen leichtfertigen Menschenschlag ohne jedes tiefere Innenleben zu betrachten. Statt dessen wird man sehen, daß diese vermeintlichen Leichtfüße furchtbarere Seelenleiden erdulden, als alle Deutschen, Spanier und Italiener zusammengenommen. Sie sparen mehr, als alle andern Nationen, gleichwohl aber hat sich die Trunksucht bei ihnen innerhalb dreißig Jahren verdoppelt, und sie wächst von Tag zu Tage in ganz erschrecklichem Maßstabe. Die Kinderlosigkeit ist beim französischen Volke zu einer Massenerscheinung geworden, der Zuwachs der Bevölkerung vermindert sich von Jahr zu Jahr in rapidem Verhältnis; auf je 10000 Menschen kommen zehn Cretins und Idioten und fünfzehn Irrsinnige; das ganze Volk geht, mit einem Worte, seiner Entartung entgegen.

Merkwürdig ist, daß eine Erscheinung, die an sich sympathisch berührt, nämlich das Bestreben, zu sparen und Kapital anzusammeln, hier so häufig zu den allertraurigsten Folgen führt. Der Arbeiter unterzieht sich allen nur erdenklichen Entbehrungen, um für den Tag der Not ein paar Pfennige zusammenzubringen. Er ißt schlecht, weil die Nahrungsmittel teuer sind, doch trinkt er dafür den giftigen Wein und Branntwein, um die Spannkraft seiner Muskeln anzuregen. Er trinkt nicht viel

auf einmal, dafür aber in einem fort: am Morgen auf nüchternen Magen, um Mittag zum Frühstücksbrot, um 4 Uhr zur Vesperzeit und am Abend zu seiner Hauptmahlzeit. Das genügt vollkommen, um auf die Dauer der Zeit einen Alkoholisten aus ihm zu machen, ohne daß er selbst etwas davon merkt. Schließlich findet er sich eines Tages im Krankenhause mit einem ausgebildeten Delirium tremens oder im Anfangsstadium einer allgemeinen Lähmung.

Vor etlichen Jahren hatte Magnan einen Patienten, der in dieser Hinsicht sehr interessant war. Derselbe war eines Tages, als er eben aus einem öffentlichen Lokale trat, mit einem ihm gänzlich unbekannten Menschen zusammengestoßen. Er zog seinen Revolver hervor und schoß den Unbekannten nieder. Man verhaftete den Mörder und fand bei seiner Durchsuchung etliche Tausend Francs in seinen Taschen.

„Weshalb haben Sie diesen Menschen getötet, der Ihnen doch nichts gethan hat?“ fragte man ihn.

„Weil er mich behexen wollte, um mir dann mein Geld abzunehmen.“

Der Arzt erkannte in ihm ohne Mühe einen Alkoholisten, der das Opfer seiner Sparwut geworden war.

Ein anderer Fall. In das Auditorium wird ein hoher, stattlicher Arbeiter von vierzig Jahren, Mechaniker seines Zeichens, hereingeführt. Die grauen Augen lächeln geistlos, die ganze Gestalt prägt eine ungewöhnliche Selbstzufriedenheit aus.

„Guten Tag, Ihr Herren Minister und Gesandten,“ beginnt er lebhaft, jedoch mit undeutlicher Stimme,

indem er den Zuhörern in der ersten Reihe die Hand schüttelt. „Ich danke Ihnen, daß Sie zu meiner Hochzeit erschienen sind. Ich heirate die Tochter des Herrn Grévy . . . Ich selbst bin nämlich Herr Grévy, und außerdem noch Millionär; ich habe ein jährliches Einkommen von 40000 Milliarden.“

Magnan läßt ihn eine zeitlang schwatzen, dann legt er ihm die Hand auf die Schulter und fragt ihn ruhig:

„Wieviel verdienen Sie täglich?“

„Fünf Francs, Herr Professor.“

Dieser zusammenhangslose Unsinn ist das charakteristische Anzeichen eines allgemeinen Verfalls der Geisteskräfte. Die Geschichte dieses Kranken ist annähernd dieselbe, wie die des ersten. Ein Vermögensverlust wirkt auf diese kleinen Leute stets verhängnisvoll. Durch den beständigen Kampf und die ewigen Entbehrungen wird ihr Organismus so angegriffen, daß er selten imstande ist, einen solchen Schicksalsschlag zu ertragen. Ich erinnere mich folgender Scene aus einer der Vorlesungen Magnans, die einen tiefen Eindruck auf die Zuhörer hervorbrachte.

„Jetzt, meine Herren,“ sagte der Professor, „werde ich Ihnen ein anderes Exemplar desselben maniakalischen Irrsinns vorführen. Sie werden sehen, in wie mannigfacher Weise sich derselbe äußert. Der Kranke, der Ihnen vorgeführt werden wird, war Buchhalter in einem Handelshause auf der Rue St. Honoré. Beim Krach des Hauses Bontoux & Comp. verlor er an einem Tage alle seine Ersparnisse, die Früchte viel-

jähriger Entbehrungen. Er kam dabei um seinen Verstand und ist für immer unheilbar. Sie werden sehen, welche charakteristische Form seine Wahnvorstellungen angenommen haben."

Auf ein gegebenes Zeichen öffnete sich eine dunkle Thür im Hintergrunde, und auf der Estrade erschien eine Gestalt in blauer Blouse, mit einem großen, vollgepfropften Portefeuille unter dem Arm. Hinter ihm blieb in ehrerbietiger Entfernung der Krankenhauswärter stehen. Der Kranke schien nicht älter als 35 Jahre. Sein Gesicht war brünett, der starke Bartwuchs begann dicht unter den Augen, die von buschigen Brauen bedeckt waren. Er trat vor und blieb mit gesenktem Haupte stehen. Er hatte kaum eine Vorstellung davon, wo er sich befand, bemerkte kaum das große Auditorium des berühmten Psychiaters, aus dem ihm lauter unbekannte Gesichter entgegenstarrten. Irgendwelche weltferne Gedanken schienen sein armes Hirn aufgezehrt zu haben.

„Ich begrüße Sie, mein Freund; haben Sie gut geschlafen?" fragte der Professor, indem er den Kranken an der Hand faßte.

Der Kranke schüttelte zerstreut den Kopf.

„Ich wollte Ihnen das Vergnügen bereiten," fuhr Magnan fort, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte, „Sie hier vor dieser gelehrten Versammlung reden zu lassen. Diese Leute werden Sie verstehen und Ihre Ideen zu würdigen wissen. Wollen Sie ihnen nicht über Ihre Entdeckung einen Vortrag halten?"

Ein glückliches Lächeln glitt über das Gesicht des Kranken. Die Augen blitzten für einen Moment unter den dichten Brauen hervor, er that einen Schritt vorwärts, nahm die Haltung eines begeisterten Propheten an und begann also:

„Mitmenschen! Brüder! Genug der brudermörderischen Feindschaft, der gegenseitigen Betrügereien und Listen! Wir sind zu Glück und Freude geboren, wir sind zur Liebe geschaffen. Ihr habt bisher nur darum geduldet und gelitten, weil Ihr Eure Bedürfnisse nicht zu befriedigen vermochtet; deshalb wart Ihr böse, deshalb habt Ihr einander bekriegt und beraubt. Der Staat hat Euch mit Steuern belastet, die Ihr nicht mehr zu zahlen vermochtet, Eure Kinder haben geweint, weil Ihr sie nicht sättigen konntet. Jetzt ist das alles anders geworden: ich habe ein Mittel gefunden, das die Menschheit für ewige Zeiten glücklich machen wird, das alle Thränen trocknen und das goldene Zeitalter auf Erden verwirklichen wird. Von nun an wird Frankreich, wird die ganze Welt sich in lachende Fluren und Auen verwandeln.“

Er sprach gegen zehn Minuten und ließ sich mehr und mehr von seiner Begeisterung hinreißen. Sein gutmütiges Gesicht nahm dabei einen ungewöhnlich liebenswürdigen und rührenden Ausdruck an. Der Professor unterbrach ihn plötzlich mit den Worten:

„Zeigen Sie doch dieser gelehrten Versammlung die Atteste, die Ihnen von den verschiedenen Gemeinden Frankreichs ausgestellt worden sind.“

Der Kranke öffnete sein Portefeuille, und es fielen aus demselben verschiedene Stücke Packpapier heraus, die mit weißen Stückchen Papier beklebt waren. Viele derselben waren mit allem möglichen albernen Zeug beschrieben. Es waren Schreibübungen der Gemeindeschreiber, bei denen er mit der Bitte um ein Attest vorgesprochen hatte. Mit diesem Dokument hatte er auch den Versuch gemacht, zu Grévy vorzudringen, um ihn zur Annahme seines „Projekts" zu bewegen. Im Elysée ward er denn auch verhaftet.

„Wollen Sie jetzt dem verehrten Publikum erklären, worin Ihr Projekt besteht?" wandte sich Magnan an den Kranken.

Das Gesicht des Irrsinnigen verdüsterte sich plötzlich, er ließ den Kopf sinken und begann allerhand Unsinn vor sich her zu murmeln. Der Professor sagte ihm, daß er sich deutlicher ausdrücken sollte; da nahm sein Gesicht plötzlich einen wilden Ausdruck an, er wurde heftig erregt, und man mußte ihn abführen.

Ein Glück ist es immer noch, wenn diese Unglücklichen ohne Familie sind; leider aber haben viele von ihnen Frau und Kinder. Die Mehrzahl der Insassen von Bicêtre, Asyle St. Anne und Salpetrière sind Kinder von Alkoholisten, Epileptikern und Irrsinnigen. Professor Magnan zeigte uns jüngst eine ganze Familie von Irrsinnigen: Mutter, Sohn und Enkel. Alle drei befinden sich im Irrenhause. Zuerst brachte man den Kleinen hinein. Er ist erst neun Jahre alt, doch ist er so klein, daß er auf einen Stuhl gestellt werden

mußte, damit das Publikum ihn sehen konnte. Dieser Knabe ist ein Melancholiker und von der Selbstmordmanie befallen.

„Weshalb wolltest Du Dich denn töten, mein lieber Freund?“ fragte der Professor.

„Weil ‚er‘ mir immer zuruft: ‚Töte Dich! Töte Dich!‘“

„Wer ist dieser ‚er‘?“

„Ein kleiner schwarzer Mensch, aus dessen Munde Feuer kommt.“

‚Und weshalb weinst Du so oft, weshalb bist Du so traurig?“

„Ach, mein Herr, mir ist so schwer ums Herz!“

Der Vater des Knaben ist Drechsler; er ist 37 Jahre alt, hat ein gutmütiges und ehrbares, jedoch höchst melancholisches Gesicht.

„Weshalb sind Ihre Hände verwundet?“

„Ich hab' es nicht absichtlich gethan, ‚er‘ hat mich gestoßen. Ich weiß nicht, was ich ‚ihm‘ gethan habe, daß er mich zu Grunde richten will. Ich habe niemandem Böses zugefügt, ich hab' mein Leben lang ehrlich für mich und meine Familie das tägliche Brot verdient, bis ‚er‘ sich hineinmischte. — Vor einem Jahre etwa begann ‚er‘ mich fortwährend an den Arm zu stoßen und verwundete mich immer. Wie oft hab' ich ihn gebeten: ‚Erbarmen Sie sich doch, wenn nicht meiner, so doch wenigstens meiner kleinen Kinder!‘ ‚Er‘ aber lachte nur. Einst beugte ich mich über das Bett meines Knaben, da flüsterte ‚er‘ mir zu: ‚Er-

würge ihn doch, so . . .' und er zeigte mir, wie ich's machen sollte."

„Wer ist denn nun eigentlich dieser „er" — der Teufel?"

„O nein, einen Teufel giebt es nicht! Ich weiß nicht, wer ‚er' ist."

Bei den Parisern, die größtenteils wenig oder gar nichts glauben, vertritt in jüngster Zeit in der Phantasie der Irrsinnigen die Polizei die Stelle des Teufels.

Die Mutter unseres Drechslers ist von religiösem Wahnsinn befallen. Es existiert die Ansicht (auch Griesinger hat dieselbe seiner Zeit vertreten), daß zu Zeiten revolutionärer Bewegungen und Kriege die Irrsinnsfälle sich vermindern. Professor Magnan kommt auf Grund seines reichen Beobachtungsmaterials zu ganz entgegengesetzten Folgerungen. Nach seiner Meinung liefert eine Volksmenge, die lange Zeit durch schlechte Ernährung, Alkoholismus und Entbehrungen jeder Art „vorbereitet" wurde, gerade diejenigen Elemente, die beim Ausbrechen von Volksaufständen sich durch ganz besondere Grausamkeit auszeichnen. Nach Magnans Beobachtungen befand sich unter den Kommunarden ein großer Prozentsatz von solchen Leuten, namentlich von Trunkenbolden. Außerdem haben die Kinder, die in Zeiten sozialer Wirren empfangen werden, selbst wenn sie von gesunden Eltern abstammen, eine starke Neigung zum Irrsinn und liefern einen großen Prozentsatz der Irrsinnigen. Nach dem Kriege von 1870/71 ist der Irrsinn in Frankreich überhaupt rasch gestiegen.



Ein Abend in der Salpetrière.

Alljährlich gegen Ende Juni, wenn die Theater geschlossen werden und der launenhafte Pariser Sommer sich endlich in der Seinestadt häuslich eingerichtet hat, wird in dem Hospital für geisteskranke Frauen und Kinder, der Salpetrière, eine ergreifende Feierlichkeit, bestehend in Konzert- und Theatervorstellung, für die armen Bewohner dieses riesigen Irrenhauses veranstaltet. Die Künstlerinnen und Künstler der besten Pariser Theater, der „Oper“, der „komischen Oper“, der „Comédie française“, des „Gymnase“ ꝛc. bieten sich selbst zu diesen Vorstellungen an, und man muß ihre Freude sehen, wenn es ihnen gelingt, ihr krankes Publikum zu erheitern und seinen Beifall zu erringen. Die Künstler suchen zu diesem Zweck ihre heitersten Piecen hervor und geben die lustigsten Possen mit einer Begeisterung zum besten, als ob die Unterhaltung der Kranken ihnen selbst den größten Genuß bereite.

Schon die Nachricht von der bevorstehenden „Abendunterhaltung“ bringt unter den Bewohnerinnen der Salpetrière eine große Bewegung hervor; nicht, als ob sie zu gewöhnlicher Zeit der Unterhaltung entbehren müßten: finden doch jahraus, jahrein zweimal wöchentlich in dem großen Saale des Krankenhauses Tanzvergnügungen statt. Ein eigens zu diesem Zweck gemieteter Klavierspieler giebt seine Stücke zum besten, und die Wärterinnen engagieren, indem sie die Rolle

der Herren übernehmen, die Kranken zu lustigen Quadrillen und Walzern.

Aber das sind nur sozusagen häusliche Vergnügungen, während die Geisteskranken den Wunsch haben, mit gesunden Leuten zusammenzukommen — nicht immer mit Verrückten, als welche ihnen nämlich alle andern Hausgenossen außer ihnen selbst gelten. Die armen, umdüsterten Gehirne machen nun die größten Anstrengungen, um zu der verhältnismäßig geringen Zahl von Auserwählten zu gehören, die der Theatervorstellung beiwohnen dürfen. Die Kranken der Salpetrière zählen nämlich nach etlichen Tausenden, während das Amphitheater, in dem die Vorstellung stattfindet, nur 500 Menschen faßt. Außerdem halten es die Kranken für unerläßlich, bei der seltenen Feierlichkeit in großer Toilette zu erscheinen, um dem Publikum zu imponieren. Das alles erfordert natürlich viel Zeit und Mühe.

Um acht Uhr abends sind alle Bänke des Amphitheaters besetzt. Lebhaftes Geplauder erfüllt den Saal, von Zeit zu Zeit vernimmt man ein nervöses Auflachen, oder das Flüstern eines Gebetes, oder eine seltsame Stimme, die der „Volksmenge,“ d. h. den etwa 200 eingeladenen, auf der Estrade sitzenden Gästen eine Rede hält. Eine ehrwürdige Alte im hellen Kleide, mit einem ganzen Berg von Blumen auf dem Hute, verneigt sich majestätisch nach allen Seiten und nimmt Platz. Und dann, als ob ihr plötzlich etwas einfiele, schreit sie mit lauter Stimme durch den Saal: „Vive l'Empereur! A bas la République! ...“ Diese Dame ist — die „Ge-

mahlin Napoleons I."; sie ist bereits seit 36 Jahren in der Salpetrière und zählt gegenwärtig 86 Jahre. Noch eine zweite, sehr ehrenwerte Dame ist da, die beständig in ein Selbstgespräch vertieft ist und einen großen Beutel, welcher alle ihre Habseligkeiten enthält, auf den Knieen liegen hat.

Andere dieser Damen weinen leise vor sich hin; noch andere lachen vergnügt, da sie in der Menge ihre Bekannten oder Geliebten bemerkt zu haben glauben.

Im allgemeinen herrscht eine heitere Stimmung in der Gesellschaft. Sobald das Gas hochgeschraubt wird, ertönt, wie im Theater, ein allgemeines: „Ah!"

Sobald Dr. Voisin oder Herr Peyron, der Direktor der öffentlichen Wohlthätigkeit, im Saal erscheint, ertönt jedesmal zu ihrer Begrüßung eine dreimalige Beifallssalve:

„Bravo, bravo!" oder: „Es lebe der Doktor! Hoch Peyron! . . ."

Die Vorstellung beginnt. Der Künstler Lyonnais, einer der Veranstalter der Festlichkeit, wendet sich an die „geehrten Herrschaften" mit einer kurzen Rede, in der er unter anderm sich entschuldigt, daß er kein gedrucktes Programm besorgt hat.

„O, das thut nichts!" ruft man ihm entgegen.

Die Monologe St. Germains und der Madame Brandès, drollige Liedchen von der Art des „Bon soir, Mr. Pantalon!" und andere Kleinigkeiten dieser Art rufen einen wahren Beifallssturm hervor. Mehr als einmal ertönt der Ruf: „Da capo!" und die Künstler

gewähren mit liebenswürdigem Lächeln den Wunsch der Zuhörer. Bisweilen muß einer der Vortragenden einhalten, um den Dienerinnen zur Abführung einer Kranken Zeit zu lassen, die einen Tobsuchtsanfall bekommen hat oder in Krämpfe gefallen ist. . . .

Unter den Aufseherinnen fiel an diesem Abend eine ältere Dame mit offenem und klugem Gesichte auf, die bescheiden in einer Ecke saß und zuhörte. Sie trug das rote Band der Ehrenlegion auf der weißen Schürze, die sie über dem schwarzen Kleide angelegt hatte. Diese Person ist Mademoiselle Nicole, von der in letzter Zeit vielfach die Rede war. Es ist dies eine der edelsten Erscheinungen der heutigen französischen Frauenwelt, ein Typus, den die pessimistische Literatur der Gegenwart mit Stillschweigen übergeht, und der auch sonst dem Franzosen wenig oder gar nicht bekannt ist. Es bedurfte eines außergewöhnlichen Effekts, um diese Dame zum Tagesgespräch zu machen. Mademoiselle Nicole gehört einer reichen Familie an — man hat mir versichert, daß sie Millionärin ist. Vor dreißig Jahren ward ihre Mutter von einer Nervenkrankheit befallen, die ihre Überführung in die Salpetrière notwendig machte. Die junge Dame, die von ungewöhnlicher Schönheit und hochgebildet war, trat als Krankenwärterin in das Hospital ein, um ihre Mutter pflegen zu können. Seit jener Zeit hat Mademoiselle Nicole die Salpetrière nicht wieder verlassen. Familie, Verwandtschaft, Ehe — alles hat sie hingegeben, um die ganze Kraft ihrer Liebe auf „ihre Kinder“ zu

übertragen, wie sie die Idioten und Cretins gewöhnlich nennt, die sie pflegt, erzieht und unterrichtet, wie selten eine Mutter. Nichts interessiert sie, was nicht auf ihre Zöglinge Bezug hat, nur für sie ist sie Pädagogin, Künstlerin und Gelehrte geworden, um ihretwillen allein hat sie eine schier endlose Zahl von Handwerken erlernt.

Die Regierung wollte dieser aufopferungsvollen Dame zu verschiedenen Malen das Kreuz der Ehrenlegion verleihen, Mademoiselle Nicole aber hat diese Ehre jedesmal abgelehnt. Im Winter 1888 machte jedoch der neuerwählte Präsident Carnot der Salpetrière seinen Besuch. Die treffliche Dame zeigte ihm mit Stolz ihre Zöglinge, indem sie heimlich eine Vergünstigung für dieselben von dem Präsidenten zu erlangen hoffte. Carnot war gerührt von dieser Selbstverleugnung und leidenschaftlichen Hingebung an ein Werk edler Menschenliebe. Er wandte sich zu einem der Ärzte der Anstalt, nahm aus seinem Knopfloch das rote Band und heftete es eigenhändig an die Schürze der Mademoiselle Nicole. Durch diesen Vorfall erst erfuhren die Pariser, wer Mademoiselle Nicole war, und welche Lebensaufgabe sie sich gestellt hatte.

An dem Theaterabend, von dem ich spreche, erwartete Mademoiselle Nicole eine neue Überraschung: der Abgeordnete Clovis Hugues las ein prächtiges Gedicht vor, das er ihr zu Ehren verfaßt hatte. Es schloß mit den Worten:

„Saluez maintenant cette folle,
La folle du devoir.“

Man muß die Überraschung und die Todesblässe gesehen haben, welche das Antlitz dieser bescheidenen, jeder geräuschvollen Ovation abgeneigten Frau bedeckte, als bei den Worten Hugues die ganze Versammlung, Irrsinnige und Gesunde, sich erhob und der Saal von ihrem rauschenden Beifall wiedertönte.



Die Trunksucht in Frankreich und ihre Bekämpfung.

Gegenwärtig gilt die Thatsache als feststehend, daß die Trunksucht mit allen ihren Folgen nicht sowohl davon abhängt, in welchem Maße und wie die alkoholischen Mittel genossen werden, sondern viel mehr davon, welche Art von Getränken genossen wird. So behauptet Bouchardat, daß „die Trunkenheit, die durch den Genuß des Weines hervorgerufen wird, weit weniger rasche und eingreifende Wirkungen auf den Nerven- und Verdauungsapparat hervorbringt, als der Genuß des Branntweins.“ Der Wein, das Bier, der Cider erregt nach den Worten Leforts die Gefühle, verdüstert den Verstand und stört die natürliche Bewegung, doch bringen diese Getränke keine tiefere Veränderung im Organismus hervor. Der Rausch, den sie erzeugen, stimmt den Trinker heiter, er schwatzt,

lärmt und wird selbst einmal heftig, doch sinkt er nie in jenen Zustand der Sinnlosigkeit und Vertierung herab und wird nie zur Begehung von Grausamkeiten getrieben.

Doktor Rabuteau teilt in seinem bemerkenswerten Vortrage, den er im Jahre 1870 in der Pariser Akademie hielt, und in einem Memoire, das er auf dem Kongreß der Temperenzgesellschaft im August 1878 bekannt gab, seine Beobachtungen mit, nach denen in denjenigen Gegenden Frankreichs, die den Weinbau betreiben, und deren Bevölkerung folglich unverfälschten Wein trinkt, der Alkoholismus fast unbekannt ist. „Ich bleibe“, sagte Rabuteau auf dem Kongreß, „bei der Ansicht, die ich für die einzig richtige halte, daß nämlich der Alkoholismus, diese furchtbare Krankheit unseres Jahrhunderts, nicht das Resultat des Mißbrauchs des natürlichen Weins oder des aus demselben hergestellten Branntweins ist, sondern daß er vielmehr die Folge eines selbst in geringen Maßen üblichen Gebrauchs der gewöhnlichen Schenken-Branntweine ist, in denen giftige Substanzen enthalten sind . . . Ich habe festgestellt, daß in meiner Heimat Burgund der Alkoholismus fast unbekannt ist, obwohl dort der Weingenuß in ganz außergewöhnlichem Maße verbreitet ist (bis zu sechs Litern täglich auf den Kopf der Bevölkerung). Der Alkoholismus tritt in jener Gegend nur bei solchen Leuten in Erscheinung, die dem Branntweingenuß huldigen. Aber auch hier muß noch ein Unterschied gemacht werden: das Übel war verhältnismäßig gering,

solange der Branntweingenuß sich auf die aus den Weintrebern gewonnenen Produkte beschränkte, es nahm jedoch einen sehr bedenklichen Umfang an, seit der in den Brennereien der nördlichen Departements erzeugte Branntwein mit dem Treber-Branntwein in Konkurrenz trat."

Die erwähnten Unterschiede beruhen auf der Anwesenheit des sogenannten Amylalkohols, eines im höchsten Maße giftigen Stoffes, in dem gewöhnlichen Fuselbranntwein. Die Anwesenheit auch nur geringer Mengen dieses Stoffes im Weine verändert seinen unschuldigen Charakter vollkommen und verwandelt ihn in ein gesundheitsgefährliches Getränk. Der französische Wein enthält, so wie er zum Verkauf kommt, stets Getreidespiritus; diese Beimischung ist in Frankreich seit dem Jahre 1824 gesetzlich erlaubt. Der unverfälschte Wein wird gewöhnlich von Spezialgeschäften aufgekauft, die ihn zur Hälfte oder selbst zu drei Vierteln mit Wasser versetzen und ihm, um ihm die frühere „Stärke" wiederzugeben, Spiritus beimengen. „Wenn ich einen halben Liter natürlichen Wein trinke," sagt Rabuteau, „dann empfinde ich, wie stark er auch sein mag, stets nur ein allgemeines Gefühl des Wohlbehagens; wenn ich indessen eine eben solche Menge des üblichen Pariser Verkaufsweins genieße, dann verfalle ich in einen seltsamen, tierischen Rausch. Mein Verstand ist gleichsam verstopft, ich fühle, daß es sich wie ein Ring um meine Schläfen legt; die Muskelkraft erschlafft (bei manchen Personen erfolgt sogar Erbrechen)."

Daß diese Erscheinungen thatsächlich in dem Vorhandensein des Amylalkohols ihren Grund haben, davon hat Rabuteau sich auf die allereinfachste Weise überzeugt: er vermischte reinen Wein mit Amylalkohol und sah genau dieselben Erscheinungen zutage treten.

Rabuteau protestiert gegen die Auffassung, daß in den großen Städten der chronische Alkoholismus häufiger sei, weil die städtischen Arbeiter mehr trinken. „Das ist durchaus nicht der Fall," sagt er, „die städtischen Arbeiter brauchen einfach mehr Geld zum Leben und müssen darum mehr arbeiten. Wenn man sie gleichwohl häufig sinnlos betrunken sieht, dann kommt das nicht daher, weil sie zu viel guten oder starken Wein getrunken haben, sondern daher, weil sie minderwertige Getränke genießen ... Der Wein, der in den Schenken zum Verkauf kommt, enthält niemals mehr als 11 % Alkohol, häufig sogar noch weniger."

Die Meinung Rabuteaus findet ihre Bestätigung in der Beobachtung des Dr. Yves Guyot. „In den Pariser Arbeitervierteln," sagt derselbe, „üben drei, vier Glas Wein, die der Arbeiter rasch hinter einander am Schenktisch leert, eine so betäubende Wirkung auf ihn aus, daß er sinnlos betrunken aufs Straßenpflaster niederstürzt, während in den weinbauenden Gegenden die Arbeiter täglich drei bis vier Liter Wein genießen und sich nach dem Genuß nur um so frischer und kräftiger fühlen."

„In Foret," erzählt Rabuteau, „trinken die Bauern den Wein in großen Mengen, und doch sind außer

einem vorübergehenden Rausch keine üblen Folgen von diesem reichen Weingenuß zu bemerken. Sobald jedoch diese Bauern nach St. Etienne fahren, kehren sie häufig in krankem Zustande zurück, da sie dort den verfälschten Wein genossen haben, der an die Arbeiter verkauft wird."

Dr. Dumesnil hat bereits im Jahre 1859 in seinem interessanten Essay „über die Trunksucht" die Behauptung aufgestellt, daß „in dem billigen Branntwein verschiedene, im höchsten Grade giftige Agentien vorhanden sind, und daß, wenn man auch die Leute, die diesen billigen Branntwein trinken, nicht von aller Schuld freisprechen könne, es doch höchst ungerecht sein würde, sie für jene bösen Folgen verantwortlich zu machen, welche die Trunksucht gewöhnlich mit sich bringt. Der aus Getreide, Runkelrüben oder Kartoffeln bereitete Branntwein enthält gewöhnlich ein wirkliches Gift, den Butyläther. Der Anwesenheit dieses flüchtigen Stoffes verdanken die Spirituosen ihre verderbliche Einwirkung auf den Organismus."

Abgesehen jedoch von den aufgezählten schädlichen Eigenschaften, die jeder Branntwein besitzt, wird seine Giftigkeit wesentlich erhöht durch die Art seiner Behandlung und die mannigfachen Fälschungen, denen er von den Gewerbetreibenden unterworfen wird. So werden beispielsweise, um den Kornbranntwein zu „reinigen", allerhand giftige Ingredienzien, Blei, Kupfer und Zinksalze demselben beigemengt. Dem Spiritus, der zur Fabrikation von Branntwein bestimmt

ist, pflegt man in Frankreich Kerosin, Terpentin oder Benzin beizumischen, da er in dieser Form einer geringeren Accise unterliegt. Die Interessenten der Spiritusbranche lassen sich diesen Vorteil nicht entgehen, mußten sie doch für den reinen Branntwein 265 Francs vom Faß zahlen, während sie von dem denaturierten Spiritus nur 46 Francs zahlen. Um den Branntwein „kräftiger“ zu machen, mengt man ihm Bilsenkraut, Pfeffer oder Ingwer bei. Seine Farbe wird durch allerhand Chemikalien „verbessert“, sein Aroma durch Schwefelsäure, Seife, essigsauren Ammoniak, Salmiakgeist erhöht. Von 35 Spiritus- und Branntweinproben, die in den Vorstädten von Rouen zu billigen Preisen verkauft wurden, enthielten nach den Untersuchungen des Dr. Fournier 21 Schwefelsäure und 5 Essigsäure.

Je nach den landesüblichen alkoholischen Getränken kann man Frankreich in zwei Zonen einteilen: in eine Weinbauzone, deren Bevölkerung reinen Wein trinkt, und in eine ausschließlich Branntwein, Cider und Bier trinkende Zone. Es ist recht interessant, diese beiden Zonen vom Standpunkte der Trunksuchtsstatistik mit einander zu vergleichen. Es ergiebt sich, daß die Zahl der gerichtlichen Verfolgungen wegen Trunkenheit*),

*) Im Jahre 1873 ward in Frankreich ein Gesetz erlassen, nach welchem die Polizei verpflichtet ist, jeden an einem öffentlichen Ort in trunkenem Zustande Betroffenen festzunehmen und zur gerichtlichen Bestrafung zu bringen. Die Zahl dieser Angeklagten habe ich hier im Auge.

d. h. wegen Lärmmachens, öffentlichen Unfugs, Schlägerei und ähnlicher in trunkenem Zustande begangener Vergehen in denjenigen Departements, in denen aus Spiritus bereitete Getränke genossen werden, weit größer war, als dort, wo Wein produziert und getrunken wird. In den Departements der erstbezeichneten Art schwankte die Anzahl der Anklagen zwischen 82 und 21 auf 10000 Einwohner, während sie in den Departements der zweiten Kategorie nur zwischen 20 und 2 betrug. Ein Ausnahme machen nur gewisse Departements, in denen eine zahlreiche Arbeiterbevölkerung vorhanden ist oder viele Fremde verweilen. Solche Departements sind das Departement der Seine (Paris), der Loire (die Fabriken von Nantes) und der See-Alpen (Nizza, Cannes, Mentone). Es läßt sich hier folgende Abstufung beobachten: in den Departements, in denen ausschließlich Wein und aus Weintrebern gegorene Spirituosen getrunken werden, ist die Zahl der auf Grund des Trunksuchtsgesetzes Verurteilten geradezu verschwindend. Zu diesen Departements gehören: die beiden D. Charente, die D. Gard, Gers, Hérault, Landes, Lot-et-Garonne und Pyrénées-Orientales.

In den Departements Jura, Haute-Marne, Nièvre, Savoie, Haute-Saône, Saône-et-Loire, Var, Vosges und Yonne, in denen Branntwein aus Branntweintrebern getrunken wird, ist die Verhältniszahl bereits eine wesentlich höhere. Es folgen die Departements, in denen Wein und Branntwein aus Spiritus getrunken

wird, und endlich diejenigen, in denen der Branntwein fast das einzige Getränk bildet.

In den Departements, in denen zumeist Branntwein getrunken wird, ist gleichzeitig die größte Zahl von plötzlichen Todesfällen im Zustande der Trunkenheit festgestellt. Andererseits sind in den Departements, die hauptsächlich Wein trinken, solche Todesfälle fast unbekannt oder nur höchst selten. Aber auch in dieser Hinsicht ist ein Unterschied zu bemerken — je nachdem nämlich, ob der Wein allein, oder ob neben demselben noch ein anderes Getränk üblich ist. So trinkt man in den Departements Var und Hérault nebenbei noch Branntwein aus Weintrebern, im Departement Côte-d'Or aber Rübenbranntwein, weshalb hier die Anzahl der plötzlichen Todesfälle in trunkenem Zustande größer ist, als in denjenigen Departements, in denen überhaupt kein Branntwein getrunken wird.

Bemerkenswert ist, daß der Weißwein stets nachteiliger auf die Gesundheit einwirkt als der Rotwein, und daß daher die Folgen der Trunksucht in denjenigen Gegenden, die nur Weißwein produzieren, weit nachteiliger sind, als in den Rotwein produzierenden Gegenden.

Das Departement der See-Alpen scheint in dieser Hinsicht eine Ausnahme von der Regel zu bilden: obschon es den wenigsten Alkohol konsumiert, ist doch die Zahl der plötzlichen Todesfälle daselbst sehr groß. Diese scheinbare Ausnahme findet indessen ihre Erklärung in dem starken Zugang von Fremden, der in

diesem Departement stattfindet, sowie in der Nähe von Monte Carlo, dessen verderbliche Wirkungen sich weithin nach beiden Richtungen der Mittelmeerküste erstrecken.

Vergleichen wir die beiden Zonen jenes Teiles von Frankreich, in denen kein Weinbau existiert, und in denen (in der einen Zone wenigstens) neben dem Branntwein auch noch Bier getrunken wird (es kommen hier die Departements Nord, Pas-de-Calais, Ardennes und Somme in Betracht), so ergiebt sich, daß die Zahl der in der Trunkenheit erfolgten plötzlichen Todesfälle in der biertrinkenden Zone verhältnismäßig gering ist im Vergleich mit der andern Zone, welche nur Branntwein trinkt. Dieselbe Beobachtung kann man, wenigstens in den Departements Nord und Pas-de-Calais, bezüglich des Vorkommens von Irrsinn machen, obschon in den beiden genannten Departements Kornbranntwein getrunken wird, der nach der allgemeinen Ansicht der Gelehrten weit mehr giftige Bestandteile enthält, als der Rübenbranntwein. Dieser Umstand legt den Gedanken nahe, daß das Bier ein Korrektiv des Alkohols ist, während der Cider, wie wir sogleich sehen werden, die entgegengesetzte Wirkung ausübt.

Die Anzahl der Irrsinnsfälle, die eine Folge von Trunksucht sind, steht gleichfalls in geradem Verhältnis zum Konsum der ordinären, minderwertigen Spirituosen. Die Departements, in denen viel Cider getrunken wird, sind in dieser Hinsicht in ganz besonders ungünstiger Lage. Nicht, als ob der Cider an sich selbst zum Irr-

sinn prädisponierte: seine Wirkung ist vielmehr eine indirekte. Der schlechte Cider nämlich, der gewöhnlich von den Bauern der Normandie und Bretagne getrunken wird, wirkt nachteilig auf den Magen und ruft Störungen der Verdauungsorgane hervor. Dieser Umstand aber erregt ein Bedürfnis nach starken Reizmitteln, und ein solches Reizmittel ist für einen mageren Beutel ein für alle Mal der Branntwein. So wirkt der Cider auf die Vermehrung der Trunksucht und somit indirekt auch auf die Vermehrung der Irrsinnsfälle. Für die Russen ist diese Thatsache deshalb von besonderer Bedeutung, weil bei ihnen der landesübliche „Kwas" die Rolle des Ciders spielt und bei aller vorgeblichen Unschädlichkeit die Ausbreitung der Trunksucht fördert.

Es giebt allerdings Ausnahmen von der angeführten Regel, daß die Zahl der Irrsinnsfälle zur Höhe des Branntweinkonsums in geradem Verhältnis steht. Diese Ausnahmen sind durchweg von derselben Art, wie die weiter oben bei Betrachtung der plötzlichen Sterbefälle angeführten. So hängt beispielsweise in der Vendée das verhältnismäßig häufige Vorkommen von Irrsinn infolge Alkoholgenusses davon ab, daß man dort viel Weißwein trinkt. Der Weißwein aber ruft nach den Worten Lunniers ebenso häufig Delirium tremens hervor, wie die anderen spirituösen Getränke. Dasselbe kann man von den Departements der Hautes-Alpes und Basses-Alpes behaupten. In den östlichen und nordöstlichen Departements ist der Irrsinn häufiger

als in den südlichen und südöstlichen, weil dort stärkerer Wein getrunken wird; außerdem trinkt man dort den gewöhnlichen Kornbranntwein oder einen aus Weintrebern hergestellten Branntwein, der für die Gesundheit nicht minder nachteilig ist, wie der Rübenbranntwein.

Wenn wir, statt wie bisher die Departements unter einander zu vergleichen, eine ganze Gruppe von Departements zusammenfassen und innerhalb derselben den Konsum von spirituösen Getränken einerseits und die Zahl der Irrsinnsfälle andererseits in Betracht ziehen, so fällt sogleich die Thatsache in die Augen, daß die Zahl der letzteren zu der Vermehrung des Alkoholkonsums in geradem Verhältnis steht. In den Departements Nord und Seine-Infér. hat sich der Branntweinverbrauch während der letzten dreißig Jahre verdoppelt, und in demselben Verhältnis hat sich auch die Zahl der Fälle von Delirium tremens vermehrt. In Calvados, wo die meisten Irrsinnsfälle infolge von Trunksucht, nämlich 29,37 Prozent, beobachtet worden sind, trinkt man größtenteils eine Art Ciderbranntwein, dessen Konsum sich während der letzten dreißig Jahre verdoppelt hat. Wir müssen auch noch bemerken, daß das Departement Calvados eins von denjenigen ist, in denen die erwähnte Art von Geisteskrankheit neuerdings häufiger als sonstwo auch bei Frauen vorkommt. Dieselbe Thatsache hat man in den Departements Mayenne, Orne und Côtes-du-Nord beobachtet. In den letzten Jahren hat sich die Trunksucht auch unter den Frauen

der Bretagne und Normandie stark verbreitet. In allen diesen Departements hat die Vermehrung der Geisteskrankheiten einen sehr bedenklichen Umfang angenommen.

In den Weinbau treibenden Departements, in denen Delirium tremens überhaupt nur sehr selten vorkommt, ist eine Steigerung dieser Erscheinung während der letzten zwanzig Jahre fast gar nicht beobachtet worden, mit Ausnahme natürlich derjenigen Orte, in denen der Branntweinkonsum eine bemerkenswerte Steigerung erfahren hat.

In ganz Frankreich hat das Anwachsen der Irrsinnsfälle, die als Folge der Trunksucht zu betrachten sind, sich folgendermaßen gestaltet: im Jahre 1839 kamen auf 100 Geisteskranke, die in den Hospitälern Aufnahme fanden, 7,64 Trunkenbolde; in den Jahren 1856—58: 8,89 Prozent; im Jahre 1864: 10,22 Prozent; in den Jahren 1867—69: 14,78 Prozent; in den Jahren 1874—76: 13,94 Prozent.

Die Ziffer der Selbstmorde, die auf der gleichen Ursache beruhten, ist in annähernd demselben Verhältnis gestiegen: im Jahre 1849 kamen auf 100 Selbstmörder 6,69 Fälle, in denen Trunksucht die Ursache war oder wenigstens die That im Zustande der Trunkenheit vollbracht wurde. Im Jahre 1869 war diese Zahl auf 12,98 angewachsen, in den Jahren 1873 bis 1876 schwankte sie zwischen 10,52 und 10,18.

Im Laufe der letzten vier Jahre ist der Branntweinkonsum in Frankreich beständig gewachsen und hat sich innerhalb dieser Zeit um 38 Prozent vermehrt. Wenn man jedoch in Betracht zieht, daß in der Weinbauzone des Landes diese Vermehrung fast gleich Null war, dann ergiebt sich, daß der Fortschritt der Trunksucht in den übrigen Teilen des Landes in ganz kolossalem Umfange stattgefunden hat. So ist im nordwestlichen Frankreich der Alkoholkonsum von 1839 bis 1873 um 49 Prozent gestiegen. In den Departements Nord und Pas-de-Calais war der Branntwein vor 40 Jahren fast so gut wie unbekannt; jetzt sind dort, wie wir eben gesehen haben, sogar die Frauen dem Branntweingenuß ergeben. Im Südwesten ist der Konsum um 59 Prozent gestiegen; im Centrum von Frankreich, den Departements Loire-et-Cher, Indre-et-Loire, Creuse u. s. w. hat er sich mehr als verdoppelt; im Südosten beträgt der Zuwachs 70 Prozent.

Die Durchschnittsziffer des Spiritusverbrauchs beträgt in Frankreich jährlich vier Liter auf den Kopf der Bevölkerung, doch schwanken die Zahlen je nach den ieinzelnen Gegenden sehr stark. Während der Spiritus verbrauch in den südlichen Departements bis auf 0,8 und in den südwestlichen auf 0,95 Liter herabsinkt, steigt er in den Departements Seine-Infér., Somme, Aisne, Mayenne, Calvados und Eure bis zu 6,80 und sebst zu 10 Litern, d. h. bis zu 16 und 23 Litern 43prozentigen Branntweins auf den Kopf der Bevölkerung. Und in dieser Zahl sind selbst Frauen und Kinder mit einbegriffen.

Diese Zahlen, die schon an sich deutlich genug

sprechen, erhalten noch eine besondere Bedeutung, wenn man sie mit den Ziffern des Spiritusverbrauchs in den übrigen civilisierten Ländern vergleicht. Wir haben es hier natürlich stets nur mit dem Spiritus zu thun, der ausschließlich für Genußzwecke, nicht mit demjenigen, der für gewerbliche Zwecke bestimmt ist. Ich habe über diese Materie folgende Ziffern zusammengestellt:

Spiritusverbrauch:

Dänemark	16,51 l
Rußland	10,69 „
Schweden	10,34 „
Deutschland	10,00 „
Holland	9,56 „
Vereinigte Staaten von N.-A. . .	7,31 „
Preußen	7,00 „
England	6,06 „
Schweiz	6,00 „
Österreich	1,40 „

Man ersieht hieraus, daß jene Zone Frankreichs, die keinen Weinbau treibt, in Bezug auf den Branntweingenuß es mit den trunksüchtigsten Staaten Europas aufnehmen kann. Dabei hat man noch vor kurzem dieses Land neben Spanien, Portugal und Italien für das allernüchternste gehalten!

Zur Ehre der Pariser medizinischen Akademie muß gesagt werden, daß sie zuerst auf die Gefahr hingewiesen hat, die Frankreich von diesem raschen Anwachsen der Trunksucht droht, und daß sie zuerst

energisch in den Kampf gegen dieses Übel eingetreten ist. Im Mai 1870 erstattete Bergeron in der medizinischen Akademie einen Bericht im Namen einer Kommission, die sich mit der Frage der Alkoholisierung des Weines befaßte, und sagte zum Schlusse folgendes: „Der Weinhandel und seine Hilfsgewerbe lassen es einfach nicht zu, daß bei der Alkoholisierung des Weines der Zusatz von Korn- oder Kartoffelspiritus ausgeschlossen werde. Wenn es daher unmöglich ist, den Branntwein so hoch zu besteuern, daß er für den üblichen, billigen Preis nicht käuflich ist, dann bleibt Frankreich nichts anderes übrig, als eine Wandlung der Sitten von dem Fortschritt der Aufklärung und Bildung zu erwarten und nach dem Beispiel Amerikas, Englands und Schwedens Mäßigkeitsvereine zu begründen, die den Kampf mit der Trunksucht aufnehmen."

Anderthalb Jahre darauf veröffentlichte die Akademie ihre bekannte „Warnung" (Avis sur les dangers qu'entraine l'abus des boissons alcooliques). In dieser Warnung wird im Namen des allgemeinen Wohls die französische Gesellschaft zur Bildung einer Liga „behufs Bekämpfung der Trunksucht" aufgerufen. „Diesen Feind," hieß es in jener Publikation, „müssen wir mit aller Macht bekämpfen, ohne zu ruhen und zu rasten; das Glück des Vaterlandes steht auf dem Spiele." Am 29. Dezember 1871 gründeten die Herren Baillarget, Barth, Bergeron, Dechambre, Fauvel, Baron Lorey, Théophile Roussel und Lunnier eine solche Liga, zu

deren Vorsitzenden Barth, und zu deren Sekretär Lunnier ernannt wurde. Am 2. März 1872 ward auf Veranlassung der Liga eine „Französische Gesellschaft zur Bekämpfung des Mißbrauchs geistiger Getränke“ gegründet. Ein großer Teil der Mitglieder der medizinischen Akademie trat sogleich der neuen Gesellschaft bei. Die Akademie der Wissenschaften ernannte eine Kommission zum Zweck der Untersuchung der Trunksuchtsfrage in Frankreich und zur Unterstützung der „Gesellschaft“. Die Herren Dumas, Dupain, Bienaimé und St. Claire de Ville saßen in dieser Kommission. Die Akademie der politischen und moralischen Wissenschaften drückte der neuen Gesellschaft gleichfalls ihre Sympathie aus, und mehr als zwölf ihrer Mitglieder schrieben sich als Mitbegründer derselben ein. Ein paar Jahre später zählte die Gesellschaft die besten Namen Frankreichs aus allen Gebieten der Wissenschaft, der Literatur und der Politik in ihren Reihen. Ich nenne aufs Geratewohl die Namen Claude-Bernard, Passy, Pasteur, Littré, Würtz, Beclard, Lefort, Broca, Magnan, Lucas, Dumesnil, Orphila, Bouchard, Gausselin, Potain, Trélat, Verneuil, Schelcher u. s w.

Der eigenartigste Zug der Gesellschaft ist, daß ihr das religiös-philanthropische Element fehlt, das in ähnlichen Vereinigungen Englands und Amerikas eine so große Rolle spielt. Die französische Gesellschaft hat sich zunächst die gewissenhafteste wissenschaftliche Erforschung ihres Gegenstandes zur Aufgabe gestellt, um vor allem die wahren Ursachen des stetig wachsenden

Übels zu erkennen. Die Arbeiten, die seitens der Mitglieder der Gesellschaft in dieser Richtung geleistet worden sind, gelten als geradezu klassisch in ihrer Art. Um zur möglichst vielseitigen Erforschung des Gegenstandes anzuregen, hat die Gesellschaft für die besten Arbeiten über die Trunksucht Preise ausgeschrieben. Ich nenne aus der Zahl der preisgekrönten Arbeiten nur das bemerkenswerte Buch des Advokaten Lefort, das im Jahre 1875 unter dem Titel: „Intempérance et misère" erschien. Das von der Gesellschaft herausgegebene Journal „La Tempérance" ist vortrefflich redigiert und enthält einen Überfluß an wissenschaftlichen Daten jeder Art, die auf die Trunksuchtsfrage in den verschiedenen Ländern Bezug haben, in denen man sich mit der hygienischen und sozialen Bedeutung dieser Frage befaßt und ihr ein öffentliches Interesse beimißt.

Eine der ersten Erscheinungen, die dem Forscher auf dem Gebiete der Trunksuchtsfrage in Frankreich aufstoßen, ist, wie wir oben gesehen haben, die Vermehrung des Branntweinkonsums auf Kosten der sonstigen Getränke. Diese Thatsache hat der Gesellschaft die Richtung gewiesen, nach der sie vor allem ihre Angriffe zu lenken hat. Um den Gebrauch des Branntweins zu verringern, hat die Gesellschaft alle ihre Kräfte darauf gewandt, um eine Herabsetzung der auf der Weinproduktion lastenden hohen Abgaben zu erzielen. Die teuren Weinpreise haben notgedrungen zahlreiche Arbeiter dem Branntwein in die Arme getrieben.

Die Bemühungen der Gesellschaft wurden vom Erfolge gekrönt: die französische Deputiertenkammer wandte dieser Frage ihre Aufmerksamkeit zu, und die für das Gemeinwohl so nachteiligen Weinsteuern wurden ermäßigt. Zu gleicher Zeit und in derselben Absicht, den Branntweinkonsum zu verringern, ward die Zuckersteuer abgeschafft. Diese Steuer hielt die Arbeiterbevölkerung vom Kaffeegenuß zurück. Die Abschaffung der beiden genannten Steuern verringerte die Staatseinnahmen um 153,318,493 Francs. Eine ganz gewaltige Summe, wo indessen das Wohl der Nation in Betracht kommt, darf nach den Kosten nicht gefragt werden.

Zugleich mit dem Feldzug gegen die Weinsteuern begann die „Gesellschaft" durch öffentliche Vorlesungen und literarische Propaganda die große Masse der Bevölkerung über die Schädlichkeit der alkoholischen Getränke aufzuklären und für den Ersatz derselben durch Wein, Cider, Thee, Kaffee und Bier zu agitieren. Leuten aus dem Arbeiterstande, die für die Mäßigkeitsbestrebungen der Gesellschaft thätig waren, wurden Geldprämien, Medaillen u. s. w. verliehen. So wurden im Jahre 1876 sechs goldene Medaillen im Werte von 200—600 Francs, im ganzen zum Betrage von 2500 Francs, ferner 12 silberne und 219 bronzene Medaillen verteilt; außerdem wurden 32 Sparkassenbücher mit Einlagen von 25—50 Francs, im ganzen zum Betrage von 4315 Francs ausgegeben. Die Gesamteinnahmen der Gesellschaft betrugen in jenem Jahre 12,665 Francs, ihre Ausgaben 11,367 Francs

Von den übrigen Punkten des Programms der Gesellschaft führen wir an:

1. Verminderung der Zahl der Ausschankstellen.

2. Festsetzung eines Unterschiedes zwischen Schankstellen, in denen Wein, Bier und Cider ausgeschenkt wird, und solchen, in denen Branntwein zum Verkauf kommt. Die Schenken der zweiten Gattung sollen nach der Meinung der Gesellschaft mit höheren Abgaben belastet werden und neue Schenken dieser Art nur unter Zustimmung des Gemeinderats und des Gesundheitsrats des betreffenden Bezirks eröffnet werden.

3. Steuerfreiheit der Weine, die weniger als 10—11 Grad Alkohol enthalten.

4. Möglichste Einschränkung der Spiritusfabrikation für sogenannte „gewerbliche" Zwecke und strengste Beaufsichtigung, daß derselbe nicht zur Verfälschung des Weines und zur Fabrikation von Branntwein und Liqueuren verwandt werde.

Während der Weltausstellung des Jahres 1878 veranstaltete die Gesellschaft einen Kongreß, dessen Zweck es war, die Untersuchungen über den Stand der Trunksuchtsfrage auf alle civilisierten Länder auszudehnen. Teilnehmer aus allen Staaten Europas fanden sich auf diesem Kongreß ein. Aus Rußland waren der Akademiker J. P. Merschejewski, der Dr. Lubelsky aus Warschau und der Baron Meidel anwesend. Das Programm des Kongresses enthielt folgende Punkte:

1. Versuche über die giftige Wirkung der verschiedenen

Spiritusarten und Branntweine auf den tierischen Organismus.

2. Giebt es praktische Methoden, um die Natur und die Eigenschaften der verschiedenen Alkohole, die in den gewöhnlichen Branntweinsorten und sonstigen alkoholischen Getränken enthalten sind, auf leichte Weise zu erkennen?

3. Das Studium der Symptome und der anatomischen Veränderungen bei ererbten und erworbenen Krankheiten, soweit dieselben als Resultat des Mißbrauchs alkoholischer Getränke erscheinen; Darlegung der Folgen dieses Mißbrauches auf den physischen und sittlichen Zustand der Bevölkerung.

4. Nachweisung der Nachteile, die als Resultat des Mißbrauchs alkoholischer Getränke anzusehen sind, auf Grund statistisch-vergleichender Untersuchungen.

5. Untersuchung der gesetzgeberischen, administrativen und fiskalischen Maßnahmen, die den Mißbrauch alkoholischer Getränke zu vermindern oder zu unterdrücken geeignet sind.

Die Einzelheiten der Kongreßverhandlungen kann der Leser in den oben erwähnten Memoiren des Dr. Rabuteau finden. Ein anderer Referent, der bekannte Professor Lancereau, hat in seiner Denkschrift „De l'alcoolisme et de ses conséquences“ sich bemüht, den vierten Punkt des Kongreßprogramms auf Grund seiner langjährigen Erfahrungen in den Pariser Kliniken zu beantworten. Eine der Thatsachen, die Lancereau beobachtet hat, verdient ganz besonderes Interesse, da

im Publikum in Bezug auf diesen Punkt eine gerade entgegengesetzte Auffassung herrscht. Man meint nämlich, daß der tägliche Genuß von geringen Branntweinmengen durchaus unschädlich sei. Lancereau dagegen sagt über diesen Punkt folgendes: „Ich habe längst bemerkt, daß nicht diejenigen vom Alkoholismus am ärgsten beherrscht werden, die sich bisweilen unmäßigen alkoholischen Ausschweifungen hingeben. Unter unsern Hospitalkranken waren die meisten täglich mit ein paar Gläschen Branntwein oder Liqueur zufrieden, einige von ihnen tranken sogar nicht mehr als täglich anderthalb bis zwei Liter Wein (der allerdings mit Alkohol versetzt war), und gleichwohl gehören gerade diese Fälle zu den allerernstesten. Diese Beobachtung des ehrwürdigen Professors giebt jedenfalls zu denken.

In ihrem gewissenhaften Bemühen, die Aufgabe, die sie sich gestellt hatte, zu lösen und alles zu versuchen, um dem wachsenden Übel Einhalt zu thun, hat die Gesellschaft doch zugestehen müssen, daß, abgesehen von den bereits genannten Mißständen, die Trunksucht durch tiefliegende soziale Ursachen hervorgerufen werde, gegen die sich alle Palliativmittel als machtlos erweisen. Die Gesellschaft schreckte vor der Wahrheit nicht zurück, suchte nicht durch Selbstbetrug sich über die Thatsachen zu täuschen, sondern stellte die Frage ohne alle Winkelzüge klipp und klar hin. In dem Organ der Gesellschaft, der „Tempérance“, ist zahlreiches wertvolles Material niedergelegt, das zum Beweise dessen dienen kann. Ich will nur einiges davon anführen.

Es wurde festgestellt, daß weder die Bildung, noch die Religiosität ein Schutzmittel gegen die Trunksucht bildet. Man hat diese Beobachtung in zahlreichen Ländern gemacht. So waren beispielsweise von den 84511 Personen, die in den Jahren 1871/72 auf den Straßen New-Yorks betrunken aufgelesen wurden, 72624 des Lesens und Schreibens kundig. Dieselbe Beobachtung wurde in Frankreich gemacht. In der Bretagne, die durch die Frömmigkeit ihrer Bewohner bekannt ist, haben, wie wir gesehen, sogar die Frauen sich dem Trunke ergeben.

Der intelligente städtische Arbeiter in Frankreich ist dem Alkoholismus nicht minder verfallen, wie der ungebildete und reaktionäre Bauer, wenn nicht noch mehr als dieser. Nicht, als ob der städtische Arbeiter sich häufiger den Ausschweifungen hingäbe. Lunnier und andere Beobachter haben die traurige Erscheinung festgestellt, daß in Frankreich gerade die sparsamsten Arbeiter sehr häufig Opfer ihrer Sparsamkeit werden und sich dem Trunke ergeben. Um so viel Geld als möglich zusammen zu scharren, sparen sie am Essen; damit sie jedoch die nötige Kraft zur Arbeit haben, nehmen sie ihre Zuflucht zum Branntwein, der sie weniger kostet und der Energie der Muskeln einen starken Anreiz giebt. Sie geben, um mit Liebig zu sprechen, „einen Wechsel auf ihre Gesundheit". Nach und nach erscheint das übliche Quantum Branntwein als ungenügend, und es muß erhöht werden, damit die frühere Spannkraft hergestellt werde; und eines Tages

erwacht dann der arme Knicker auf einer Hospital=matratze, über deren Kopfende die verhängnisvolle Auf=schrift: „delirium tremens“ steht.

Man hat in Frankreich wie auch in den übrigen europäischen Ländern im Laufe dieses Jahrhunderts die betrübende Erscheinung beobachtet, daß die ländliche Bevölkerung ihre heimatliche Scholle verläßt und nach den Städten strömt, wo sie die beständig wachsende Masse des städtischen Proletariats vermehrt. Man sieht dies beispielsweise aus der folgenden Tabelle, in der das Verhältnis zwischen der städtischen und der ländlichen Bevölkerung Frankreichs nach Prozenten dar=gestellt ist. Es betrug in den Jahren:

	1846	1851	1856	1861	1866	1872	1876
D. städt. Bevölk.	24,42	25,52	27,31	28,86	30,46	31,12	32,44 %
D. ländl. Bevölk.	75,56	74,48	72,69	71,14	69,54	68,88	67,56 %

Ein solcher Zufluß von „Händen“ muß notwendig die Lebenshaltung des städtischen Proletariats herab=drücken. Und in der That kann man in Frankreich beobachten, daß, während der Arbeitslohn entweder sich gleich bleibt oder nur sehr langsam steigt, die Preise der Lebensmittel mit ganz erschreckender Schnelligkeit in die Höhe gehen. Der Arbeiter ist somit gezwungen, sich schlechter zu ernähren, als früher. Er genießt weniger Fleisch, da er jedoch ebenso viel arbeiten muß wie früher, so ergänzt er das, was ihm an kräftiger Nahrung abgeht, durch den Branntwein. Diese That=sache ist von allen anerkannt, die sich mit der Trunk=suchtsfrage beschäftigt haben, obschon man in Frankreich

noch keine einschlägigen Untersuchungen angestellt hat. In Belgien hat Burgraeve bezüglich der Bevölkerung von Gent Nachforschungen in dieser Hinsicht angestellt. Nach den Büchern des städtischen Zollamtes hat Burgraeve konstatiert, daß innerhalb der letzten zwanzig Jahre eine Steigerung des Konsums von Spirituosen und eine Verringerung des Bier- und Fleischkonsums stattgefunden hat. Diese Verringerung steht in geradem Verhältnis zur Vermehrung der Bevölkerung.

Den Zusammenhang der Trunksucht mit der Höhe des Arbeitslohns (unter sonst gleichen Bedingungen) ersieht man noch aus der Thatsache, daß in Frankreich die alten Arbeiter dem Laster der Trunksucht mehr ergeben sind, als die jungen. In Frankreich beginnt der Lohn der Arbeiter im Alter von 35—40 Jahren zu sinken, und in demselben Alter nimmt auch der Alkoholismus in der Arbeiterbevölkerung zu.

II.

Ich habe bereits oben gesagt, daß die Trunksucht als Laster durchaus nicht von der Zahl der Schankstätten abhängt, und daß daher das Heilmittel nicht in der Verminderung der letzteren zu suchen ist. Die Trunksucht ist eine Folge tiefliegender sozialer Ursachen, unter denen Armut und schlechte Ernährung in erster Reihe stehen. Um dies zu beweisen, habe ich unter anderem jene Ziffern angeführt, welche darthun, daß der Alkoholismus in Frankreich in geradem Verhältnis mit der Vermehrung des Proletariats anwächst. Die Trunksucht ist in der That ein zu tief liegendes Übel,

als daß sie durch einfache Verminderung der Anzahl der Schenken erfolgreich bekämpft werden könnte. Durch Einschränkungen und Verbote ist überhaupt noch niemals ein Übel wirklich beseitigt worden, es wird vielmehr durch alle Gewaltmittel fast immer vergrößert. Man hat zu verschiedenen Zeiten die mannichfaltigsten Zwangsmittel gegen die Trunksucht in Anwendung gebracht — wohin dieselben geführt haben, kann der Leser selbst aus der unten folgenden Übersicht der gesetzgeberischen Maßregeln ersehen, die in Bezug auf die Trunksucht im westlichen Europa wie in den nordamerikanischen Staaten getroffen worden sind.

Gesetze gegen den Gebrauch berauschender Getränke haben in Europa bereits in sehr früher Zeit bestanden. So hat bereits Karl der Große unter Androhung schwerer Strafen verboten, „zum Trinken und Zechen aufzumuntern". Bis zur Erfindung des Branntweins jedoch existierte nirgends auf dem Erdball die Trunksucht im heutigen Sinne des Wortes, d. h. als eine soziale Krankheit, welche die Entartung und das Aussterben ganzer Völker zur Folge hat. Die berauschenden Getränke, die man in jenen Zeiten gebrauchte, waren weit unschuldigerer Natur und wurden hauptsächlich als ein Mittel zur Anregung und Beförderung der Verdauung, in ähnlicher Weise wie das Salz und der Tabak, gebraucht. Ein Mißbrauch dieser Mittel war lange Zeit nur bei den oberen Klassen der Bevölkerung üblich. So sagt beispielsweise Professor Lancereau in einem seiner Berichte, daß bei den Barbaren haupt-

sächlich die reichen Leute viel Wein und Bier tranken, und daß erst von ihnen diese Gewohnheit nach und nach auf die unteren Klassen überging. Nach dem Niedergang des römischen Reiches kam der Mißbrauch des Weines keineswegs aus der Übung. „Auch in dieser Epoche“, sagt Lancereau, „kam das schlechte Beispiel von den Großen.“ Der Alkoholismus jedoch, diese furchtbare Geißel unserer modernen Civilisation, ist erst jüngeren Ursprungs und steht im engsten Zusammenhange mit dem allgemeineren Gebrauch des Branntweins.

Der Alkohol war, wie berichtet wird, bereits den Arabern bekannt, doch unterliegt es keinem Zweifel, daß er bis zum elften Jahrhundert als ein „Gift“ angesehen wurde und für das praktische Leben gar nicht in Betracht kam. Um diese Zeit begann zuerst Arno da Villa Nova den Branntwein als Arzneimittel bei gewissen Krankheiten anzuwenden. Sein Schüler, der bekannte Arzt Raimundus Lullus, hat seine Anwendung wesentlich gefördert.

Seit jener Zeit wuchs das Ansehen des Alkohols, und im Beginn des sechzehnten Jahrhunderts galt er bereits als ein Universalmittel, dem die wunderbarsten Mittel zugeschrieben wurden. Damals erhielt er auch den Namen aqua vitae, „Wasser des Lebens“. In der Chronik Holinsheds befindet sich ein Traktat des Theoric, in dem wir die medizinische Wirkung des Branntweins in folgenden kuriosen Ausdrücken geschildert finden: „Der Branntwein verhindert den Eintritt des

Alters, befestigt die Jugend, fördert die Verdauung, unterstützt die Schleimabsonderung, vertreibt die Melancholie, erfreut das Herz, erleichtert die Seele, macht das Nervensystem lebendig, heilt die Wassersucht und die Harnbeschwerden, löst die Blasensteine auf, treibt den Gries aus den Nieren, beseitigt die Blähungen, schützt gegen Taubheit, Blindheit, Fettsucht, Stottern, Kinnbackenkrampf, Heiserkeit; er bewahrt vor Erstickung, vor Bleichsucht und Traurigkeit, kuriert das Zittern der Hände, das nervöse Zucken, die Zerreißung der Venen, den Knochenfraß und die Gehirnentzündung."

Dieses kostbare Arzneimittel war bis zum sechzehnten Jahrhundert nur in den Apotheken auf ein ärztliches Rezept hin zu bekommen. Aber die vorgeblichen wunderthätigen Eigenschaften dieses Trankes waren zugleich die Ursache seiner raschen Verbreitung. Dieselbe nahm in England ihren Anfang. Im Jahre 1581 ward der Branntwein als Kräftigungsmittel im englischen Heere eingeführt, das damals in den Niederlanden kämpfte. „Aus diesem kleinen Wölkchen," sagt ein englischer Schriftsteller, „das anfangs nicht größer war, als ein Handteller, erwuchs jene ungeheure Überschwemmung, die gegenwärtig unser Land verwüstet und ihre Feuerströme in alle Kanäle des öffentlichen Lebens ergießt."

Das englische Heer zögerte nicht, die Vorliebe für den Branntwein in die Volksmassen hineinzutragen. Seit jener Zeit nahm der Genuß des Branntweins immer größere Dimensionen an, obschon zunächst noch

das Bier das Lieblingsgetränk des Volkes blieb. Bald jedoch gab eine Reihe von verkehrten Regierungsmaßregeln dem Biergenuß den Todesstoß. Heinrich der Achte schrieb zuerst eine Biersteuer aus und erließ zu gleicher Zeit das Gesetz, daß in jeder Stadt nur ein einziger Branntweinbrenner sein durfte, was mit der Einführung des Branntweinmonopols gleichbedeutend war.

Die folgenden Könige fuhren fort, die Biersteuer zu erhöhen, während die Abgaben, die auf dem Branntwein ruhten, ganz geringfügig blieben. Diese Maßnahmen bewirkten, daß die Fabrikation des Branntweins schließlich vorteilhafter erschien als das Brauergewerbe. Die Trunksucht begann zu wachsen. Im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts schilderte Smollet die Trunksucht des Volkes bereits in folgenden Worten: „Die Londoner Bevölkerung hat sich dank dem übermäßigen Genusse eines Getränks, das den Namen Gin führt, in eine Herde von Tieren verwandelt. Der Gin wird so billig verkauft, daß selbst der ärmste Schlucker sich genug davon verschaffen kann, um beständig in trunkenem Zustande zu sein, zum Verderben aller guten Sitten, alles Gewerbfleißes und aller staatlichen Ordnung. Die schamlose Ausschweifung hat einen solchen Grad erreicht, daß die Schankwirte ohne weiteres auf ihre Wirtshausschilder schreiben können: ‚Hier kann man sich für einen Penny einen vortrefflichen Rausch kaufen, für zwei Pence aber kann man sich bis zur Bewußtlosigkeit besaufen und bekommt noch ein Gebund Stroh

dazu, auf dem man sich wieder bis zur Ernüchterung ausschlafen kann.' Die Keller und die Böden der Schenken werden mit Stroh bestreut, auf dem sich sinnlos Betrunkene so lange umherwälzen, bis sie wieder ein wenig nüchtern werden, um dann zum Verderben ihrer Familien und ihrer Gesundheit von neuem ihrem schändlichen Laster zu frönen."

Diese ganz unglaubliche Neigung zur Trunksucht beschränkte sich nicht auf die untere Arbeiterbevölkerung. Nach den Worten der Philanthropen jener Zeit waren alle Klassen der Bevölkerung von derselben angesteckt. Die Regierung vermochte sich dem Eindruck dieser traurigen Erscheinung nicht zu entziehen. Im Jahre 1736 erließ das englische Parlament eine Reihe von Gesetzen, die sich hauptsächlich gegen die Verführung durch die Schankwirte richtete. So wurde unter anderm die Patentgebühr und die Branntweinsteuer wesentlich erhöht. Aber obschon diese Gesetze zur strengsten Durchführung kamen (in einem einzigen Jahre wurden nicht weniger als 12000 Wirte wegen Übertretung derselben bestraft), entsprach das Resultat derselben doch nicht den gehegten Erwartungen. Die unglaublichsten Betrügereien wurden von den Schankwirten ins Werk gesetzt, um die Gesetze zu umgehen. Damit sie die Patentgebühr nicht zu bezahlen brauchten, verkauften sie den Branntwein einfach auf den Straßen. „Das Volk", sagt derselbe Smollet, „durchbrach alle Schranken, die der Gesetzgeber gezogen hatte. Der Branntwein kam einfach unversteuert auf den Straßen zum Verkauf.

Die Behörde wagte bei der drohenden Haltung, die das Volk annahm, gegen die Übelthäter nicht einzuschreiten. Die Branntweinbrenner und Wirte hetzten das Volk gegen die Regierung auf und riefen Krawalle und Straßenskandale hervor. Das Gesetz blieb einfach ein toter Buchstabe."

Unter solchen Umständen sah die Regierung sich gezwungen, schon nach kurzer Zeit (im Jahre 1742) die Branntweingesetze abzuschaffen und die Steuern auf Branntwein zu ermäßigen. Das hatte natürlich auf den Gang der Entwickelung nicht den geringsten Einfluß. Die Trunksucht wuchs nach wie vor, so daß im Jahre 1750 ein neues Gesetz erlassen wurde, das auf den Mißbrauch geistiger Getränke strenge Strafe setzte.

Die Beschränkung der Zahl der Schenken begann in England bereits im sechzehnten Jahrhundert. Unter Eduard VI. ward ein Gesetz erlassen, nach dem die Schankkonzession seitens der Polizei nur solchen Leuten erteilt werden durfte, die eine Garantie für ihre sittliche Wohlanständigkeit zu leisten imstande waren. Die Konzession konnte zu jeder Zeit ihren Inhabern wieder entzogen werden. Im Jahre 1828 ward die Eröffnung neuer Schankstätten noch mehr erschwert. Es wurde eine doppelte Genehmigung für dieselbe verlangt, nämlich eine solche von seiten der Accisverwaltung, die das Patent erteilte, und eine Erlaubnis von seiten der Polizei, die der Friedensrichter erteilte. Dabei stand es dem letzteren frei, die Licenz ganz nach seinem Ermessen zu gewähren oder zu verweigern. Die erteilte

Licenz hatte nur eine einjährige Giltigkeit und mußte nach Verlauf der Frist von neuem erbeten werden. Dafür konnte sie jedoch im Laufe des Jahres nur durch einen Spruch der Geschworenen entzogen werden.

Im Jahre 1871 brachte der Staatssekretär Bruce im Hause der Gemeinen einen Gesetzesvorschlag ein, durch den er die Zahl der Schenken in der Weise beschränken wollte, daß auf 1500 Einwohner nur eine Schankstätte kommen sollte. In den Ortschaften mit einer geringeren Einwohnerzahl sollte eine Schankstätte nur bei 900 Einwohnern zugelassen werden. Nach reiflicher Überlegung jedoch beschloß das Unterhaus, über dieses Projekt zur Tagesordnung überzugehen. Im Jahre darauf nahm das Haus ein Gesetz an, nach welchem bezüglich der sittlichen Qualität der Personen, die sich um eine Schankkonzession bewarben, verschiedene Garantieen verlangt wurden.

Unabhängig von diesen Maßnahmen, welche die Beschränkung der Zahl der Verkaufsstellen von geistigen Getränken zum Zweck hatten, hielt die englische Gesetzgebung es für geboten, sich auch um die Beschränkung der Produktion selbst zu bekümmern. Die Spiritusbrennereien wurden mit hohen Abgaben belastet, so daß die Spiritusproduktion in den kleineren Brennereien durchaus unrentabel wurde und in ganz England gegenwärtig nicht mehr als 12—15 Brennereien existieren. Die Überwachung der heimlichen Branntweinfabrikation ist eine sehr strenge, und es wird versichert, daß dieselbe in England fast vollständig ausgemerzt sei.

Welches sind nun die Resultate dieser Gesetzgebung?

Die Zahl der Schankstätten hat sich nicht, wie in andern europäischen Ländern, vermehrt, sondern im Gegenteil vermindert. Im Jahre 1840 kamen in England auf 1000 Einwohner 6,35, im Jahre 1850 5,60, im Jahre 1860 5,45 und 1870 5,28 Schenken. Gleichwohl ist der Spiritusverbrauch in England ungewöhnlich groß, und das Laster der Trunksucht ist in beständigem Wachstum begriffen. Wir lassen hier die neuesten statistischen Zahlen folgen.

Es kam auf den Kopf der Bevölkerung folgende Anzahl von Litern Spiritus:

	1872	1873	1874
In England	2,90	3,17	3,34
In Schottland	8,73	9,00	9,48
In Irland	4,94	5,19	5,18

In diesen Zahlen ist der importierte Spiritus noch nicht mit einbegriffen, dessen Menge, nach den Worten kompetenter Persönlichkeiten, doppelt so groß ist, wie die in obiger Tabelle angegebene Menge des einheimischen Branntweins. Die wirkliche Ziffer des Spiritusverbrauchs ist daher gegenwärtig in England allein auf 6,06 Liter anzunehmen. Außerdem kommen in England auf den Kopf der Bevölkerung durchschnittlich in Jahre 139 Liter Bier (gegen 14 Liter in Rußland) und 2,20 Liter Wein. Man hat berechnet, daß im Laufe des Jahrzehnts 1862—72 der Aufwand für geistige Getränke in England um 46 % gestiegen ist.

III.

Die Deutschen hatten bis in die neueste Zeit hinein in Europa den Ruf großer „Zecher". Die Trunksucht hat sich in ihrem Lande ganz besonders im 15. und 16. Jahrhundert stark ausgebreitet. Auch hier gingen vor allem die höheren Klassen der Gesellschaft mit dem schlechten Beispiel voran.

„Die Fürsten," sagte Dr. Baer, „gaben ihren Unterthanen ein schlechtes Beispiel, wilde Schmausereien und Zechgelage wurden fast jeden Tag an ihren Höfen veranstaltet." Umsonst erlassen die deutschen Kaiser Verfügungen zur Unterdrückung der Trunksucht. Im Jahre 1577 wird durch einen Beschluß des Frankfurter Reichstages den sämtlichen Kurfürsten und sonstigen Würdenträgern anbefohlen, daß sie, um ihren Unterthanen ein gutes Beispiel zu geben, das unmäßige Trinken und Schlemmen aufgeben und dasselbe auch an ihren Höfen und auf ihren Landgütern abschaffen sollten. Nicht viel besser trieben es Geistliche und Mönche. „Im ganzen deutschen Reiche waren die Mönche als die besten Bierbrauer und Küfer berühmt; in allen Städten hatten sie unter dem besonderen Schutz päpstlicher und kaiserlicher Privilegien die vornehmsten Wirtschaften in Händen. An den Universitäten herrschte die Trunksucht nicht nur unter den Studenten, sondern auch unter den Professoren in ganz maßloser Weise. Die letzteren machten von ihrem Privileg, in der Brauerei des Kollegiums abgabenfrei Bier brauen und in den Kellern des Kollegiums ebenso abgabenfrei Bier und

Wein aufbewahren zu dürfen, im reichsten Maße Gebrauch. Sehr viele der Professoren hielten sogar selbst Schenken, wobei sie sich wiederum auf die ihnen verliehenen Privilegien berufen konnten.

Das Volk zögerte nicht, dem Beispiel der höheren Klassen zu folgen. Bei jeder Gelegenheit ward getrunken: „bei der Taufe und Geburt eines Kindes, bei Hochzeiten und Begräbnissen, beim Abschluß eines Kaufes, bei der Aufnahme und Entlassung von Lehrlingen, bei der Wahl der Bürgermeister, Ratsherren und Gildenvorsteher."

Die Fürsten, Bürgermeister und Ratsherren versuchten, das Übel durch Hochzeits- und Gastordnungen zu beseitigen, in denen die Menge des Bieres und Weines, die bei solchen Gelegenheiten vertilgt werden durfte, genau bestimmt wurde. Die Reichspolizei gebot den Predigern, an den Sonntagen das Volk von der Trunksucht abzumahnen, ihm vorzustellen, daß die Deutschen, dank diesem Laster, die Verachtung aller anderen Völkern auf sich gezogen hätten, und daß Gotteslästerung, Unfriede, Mordthaten und viele andere schlimme Dinge Folgen der Trunksucht seien.

Alle diese Bemühungen blieben erfolglos, die Trunksucht fuhr fort, zu wachsen und sich zu verbreiten, indem sie zur Verrohung und Verwilderung des Volkes das Ihrige beitrug. Mit Schmerz sahen die intelligenten Leute auf dieses Volkslaster, ohne zu wissen, wie sie demselben begegnen sollten. Einer der trefflichsten Deutschen jener Zeit, Martin Luther, war so-

gar der Meinung, daß die Trunksucht ein Erblaster der Deutschen sei. „Ein jedes Volk hat seinen Teufel,“ sagte Martin Luther, „die Walachen haben diesen und die Franzosen jenen; unser deutscher Teufel ist das Weinfaß, und sein Name ist Trunksucht; er ist ein solcher dicker und gieriger Teufel, daß er seinen Durst selbst durch ungeheure Massen von Wein und Bier nicht zu stillen vermag; und ich fürchte gar sehr, daß er eine Geißel Deutschlands bleiben wird bis zum jüngsten Tage.“

Gleichwohl war damals die Trunksucht der Deutschen noch ein Kinderspiel im Vergleich mit dem, was sie nach dem dreißigjährigen Kriege wurde. Bis zu jener Zeit trank man, wie wir gesehen haben, nur Wein und Bier, während der Branntwein ausschließlich als Arzenei gebraucht wurde Durch den Krieg aber war ein großer Teil der Weinberge verwüstet worden, und so fand denn durch die Soldaten, die aus dem Süden heimkehrten und dort den Branntweingenuß kennen gelernt hatten, das verderbliche Getränk in den deutschen Ebenen rasche Verbreitung. Zwar sträubten sich die Bürger und Bauern noch gegen dasselbe; sie fühlten einen tiefen Abscheu gegen diese zügellosen Zechgelage. Sie erschraken vor der schamlosen Ausschweifung, eine Arzenei zu so ehrlosem Zweck zu mißbrauchen, und flohen das Feuerwasser, das den Menschen in ein wildes Tier verwandelte.

Dennoch gab es nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges in Norddeutschland bereits Leute, die

dem chronischen Branntweingenuß ergeben waren. Die neue Gefahr für die Sitten des Volks ward alsbald erkannt, und viele geistlichen und weltlichen Fürsten nahmen den Kampf gegen dieselbe mittelst sogenannter Branntweinedikte auf. Neue Gesetze wurden erlassen, die nicht mehr einfach gegen den unmäßigen Genuß starker Getränke, sondern fast ausschließlich gegen den Branntwein gerichtet waren. Schankwirte und Trunkenbolde wurden mit hohen Strafen belegt, und selbst Mäßigkeitsvereine wurden gebildet, die sich ausschließlich gegen den Branntwein wandten.

Wenn nun der Gebrauch des letzteren auch ständig wuchs, so war er doch noch nicht zu bedenklicher Höhe herangewachsen und beschränkte sich nur auf die Städte. Erst zur Zeit des siebenjährigen Krieges und infolge desselben kam der Branntwein allgemein in Gebrauch und ward seit jener Zeit zum allgemeinen Volksgetränk. Männer und Frauen tranken ihn, an allen Orten wuchs der Branntweinkonsum, und mit ihm auch seine schädlichen Folgen.

Der Anfang unseres Jahrhunderts mit seinen endlosen Kriegen verschlimmerte die Sache so sehr, daß, als wieder ruhige Zeiten eintraten, der Branntwein in ganz Norddeutschland und zum Teil auch im Süden in höchst bedenklichem Maße an Umfang gewonnen hatte. Von allen Seiten begann man energische Maßregeln gegen die Branntweinpest, wie man das Übel nannte, zu verlangen. Im Jahre 1810 wird ein Gesetz erlassen, nach dem die Erlaubnis zur Eröffnung einer

Schenke oder Restauration von den persönlichen Eigenschaften des Antragstellers abhängig gemacht wird. Im folgenden Jahre 1811 erscheint ein Zusatz zu diesem Gesetz, welcher verlangt, daß die Erlaubnis zur Eröffnung einer Schenke auf dem Lande nur dann erteilt werden soll, wenn die Kreispolizei findet, daß eine solche Eröffnung der Gesellschaft einen wirklichen Nutzen bringen kann. Im Jahre 1823 bestimmt ein Ministerialerlaß, daß auch in den Städten die Bewilligung zur Eröffnung eines Handels mit Getränken nicht nur von den persönlichen Eigenschaften des Bittstellers, sondern auch davon abhängig sein soll, daß die Polizei die Eröffnung der neuen Schenke als den Bedürfnissen der Bevölkerung entsprechend erachtet. Friedrich Wilhelm III. drückte sich noch charakteristischer aus, er verlangt, daß bei jedem Konzessionsgesuch die Polizeibehörde gründlich untersuchen solle, ob thatsächlich ein Bedürfnis nach Eröffnung eines Schankgeschäftes vorhanden ist, daß ferner eine Konzession nur dann erteilt werden soll, wenn dieses Bedürfnis thatsächlich nachgewiesen ist, und daß endlich Konzessionen überhaupt in möglichst geringer Zahl erteilt werden sollen.

Dieses Gesetz (vom 7. Februar 1835) hatte nur auf ländliche Verhältnisse Bezug. Bald jedoch wurde dasselbe als ungenügend erachtet. Durch Allerhöchsten Erlaß vom 21. Juni 1844 ward das Gesetz vom Jahre 1835 auch auf den Kleinhandel mit Getränken in den Städten ausgedehnt und die Aufsicht über das Schank- und Konzessionswesen einer besonderen Behörde, den

sogenannten Gewerbesteuer-Abteilungen übergeben. Die Konzessionen durften nur auf den Namen solcher Leute ausgestellt werden, welche Steuern entrichteten, und zwar nur auf die Dauer eines Kalenderjahres. Sie wurden nur erteilt, wenn die städtische Polizei-Verwaltung oder der Landrat des Kreises, im Einvernehmen mit der betreffenden Gemeinde, die Notwendigkeit und Nützlichkeit der Eröffnung einer neuen Schenke oder Gastwirtschaft anerkannten. So lagen die Dinge bis zum Jahre 1869.

Im Gegensatz zu England hielt die preußische Regierung seit dem Jahre 1820 es für notwendig, die Entwicklung der kleinen Landbrennereien im Interesse der Viehzucht zum Nachteil der Großbrennereien zu fördern. Gleichwohl haben die kleinen Brennereien die Konkurrenz mit den großen Etablissements nicht aushalten können: innerhalb 48 Jahren ist die Zahl der kleinen Brennereien um 83 % heruntergegangen.

Trotz aller dieser Maßnahmen ist die Trunksucht in Preußen, wie auch im übrigen Deutschland, beständig gewachsen und wächst immer noch weiter. Im Jahre 1806 kamen in Preußen drei Liter Spiritus auf den Kopf der Bevölkerung. Im Jahre 1842 waren es sechs, und 1869 gar sieben Liter. In ganz Deutschland beträgt der Spirituskonsum gegenwärtig im Durchschnitt 10 Liter auf den Kopf, und in Sachsen 22 Liter! Der Bierkonsum betrug in Deutschland im Jahre 1872: 53,4 Liter, 1873: 66,8 Liter, 1874: 70 und 1875: 72 Liter per Kopf. Ganz besonders bemerkenswert

aber ist die Thatsache, daß trotz aller noch so energischen Bemühungen der Regierung die Zahl der Schankstätten, in denen sie die Wurzel des Übels sah, zu beschränken und ihrer Eröffnung Hindernisse in den Weg zu legen, die Branntweinschenken doch wie die Pilze aus dem Boden schossen und im Laufe zweier Jahrzehnte, von 1852 bis 1872, ihre Zahl sich um 124 % vermehrte, während die Bevölkerung in dieser Zeit nur von 17 auf 20 Millionen stieg.

Angesichts dieser gänzlichen Erfolglosigkeit aller Verbote und Unterdrückungsversuche haben die Regierungen von Preußen und den meisten übrigen deutschen Ländern im Jahre 1869 beschlossen, die Eröffnung von Schankstätten und den Kleinhandel mit Branntwein wesentlich zu erleichtern. Der Branntweinhandel ist auch in andern Geschäften, nicht nur in den Schenken, erlaubt. Ein Schankgeschäft kann auf eine andere Person übergehen, sofern dieselbe nur den gesetzlichen Anforderungen entspricht. Die Konzession wird nicht mehr auf eine bestimmte Frist erteilt und kann nicht mehr durch polizeiliche Willkür entzogen werden. Eine Konzession wird nur dann nicht erteilt, wenn erstens nach der Meinung der Polizei Gefahr besteht, daß die Persönlichkeit, die sie verlangt, dem Laster, dem Hazardspiel u. s. w. Vorschub leisten würde, und wenn zweitens die Lokalitäten der Polizei ungeeignet scheinen.

Folgendes war das Resultat dieser neuen Grundsätze. Die Zahl der Schenken hat in den Städten fast

überall zugenommen, auf dem Lande dagegen ist sie entweder unverändert geblieben oder gar herabgegangen. So ist in Hessen-Nassau die Zahl der Schankstätten um 7 Prozent gesunken, und auch in Brandenburg und Posen ist sie zurückgegangen. Dagegen hat fast überall auf dem Lande die Zahl der Verkaufsstellen von Branntwein (in den Kramläden z. B.) sich vermehrt. In Pommern ist die Anzahl der Kleinhandlungen mit Branntwein um 53 Prozent, in Schlesien um 38 Prozent, in Schleswig-Holstein um 21,2 Prozent und in Hessen-Nassau um 19,6 Prozent gestiegen. Die Trunksucht ist natürlich gleichfalls im Steigen begriffen, doch liegen uns keine genauen Daten über diesen Punkt vor. Und wenn dies selbst der Fall wäre, könnte man kaum behaupten, daß diese Steigerung eine Folge des Gesetzes von 1869 sei, da doch während des ganzen Jahrhunderts, trotz aller Verbote und Androhungen, die Trunksucht in Deutschland in noch rascherem Tempo gewachsen ist. Wer wüßte überdies nicht, welche Opfer der deutsch-französische Krieg dem deutschen Volke auferlegt hat, wie viel Elend, Armut und Hungersnot er ihm gebracht hat! Wer könnte angesichts dessen behaupten, daß die beständig wachsende Trunksucht in Deutschland eine Folge des Gesetzes von 1869 sei?

Wenden wir uns nunmehr Frankreich zu.

IV.

In Frankreich existierte bis zum Jahre 1851 so gut wie gar keine Gesetzgebung wider die Trunksucht. Erst im Jahre 1851 wurde die Eröffnung eines

Schanklokals von der Entschließung des Polizeipräfekten abhängig gemacht. Wie wenig diese Maßregel genützt hat, wissen wir bereits. Am 3. Februar 1873 gelangte in der Deputiertenkammer ein Gesetz zur Annahme, „das den Zweck hatte, die Trunksucht an öffentlichen Orten auszurotten und den Fortschritt des Alkoholismus zu bekämpfen.“ Ich gebe dieses Gesetz in seinem Wortlaut wieder:

1. „Mit Geldbuße von 1 bis 5 Francs wird bestraft, wer in betrunkenem Zustande auf der Straße, auf dem Heerweg, auf einem Platze, im Café, in der Schenke oder sonst an einem öffentlichen Ort angetroffen wird.

„Im Falle einer neuen Übertretung dieses Gesetzes innerhalb einer Frist von 12 Monaten nach der ersten Bestrafung und im Bezirk desselben Tribunals wird der Schuldige mit 1 bis 3 Tagen Gefängnis bestraft.

2. „Im Falle eines neuen Rückfalls in demselben Gerichtsbezirk und im Laufe desselben Jahres wird der Schuldige dem Zuchtpolizeigericht übergeben und mit 6 Tagen bis zu 1 Monat Gefängnis, außerdem zu einer Geldstrafe von 16 bis 300 Francs bestraft.

„Wenn derjenige, der bereits einmal durch das Zuchtpolizeigericht wegen Trunksucht bestraft wurde, im Laufe desselben Jahres sich noch einmal des gleichen Vergehens schuldig macht, dann wird er mit dem Höchstmaß der im vorhergehenden Abschnitt festgesetzten Strafe das überdies verdoppelt werden kann, belegt.

3. „Wer zweimal von dem Zuchtpolizeigericht wegen

Trunksucht verurteilt worden ist, büßt nach der zweiten Verurteilung folgende Rechte ein:

a) Das Recht zu stimmen und zu wählen; b) gewählt zu werden; c) zum Geschworenen ernannt zu werden oder irgend ein anderes kommunales oder administratives Ehrenamt zu bekleiden; d) innerhalb zweier Jahre vom Tage, an dem das Urteil rechtskräftig geworden, Waffen zu tragen."

Die folgenden Abschnitte 4, 5 und 6 setzen dieselben Strafen gegen die Inhaber von Cafés, Schenken und anderen Geschäften fest, die offenkundig betrunkenen Leuten ein starkes Getränk verabreichen, oder ihnen auch nur den Eintritt in ihr Geschäft gestatten, oder an unmündige Personen unter 16 Jahren spirituöse Getränke verkaufen.

7. „Mit Gefängnis von 5 Tagen bis zu 1 Monat und mit Geldstrafe von 16 bis 300 Francs wird bestraft, wer eine unmündige Person unter 16 Jahren betrunken macht."

Die praktischen Folgen dieses Gesetzes sind nach dem übereinstimmenden Urteil aller kompetenten Leute gleich Null. Lunnier, der bekannte Kenner und Forscher auf dem Gebiete der Trunksuchtsfrage, ist der Meinung, daß dieses Gesetz nur dann Erfolg haben könnte, wenn man „die Inhaber von Schankstätten zu keinen Ehrenämtern zuließe." Dann wäre, nach seiner Meinung, die Landpolizei in ihrem Handeln ihnen gegenüber freier und selbständiger. In der That entschließt sich die Polizei selbst nur ungern, dieses Gesetz auf die Schankwirte

anzuwenden, die auf dem Lande stets eine aristokratische Rolle spielen und Einfluß besitzen, und auch den gewöhnlichen Sterblichen sieht sie gern einmal durch die Finger.

In den nordamerikanischen Staaten hatte die Trunksucht bereits im Anfang dieses Jahrhunderts einen so gewaltigen Umfang angenommen, daß daselbst auf den Kopf der Bevölkerung jährlich nicht weniger als 28 Liter Whisky oder 12—13 Liter Spiritus kamen. In den besseren Kreisen der amerikanischen Gesellschaft begann daher bereits gegen Ende der zwanziger Jahre eine energische Reaktion gegen die Trunksucht, die sich alsbald nicht nur über einen großen Teil der nordamerikanischen Staaten, sondern auch über Europa, namentlich über Frankreich und Deutschland erstreckte. Einer der hervorragendsten amerikanischen Mäßigkeitsapostel war Bird, der Verfasser des Buches: „Geschichte der Mäßigkeitsvereine in den Vereinigten Staaten von Amerika." Er ward nach Frankreich eingeladen, um die erwähnten Vereine auch in diesem Lande zu verbreiten. Man nahm ihn mit Begeisterung auf, sein Buch wurde ins Französische übersetzt, und unter seiner Leitung begannen sich Mäßigkeitsvereine zu bilden. Von Frankreich aus begab sich Bird nach Deutschland, wo er gleichfalls großen Erfolg hatte. Die von ihm ins Leben gerufene Bewegung gegen die Trunksucht griff selbst nach Rußland hinüber, und zwar ward im Jahre 1836 in Livland der erste Mäßigkeitsverein

gegründet. Hier aber trat der Bewegung unerwartet ein ministerielles Zirkular entgegen, das die Gründung solcher Vereine ohne weiteres verbot. „Es liegt nämlich,“ erklärte jenes Zirkular, „keine Notwendigkeit zur Begründung solcher Vereine vor, die gleichsam als besondere Sekten erscheinen und zur Verstärkung des Sektierergeistes dienen.“ Trotzdem setzten die Prediger in Livland ihren Feldzug gegen die Trunksucht fort, indem sie das Volk von dem Branntweingenuß abmahnten. Ihre Predigten waren, wenigstens äußerlich, von Erfolg begleitet, denn allein in zwei Pfarrgemeinden, der von Schwanenburg und von Marienburg, betrug die Anzahl der Personen, welche freiwillig dem Branntweingenuß entsagten und sich in den ausgelegten Listen einzeichneten, über 14000. Als jedoch eines schönen Tages nach der Liturgie der Pastor den Unterzeichnern das Gelübde abnehmen wollte, wurden die Gutsbesitzer der Umgegend ganz entrüstet und machten sogleich zuständigen Orts Anzeige, daß „die Geistlichen das zwischen den Bauern und Herren bestehende Band zu zerreißen suchten, daß sie den Bauern ein unentbehrliches Stärkungsmittel entzögen und den Gutsbesitzern großen Schaden zufügten.“ Das war im Jahre 1838. Auf diese Anzeige hin erhielt der schuldige Pastor durch das Konsistorium die Mitteilung, daß „die Art und Weise, wie er seine löbliche Absicht verwirkliche, von den Behörden nicht gebilligt werde“, und daß er, „wie es sich für seinen Stand gezieme, sich darauf beschränken solle, die Sitten seiner Herde durch Ermahnung und

Beispiel zu bessern". Gleichzeitig ward ihm untersagt, in Zukunft von seiten derjenigen, die sich des Branntweingenusses enthalten wollten, Gelübde entgegenzunehmen . . .

Wenn schon der Einfluß der amerikanischen Mäßigkeitsapostel sich in so entfernten Gegenden bemerkbar machte, dann wird es nicht auffällig erscheinen, daß er auch in der Heimat in hohem Maße zur Geltung kam. Die Anti-Trunksucht-Bewegung ergriff fast alle Staaten der jungen Republik. Die Hauptschuld an der Trunkenheit ward seitens der Mäßigkeitsapostel den Schankstätten zugeschrieben, und darum wurden alle Anstrengungen auf ihre Ausrottung gerichtet. Eine lange Reihe von Gesetzen gegen den Handel mit spirituösen Getränken ward erlassen. Im Jahre 1845 beschlossen 4/5 aller Städte des Staates New-York, keine Konzessionen für den Branntweinhandel mehr zu erlassen. Im Staate Massachusetts gab es 100 Städte, in denen solche Konzessionen nur in ganz beschränkter Anzahl erteilt wurden. Im Staate Maine ward im Jahre 1846 ein Gesetz erlassen, das den Handel mit Branntwein unter Androhung harter Strafen verbot. „Dieses Gesetz," sagt Dr. Baer, „erzielte nicht die geringsten Resultate, weil die Schankwirte die Keller voll Spiritus hatten und insgeheim große Mengen davon verkauften." Im Jahre 1851 gelang es in demselben Staate nach langem Kampfe, die bekannte „Liquor Maine Law" durchzubringen, die den Verkauf aller berauschenden Getränke irgend welcher Art, mit Aus-

nahme des Ciders und des ortsüblichen Bieres, bei Strafe verbot. Der Spiritus, der für die Zwecke der Technik und der Medizin bestimmt war, wurde in besonderen, unter staatlicher Aufsicht stehenden Gebäuden aufbewahrt. Ward an irgend einem andern Ort Spiritus gefunden, so unterlag er der Konfiskation und Vernichtung, während der Besitzer in Strafe genommen wurde. Die Branntweinbrennerei und Bierbrauerei wurde wesentlich erschwert. Dem Beispiel von Maine folgten die Staaten: Minnesota, Massachusetts, Vermont, Michigan, Connecticut, Indiana, Delaware, Wisconsin und viele andere.

Man sollte meinen, daß es ziemlich schwer sei, ein einschneidenderes Gesetz zu entwerfen. Welches sind nun die Resultate dieses Gesetzes?

In Maine selbst wurde der Branntweinverkauf trotz aller Drohungen des Gesetzes in den Schenken ganz offenkundig betrieben. In Boston dürfen zwar — auf dem Papiere — spirituöse Getränke überhaupt nicht verkauft werden; gleichwohl sind daselbst in der Zeit vom 4. Januar 1873 bis zum 25. April 1874 nicht weniger als 62 Personen an den Folgen der Trunksucht gestorben. Nach den Worten des Otis Clopp, eines der hervorragendsten Gegner der Trunksucht in Amerika, kann in allen Staaten, in denen die „Liquor Maine Law“ in Geltung ist, „ein wirklicher Trunkenbold überall so viel Branntwein, als er nur braucht, bekommen. In den Städten existieren Hunderte von Menschen, die heimlich an ihre Bekannten gläserweise Branntwein verkaufen. Sie halten niemals mehr als

eine Gallone (= 4,543 Liter) vorrätig. Der Spiritus wird in Wagen, die wie Milchwagen aussehen, nach den Häusern transportiert. Die Rumverkäufer richten Tausende von Menschen zu grunde, ziehen ganze Regimenter von Säufern groß. Die Mittel, deren man sich zur Umgehung des Gesetzes bedient, sind geradezu abscheulich, und ich habe mir stets die Frage vorgelegt, ob nicht die Demoralisation der Gesellschaft, die durch den beständigen Gedanken an die Umgehung des Gesetzes hervorgebracht wird, ein ebenso großes Übel ist, wie die Trunksucht selbst."

Der englische Consul in Maine schrieb im Jahre 1873 über denselben Gegenstand: „Ein vierzehnjähriger Aufenthalt in diesem Staate hat mir zu einem gründlichen Studium dieser Frage Gelegenheit gegeben, und ich spreche es ohne jedes Bedenken aus, daß, etwa mit Ausnahme einiger Dörfchen, dieses Gesetz ein arger Mißgriff war, daß der Nutzen, den es vielleicht da oder dort gestiftet hat, durch das Heuchlertum und die Demoralisierung einer sehr großen Anzahl von Menschen mehr als aufgewogen wird, die sich dem Namen nach und nach ihrer politischen Parteistellung als Prohibitionisten aufspielen, in Wirklichkeit jedoch es durchaus nicht sind. Daß die Sache sich wirklich so verhält, dafür habe ich tagtäglich neue Beweise."

Ein großer Teil der Staaten, welche die „Liquor Maine Law" bei sich eingeführt haben, war gezwungen, sie wieder abzuschaffen, da nicht nur der angestrebte Zweck durch dieses Gesetz nicht erreicht wurde, sondern dasselbe

sich vielmehr als geradezu schädlich erwies. So ging beispielsweise der Staat Massachusetts vor, der, wenn ich nicht irre, im Jahre 1875 ein neues Gesetz erließ, durch welches die Konzessionserteilung mit der Entrichtung einer hohen Gebühr verknüpft wurde. In anderen Staaten wird die Anzahl der Schankstätten durch die Lokalbehörden reguliert, welche die Genehmigung zur Eröffnung derselben zu erteilen haben.

Dieser ganze heftige Kampf der gesetzgebenden Faktoren gegen die Trunksucht ist somit in seinem letzten Resultat erfolglos geblieben; wie in Europa, so wächst auch in Amerika die Trunksucht und richtet die Bevölkerung zu Grunde. Bei dem ungeheuren Umfange, den der heimatliche Branntweinkonsum in Amerika angenommen hat, läßt sich natürlich der Spiritusverbrauch in Amerika nicht genau bestimmen. Kompetente Beurteiler sind indessen der Meinung, daß derselbe keinesfalls weniger als 12 Liter auf den Kopf der Bevölkerung beträgt.

Hier will ich meine Betrachtung schließen. Ich glaube durch die angeführten Thatsachen genügend klargestellt zu haben, daß die Trunksucht nicht zu den Übeln gehört, denen mittelst polizeilicher Maßregeln irgendwie erfolgreich beizukommen ist.

Es giebt gegen die Trunksucht wirksamere Mittel, die in einigen europäischen Staaten, unter anderem auch in Schweden, mit Erfolg zur Anwendung kommen.



Der „Mont de Piété".

Nicht jeder Franzose vermag darüber Auskunft zu geben, wie das öffentliche Leihamt eigentlich zu dem seltsamen Namen „Mont de Piété" kommt. Die Geschichte dieser Institution lehrt uns, daß dieselbe zuerst in Italien ins Leben trat, wo im Mittelalter die Ausdrücke „Berg" (monte) und „Bank" gleichbedeutend waren. Das Wort „piété" soll den philanthropischen Charakter dieser Art Anstalten kennzeichnen, im Gegensatz zu den gewöhnlichen, kommerziellen Banken. Wenn übrigens nicht jeder Pariser die etymologische Ableitung des Namens „Mont de Piété" kennt, so folgt daraus noch nicht, daß er mit dieser Anstalt noch keine praktische Bekanntschaft gemacht habe. Es erscheinen in Paris täglich durchschnittlich 5000 Menschen auf dem öffentlichen Leihamt, um etwas zu versetzen, oder, wie der Kunstausdruck heißt, „an den Nagel zu hängen," während 2000 kommen, um das Versetzte wieder einzulösen. Die Kasse des Leihamts, die weder eigene Kapitalien besitzt, noch irgend welche Zuschüsse erhält, leiht jährlich 57 Millionen Francs gegen Pfand aus. Die Zahl der Darlehnsgeschäfte, die alljährlich abgeschlossen werden, beträgt gegen 6 Millionen. Davon sind nur 2 Millionen für das Leihamt gewinnbringend, während die übrigen 4 Millionen für sie mit Verlusten verbunden sind.

Der „Mont de Piété" hat den Charakter einer öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalt. Als solche unter-

steht das Institut dem Ressort des Ministers des Innern. Zwei Mitglieder dieses Ministeriums, nämlich der Präfekt von Paris und der Präfekt des Seinedepartements, sind ständige Mitglieder des Verwaltungsrats des Leihamts, und der Direktor desselben wird unmittelbar vom Minister des Innern ernannt. Als städtisches Institut steht der Mont de Piété unter der Aufsicht des Gemeinderats; drei Mitglieder desselben, die auf je zwei Jahre gewählt werden, gehören gleichfalls dem Verwaltungsrate an. Gleichwohl verursacht die Anstalt weder der Stadt noch dem Staate auch nur einen Pfennig Kosten. Im Gegenteil, sie bringt beiden noch Vorteile, da alle baren Überschüsse in die Kasse der öffentlichen Wohlthätigkeit fließen. Allerdings ist der Überschuß nicht übermäßig groß: im Jahre 1890 betrug er gegen 63000 Francs. Aber es ist ja auch nicht die Aufgabe dieses Instituts, zu verdienen, sondern vielmehr zu helfen. Der Mont de Piété giebt Geld auf Betten, auf getragene Kleider, Wäsche u. s. w. bis zu den kostbarsten Kunsterzeugnissen, er leiht Summen von 3 bis zu 10000 Francs und mehr aus. Der Zinsfuß beträgt in allen Fällen jährlich 7 Prozent.

Man vergleiche damit die traurige Lage, in welcher der arme Schlucker, der gegen ein Unterpfand Geld borgen muß, sich bei uns in Petersburg befindet. Mit alten Kleidern oder Betten darf er dem Pfandleiher überhaupt nicht kommen — er fliegt sonst ohne weiteres zur Thür hinaus. Nur auf „wertvolle Gegenstände“ wird da etwas gegeben, und der Zinsfuß, den

die „edlen Wohlthäter“ nehmen, beträgt wenigstens 40 Prozent, also sechsmal so viel wie in Paris. Wir sind in dieser Hinsicht um wenigstens anderthalb Jahrhunderte zurück. Allerdings hat man auch in Rußland, zumal in Petersburg, die Einrichtung staatlicher Leihämter „ernsthaft erwogen“, und erst vor kurzem hat das Stadtoberhaupt von Petersburg den Pariser Mont de Piété aufs eingehendste besichtigt, um, wie die Zeitungen schrieben, „diese Einrichtung auch in Rußland einzuführen.“ Ich habe indessen seitens der Verwaltung des Pariser Leihamts in Erfahrung gebracht, daß „bereits seit längerer Zeit kaum ein Jahr vergeht, in dem nicht irgend ein russischer Würdenträger in der Rue des Blancs-Manteaux seinen Besuch macht, ohne daß dabei auch nur das Geringste herauskommt.“

Es klingt kurios, daß auch in Frankreich, diesem klassischen Lande aller Neuerungen, der Gedanke der Beschränkung des Privatwuchers durch öffentliche Leihanstalten anfangs auf den größten Widerstand stieß. Durch hundertsiebenunddreißig Jahre mußten verschiedene Geschlechter von Philanthropen einen erbitterten Kampf führen, bis sie schließlich dem Mont de Piété das Bürgerrecht erstritten. Der erste Begründer eines solchen Instituts in Frankreich war der bekannte Arzt Rénodot, der auch die erste Zeitung begründet hat. Er eröffnete neben der Redaktion seiner „Gazette de France“ das erste Adreß-Bureau, das erste unentgeltliche Rechtsbureau für Unbemittelte und — das erste

gemeinnützige, nicht auf Wuchergewinn berechnete Pfandleihhaus. Er nahm nur 3 % Zinsen, und auch die nahm er nur, damit seine Kasse überhaupt existieren konnte. Kardinal Richelieu, der einmal Rénodot besuchte, erkannte die Bedeutung seiner neuartigen Anstalten und ließ ihm ein Patent ausstellen, das ihn als „General-Kommissar der Armen des gesamten Königreichs sowie Intendanten und obersten Chef der Adreßbureaus von Frankreich“ bestätigte. Kaum aber war Richelieu gestorben, als das Parlament eine Verfügung erließ, durch die es dem Doktor „aufs strengste untersagt wurde, fernerhin Geld gegen Unterpfand auszuleihen“. Der arme Rénodot wurde mit Schmähungen überhäuft, man bekämpfte ihn von allen Seiten mit Pasquillen und vergiftete ihm das Dasein. „Die Gebrüder Rénodot,“ schrieb einer dieser Pasquillanten, der Doktor der Theologie Guy-Potin, „sind Kompagnons einer Bande von Spekulanten, die sich mit dem Verkauf von Zeitungen, Grundstücken und Häusern, mit der Vermittelung von Dienstboten- und Aufwärterstellen, mit dem Ausleihen von Geld gegen Pfand und ähnlichen verächtlichen Dingen befassen, welche den Titel und Beruf eines Arztes entehren.“ Selbst nach seinem Tode ward Rénodot noch verfolgt: zwei seiner Söhne wurden zum medizinischen Examen nicht zugelassen, weil ihr Vater ein „sittenloser Mensch“ gewesen sei.

Erst im Jahre 1777 ward die Eröffnung eines Mont de Piété gestattet. Man hatte indessen hierbei nicht das Wohl der armen Klassen im Auge, sondern

vielmehr den Vorteil der Höflinge, die sich häufig genug in Geldverlegenheit befanden und vor der Ausbeutung der Wucherer bewahrt werden sollten. Die neuen Anstalten wurden daher vor den Thoren der königlichen Paläste placiert und überhaupt nur in den Städten eingeführt, die vom Hofe besucht wurden. Das neue Institut erhielt das Monopol, Geld gegen Unterpfand verleihen zu dürfen, Geldmittel dagegen wurden ihm nicht gewährt. Es nahm daher eine halbe Million Francs auf Wechsel auf und begann mit dieser Summe seine Operationen. Es nahm nur 10 % Zinsen, nach damaligen Begriffen eine wahre Wohlthat. Das Geschäft ging so glänzend, daß bereits nach elf Jahren der Pariser Mont de Piété 196 Millionen Francs gegen Pfand ausgegeben und bedeutende Überschüsse erzielt hatte. Abgesehen von dem Teil derselben, der für die Hospitäler und für Zwecke der Armenpflege bestimmt war, hatte das Institut nicht nur die beiden Häuser in der Rue des Blancs-Manteaux, die es inne hatte, sondern auch noch ein drittes, anstoßendes Haus käuflich erworben. In diesen Häusern ist auch heute noch die Haupt-Abteilung des Pariser Mont de Piété untergebracht.

Abgesehen von der Zeit der großen Revolution hat der Mont de Piété stets mehr Kapitalsangebote erhalten, als er für seinen Betrieb nötig hatte. Diese Thatsache ist leicht begreiflich — welches Institut könnte eine größere Garantie seiner Solidität geben, als gerade dieses? In seinen Magazinen befinden sich zu jeder Zeit Werte, die mindestens das Vierfache der

ausgeliehenen Summen resp. der geliehenen Kapitalien erreichen. Beim Verkauf der nicht eingelösten Versatzobjekte kann er niemals Verluste erleiden. Vom ersten Tage seiner Eröffnung an hat die Leihhaus-Verwaltung Maßnahmen getroffen, die dies verhindern. Die „commissaires-priseurs“ oder vereideten Taxatoren, die als Staatsbeamte gelten, bilden unter sich eine Gesellschaft mit gegenseitiger Haftpflicht. Wenn einer von ihnen einen Gegenstand auf 20 Francs abgeschätzt hat, der dann nachträglich in der Auktion nur 10 Francs erzielt, dann wird die Differenz von 10 Francs aus der Kasse der Gesellschaft der Taxatoren ersetzt. Wir werden weiter unten sehen, daß solche Fälle sehr selten sind, und daß die Gesellschaft der Taxatoren, statt Verluste zu erleiden, vielmehr als eine Ausbeuterin der Kunden des Mont de Piété erscheint. Hier bemerken wir nur, daß das Publikum, das seine Ersparnisse in den Papieren des Leihhauses anlegt, gegen alle Verluste geschützt ist. Das ist der Grund, weshalb der Mont de Piété stets Geld zu den günstigsten Bedingungen erhalten und daher auch seinen Pfandschuldnern immer billigere Bedingungen stellen kann. Im Jahre 1797, als fast alles Metallgeld aus dem Geschäftsverkehr verschwunden war und ein monatlicher Zinsfuß von 5 bis 6 % als mäßig galt, nahm der Mont de Piété nur 3 % monatlich. Im Jahre 1804, als das Institut selbst 7 % jährlich bezahlte, setzte es den Zinsfuß im Leihverkehr von 36 auf 12 % jährlich herab. Gegenwärtig zahlt es etwas weniger wie 3 % und

nimmt, wie wir gesehen haben, 7 %. Man vergleiche damit die Londoner Leihämter, welche 24 %, und die Berliner, welche 12 % nehmen.

Diese stufenweise Ermäßigung des Zinsfußes ward nur dadurch ermöglicht, daß jede geschäftliche Tendenz von dem Mont de Piété ferngehalten wurde, und weil die Verwaltung desselben eine ganz vorzügliche ist. Aber ebenso wenig ist derselbe ein philanthropisches Institut, das unter Umständen auch Verluste mit in den Kauf nimmt und unter der Form von Pfanddarlehen Almosen verteilt. Er ist vielmehr im buchstäblichen Sinne des Wortes eine große Gesellschaft zu gegenseitiger Hilfeleistung. Wer seine Uhr in ein Petersburger Lombardhaus trägt, muß es sich gefallen lassen, daß die Inhaber desselben ihm auf die liebenswürdigste Art von der Welt einen Wucherzins von 40 % abnehmen. Trägt er dieselbe Uhr nach dem Mont de Piété, dann braucht er nicht nur einen um das Sechsfache geringeren Zinsbetrag zu entrichten, sondern thut auch noch, ohne daß er es selbst weiß, ein gutes Werk. Angenommen, er erhält auf die Uhr 50 Francs und läßt dieselbe neun Monate (die durchschnittliche Dauer der Leihfrist) auf dem Leihamt. Das Geschäft bringt alsdann dem Leihamt einen reinen Überschuß von 1,83 Francs. Nach dem Verpfänder der Uhr erscheint nun eine arme Frau, die eine Matratze, ein altes Kleid oder sonst einen Fetzen (es werden jährlich gegen 900000 solcher Objekte ins Leihamt gebracht) versetzen will. Man giebt ihr 3 Francs, und sie geht

ihrer Wege. Die Matratze muß vor Brandschaden und Mottenfraß geschützt und in dem Hauptmagazin untergebracht werden, in dem sie ziemlich viel Platz einnimmt. Vielleicht ist jemand an Typhus, Diphtheritis oder Scharlach auf ihr gestorben, und die Ungezieferfrage ist aller Wahrscheinlichkeit nach gleichfalls im bejahenden Sinne zu beantworten. Eine Desinfektion ist also für alle Fälle geboten, denn der Mont de Piété darf doch nicht in einen Herd ansteckender Krankheiten verwandelt werden. Die Matratze der armen Frau verursacht der Leihhausverwaltnug somit wenigstens einen Franc Kosten. Im Durchschnitt kostet jedes dieser Dreifrancs-Objekte der Verwaltung 63 Centimes. Wer soll nun diesen Verlust tragen? Niemand anders, als der Verpfänder der 50-Francs-Uhr. Und er bezahlt nicht nur für eine, sondern für drei solche Matratzen, denn das Leihamt verdient ja an ihm, nach Abzug der Unkosten, die baare Summe von 1 Francs 83 Centimes.

So viel über die „theoretische Seite“ des Mont de Piété. Wenden wir uns nun dem praktischen Betriebe dieser Anstalt zu.

II.

Ich habe bereits auseinandergesetzt, daß das öffentliche Leihamt der Stadt Paris nichts anderes ist, als eine große Gesellschaft zu gegenseitiger Hilfsleistung, deren Mitglieder die Darlehnsnehmer sind. Der Direktor und seine mehr als 500 Untergebenen führen die Geschäfte des Instituts und erhalten dafür ihren Gehalt, haben jedoch keinen Anspruch auf Gewinnanteil. Die

Verwaltung hat nicht einmal ein moralisches Interesse an der Erzielung von Überschüssen: dieselben werden in die Kasse der öffentlichen Wohlthätigkeit abgeführt, die sich mit der Verwaltung der Krankenhäuser und Asyle und jeder Art von Unterstützung der armen Bevölkerung befaßt. Welchen Sinn hätte es auch, von einem Unglücklichen zu nehmen, um dem andern zu geben? Der gute Ruf der Verwaltung und der ihr anvertrauten Anstalt verlangt im Gegenteil, daß die erstere nur die Interessen ihrer eigenen Klienten ins Auge faßt, die Bedingungen der Beleihung günstiger gestaltet und mehr Geld auf die dargebotenen Pfänder giebt, wie die Konkurrenzanstalten. Wer nichts zu essen hat, wer vom Hauswirt auf die Straße gesetzt ist oder die Blößen seiner Kinder nicht bedecken kann, der frägt nicht nach den Prozenten, die er zu zahlen hat, sondern nach der Summe, die man ihm giebt. Wenn ihm der eine gegen geringe oder gar keine Zinsen nur $^3/_4$ der Summe bietet, die er braucht, ein anderer aber ihm gegen 50% Zinsen die ganze Summe giebt, dann wird er sicherlich mit seinem Pfand zu diesem, nicht zu dem ersteren gehen. Den Leuten, die ins Versatzamt gehen, sitzt allemal das Messer an der Kehle. Will nun das Leihamt seine Aufgabe, die in der Bekämpfung des Wuchers besteht, mit Erfolg durchführen, dann mußt es stets bemüht sein, neue Vorteile für seinen Klienten zu schaffen, um ihn auf alle Fälle an sich heranzuziehen und ihm den Weg zum Wucherer zu ersparen. Läßt es sich den Mann, der auf seine

Uhr 50 Francs verlangt, entschlüpfen, dann kann es jenen drei Unglücklichen nicht helfen, die auf das Gerümpel, das sie ins Leihamt bringen, nur 3 Francs haben wollen. Wie ich bereits andeutete, hat der Mont de Piété an allen Darlehen unter 15 Francs nicht nur keinen Gewinn, sondern geradezu Verluste. Die Zahl dieser kleinen Darlehen beträgt nicht weniger als 4 Millionen jährlich! Es ist klar, daß das Leihamt alle möglichen Anstrengungen machen muß, um jene großen Pfandgeber anzulocken, auf denen allein seine Existenz beruht.

Ich betone immer wieder diesen Punkt, weil er das Wesen und die Eigenart des ganzen Instituts ausmacht. Es giebt in Paris, ganz abgesehen von dem großen Publikum, eine ganze Anzahl von offiziellen Persönlichkeiten, Deputierten, Senatoren und höheren Beamten, die von der Einrichtung des Mont de Piété so gut wie gar keine Ahnung haben. Ein ehemaliger Präfekt des Seine-Departements, der also zu den obersten Beamten des Mont de Piété gehörte und den Direktor dieser Anstalt seinen Untergebenen nannte, behauptete kürzlich im Pariser Gemeinderat, daß das öffentliche Leihamt Gelder ausgebe, die der Verwaltung der öffentlichen Wohlthätigkeit gehörten! Und zu der Zeit, da ich die vorliegende Studie schrieb, fiel ein anderer Präfekt, dem ich in einem Pariser Salon begegnete, mir bei Gelegenheit einer Unterhaltung über den Mont de Piété mit dieser Bemerkung ins Wort: „Das ist alles sehr interessant, was Sie da sagen, aber der ganze

Mont de Piété ist im Grunde genommen nichts weiter, als eine Aktien-Gesellschaft, die unter einem philanthropischen Aushängeschild das Publikum ausbeutet." Dieser hohe Beamte wußte nicht einmal, daß der Direktor des Mont de Piété sein Amtsgenosse war und, wie er selbst, vom Minister des Innern ernannt wurde.

Dieser Direktor, durch dessen Hände jährlich mehr als 90 Millionen Francs gehen, bezieht den verhältnismäßig recht bescheidenen Gehalt von 18000 Francs, in dem noch 3000 Francs Wohnungsgelder mit einbegriffen sind. Der Aufwand, den das gesamte Beamtenpersonal verursacht, beträgt weniger als $1^1/_2$ Millionen, d. h. im Durchschnitt 2845 Francs auf den Kopf. Das ist nicht viel, zumal wenn man in Betracht zieht, daß für jede, auch die geringste Stelle eine Kaution zu leisten ist. Der erste beste Kassierer, der 300 bis 350 Francs monatlich erhält, hat eine Kaution von 20000 Francs zu stellen. Die Rechnungsführung des Mont de Piété untersteht der zwiefachen Kontrolle des Staates und des Pariser Gemeinderats. Ohne Zustimmung des Verwaltungsrats darf der Direktor auch nicht einen Centime ausgeben. Die Gläubiger des Instituts sind, wie man sieht, gegen jede unangenehme Überraschung gesichert, und die Kapitalisten wissen das so gut, daß der Direktion stets mehr Geld angeboten wird, als sie nötig hat. Ein Neuling, dessen Angebot Berücksichtigung findet, betrachtet dies als einen ganz besonderen Glücksfall. Der Hauptkassierer der Anstalt hat es jedoch lieber mit den ständigen Geldgebern der-

selben zu thun, die er seit Jahrzehnten kennt. Sie haben den größten Teil der 57 Millionen eingeschossen, deren das Leihamt alljährlich zu seinem Betriebe bedarf, und sie werden daher bei Ergänzung des Betriebskapitals in erster Linie berücksichtigt. Als ich seiner Zeit dem Hauptkassierer meinen Besuch machte und mir eben über die finanzielle Organisation des Mont de Piété von ihm Auskunft geben ließ, erschien ein Herr bei ihm, der ein Kapital von 10000 Francs bei dem Leihamt unterbringen wollte.

„Gut,“ sagte der Kassierer, „ich will sie nehmen, aber nicht aufs Jahr (zu 3 %) sondern auf drei Monate (zu 2 %). Später wollen wir zusehen, was sich machen läßt.“

„Dieser Herr,“ erklärte er mir dann, „ist zum erstenmal bei uns. Ich weiß nicht, ob er uns treu bleibt oder nicht. Ich sehe nicht ein, weshalb ich ihm 3 Prozent geben und seinetwegen einem alten Kunden den Laufpaß geben sollte.“

Auf dem Tische vor dem Kassierer steht ein großer, offener Kasten, der in alphabetischer Anordnung die Namen der Gläubiger des Mont de Piété enthält. In einem Augenblicke läßt sich übersehen, in welchem Verhältnis jeder einzelne derselben von jeher zu dem Leihamte steht. Wenn er häufig Geld zurücknimmt, wenn seine Kapitalsanlage nicht wächst, sondern sich vermindert, dann nimmt der Kassierer sein Geld je nach Lage des Falles nur auf ein Jahr, ein Halbjahr oder drei Monate. Ist eine Finanzkrisis in Sicht, dann zieht man es vor, das Geld auf lange Fristen zu nehmen. So wurde

im Jahre 1889, als die Wahlen vor der Thür standen und ein Sieg des Boulangismus, ja selbst der Ausbruch des Bürgerkrieges befürchtet ward, das angebotene Geld bereitwillig angenommen. „Im Falle einer politischen Krisis, die eine finanzielle Krisis und damit zugleich eine Stockung im Geldverkehr zur Folge hätte, könnten wir den an uns gestellten Anforderungen nicht genügen, und wir müssen daher bei Zeiten für den nötigen Vorrat an barem Gelde sorgen. Jetzt, wo alles ruhig ist, nehmen wir das Geld nicht gern und auch nur auf kurze Termine, wir machen also Ersparnisse. Kleinere Summen werden übrigens zu jeder Zeit genommen.“ Das Vertrauen des Publikums zum Mont de Piété ist durchaus begreiflich. Die Garantien, die er bietet, sind derartig, daß der Kapitalist sein Geld lieber auf dem Leihhause anlegt, als in Staatspapieren. Die erste beste politische Verwickelung, oder selbst ein einfacher Umschlag der Börsenstimmung bringt die Rente zum Sinken, und der Rentier kann mit einem Schlage seine Zinsen für ein oder zwei Jahre verlieren. Außerdem ist der Ankauf und Verkauf von Staatspapieren mit Unkosten verbunden. Bei dem öffentlichen Leihhause ist das alles nicht der Fall. Zum festgesetzten Termine wird die Einlage ohne Mühe, ohne Formalitäten und ohne Kosten zurückgezahlt, und zwar stets mit einem Gewinnüberschuß. Man kann sein Geld sogar vor Ablauf des Termins zurückerhalten. Als Napoleon I. durch das bekannte Moskauer Dekret die Organisation der „Comédie française“ regulierte

und die überschüssigen Einlagen der Aktionäre in Papieren des Mont de Piété anlegen ließ, wußte er sehr wohl, was er that. Noch jetzt stehen dem genannten Kunstinstitut infolge jener Anordnung zu jeder Stunde zwei Millionen Francs zur Verfügung.

Der gegenwärtige Direktor des Mont de Piété, Herr Duval, befindet sich bereits seit fünf Jahren in seinem jetzigen Amte. Er ist ein gescheuter Kopf und ein gediegener Finanzmann, der in einer andern Stellung sicher bald Millionär sein würde. Aber Herr Duval ist ein Idealist. Achtundzwanzig Jahre hat er dem Mont de Piété gedient, bei dem er als kleiner Beamter eingetreten ist, und so ist er ganz und gar mit diesem Institut verwachsen, dem er mit ganzer Seele zugethan ist. Wenn er von demselben spricht, nimmt sein sonst so munteres und gutmütiges Gesicht einen ernsten Ausdruck an, seine Augen glühen, und aus seiner Stimme klingt es wie innere Bewegung. Man fühlt sich förmlich beruhigt in der Gegenwart dieses Menschen, der die Interessen so vieler Hunderttausende von armen Schluckern, die ihr letztes Stück Kleidung und Wäsche vom Leibe ziehen und nach dem Leihamt tragen müssen, mit so viel Eifer und Uneigennützigkeit wahrnimmt. Allein in den letzten beiden Jahren hat Herr Duval 1 700 000 Francs zu gunsten der Pfandschuldner gespart. Er hat den Zinsfuß von 9 % auf 7 % herabgesetzt und den sogenannten „Kommissionären“, die sich zwischen das darlehnsbedürftige Publikum und den Mont de Piété zu drängen

und den Zinsfuß von 9 % bis auf 14 % hinaufzuschrauben wußten, das Handwerk gelegt. Wir werden weiter unten sehen, welche einschneidenden und wohlthätigen Reformen er sonst noch durchzuführen gedenkt. Die zähe Energie, die er bisher bewiesen hat, verbürgt auch für die Zukunft den Erfolg seiner Bemühungen. Seinen vortrefflichen Berichten, seiner ausgezeichneten Schrift über den Mont de Piété, seinen persönlichen Mitteilungen und Fingerzeigen, mittelst deren ich mich in dem Labyrinth der Gebäude dieses interessanten Instituts zurecht gefunden habe, verdanke ich all das Material, das ich in der vorliegenden Skizze niedergelegt habe. Eine Wanderung durch die Magazine des Mont de Piété, unter Führung eines so trefflichen Cicerone, wie Herr Duval, ist in der That in hohem Grade lehrreich. Jeder leblose Gegenstand scheint bei seiner Schilderung gleichsam lebendig zu werden und seine traurige, bisweilen erschütternde Geschichte zu erzählen. Berge menschlichen Elends stecken in diesen ungeheuren, sechs Etagen hohen Magazinen des Leihamts, in denen die Pfänder der Armen und Ärmsten verwahrt werden. Unwillkürlich kam mir bei der Durchwanderung dieser Räume der Vers Nekrassows in den Sinn: „Alles das ist gekauft in der Hoffnung auf Glück ...“

Es giebt Leute, die nie im Leben dazu kommen, einen Gegenstand, den sie einmal versetzt haben, wieder einzulösen. Sie haben ihr Glück mit ihm hingegeben. Vierzig, fünfzig Jahre lang hinter einander bezahlen sie die Zinsen und erneuern immer wieder den Pfand-

schein in der Hoffnung, daß endlich der glückliche Augenblick kommen werde, da der teure Gegenstand sich wieder in ihren Händen befinden wird. Und sie sterben schließlich, ohne diesen Augenblick zu erleben! Ich habe solche Gegenstände gesehen und in den Händen gehabt — das Herz krampfte sich mir schmerzhaft zusammen beim Anblick dieser Brautkleider und Trauringe, dieser silbernen Löffel, Gabeln und Spindeluhren, die seit einem halben Jahrhundert in dem Magazin lagen und während dieser Zeit ganz schwarz geworden waren. Wie viel teure Erinnerungen mögen sich an diese so geringwertigen Gegenstände knüpfen, die durch so viele, viele Jahre treu im Gedächtnis behalten wurden und immer wieder vor dem Verfallen bewahrt wurden! In meiner Gegenwart gab Herr Duval einem alten Mütterchen umsonst sein Brautkleid zurück, das durch fünfundvierzig Jahre im Magazin gelegen hatte. Es waren seiner Zeit nicht mehr als fünf Francs darauf gezahlt worden. In den Magazinen befinden sich 37 000 Bettdecken, 23000 Deckbetten und Kissen, 10000 Matratzen, 162000 Bettlaken, 345000 Kleidungsstücke und 83000 Stück Wäsche. Eine reiche Dame wollte gelegentlich der Verheiratung ihrer Tochter ein gutes Werk vollbringen und alle im Mont de Piété versetzten Trauringe auslösen. Es stellte sich heraus, daß ihrer dort nicht weniger als 63000 vorhanden waren, und daß ihre Auslösung eine halbe Million Francs gekostet hätte. Die betreffende Dame wollte nun wenigstens die laufenden Zinsen bezahlen und erschrak, als sie hörte, daß

auch das schon 35 000 Francs kosten würde. In einer Abteilung des Souterrains des Hauptgebäudes ist eine Vorrichtung zur Desinfektion der eingelieferten Wäschestücke, Kleider und Betten getroffen, die erst, nachdem sie hier mittelst Dampfes von etwa vorhandenen Krankheitserregern gesäubert sind, dem Magazin übergeben werden. Auch diese Neuerung, deren Nutzen auf der Hand liegt, ist von Herrn Duval eingeführt worden.

Neben all dem ärmlichen Kleinkram werden vom Mont de Piété auch alle möglichen Wertgegenstände und Papiere in Versatz genommen. Die obere Grenze der Darlehnssumme betrug ursprünglich 10,000 Francs; auf Veranlassung des gegenwärtigen Direktors ist sie unbeschränkt: man kann mit derselben Leichtigkeit 100 000 Francs wie 3 Francs bekommen. Reiche Leute, die vorübergehend Geld nötig haben, wenden sich gern an den Mont de Piété. Viele reiche Damen, die für den Sommer verreisen, bringen ihre Wertsachen einfach nach dem Leihamt zur Aufbewahrung, wenn sie selbst kein Geld brauchen. Für dieses Publikum, das nicht gesehen sein will, giebt es einen besonderen Eingang und besondere Räume. Sie können sich auch unmittelbar an den Direktor wenden, oder die Taxatoren werden ihnen ins Haus geschickt. Die Wertsachen werden in feuerfesten Schränken verwahrt; Tag und Nacht werden die Magazine von Wächtern überwacht. Um in diesem Labyrinth einen Gegenstand aufzufinden, bedarf es nicht mehr Zeit, als eben erforderlich ist, um ihn zu holen. Auf dem Pfandschein, der dem Verpfänder eingehändigt

wird, ist die Etage, das Zimmer und das Fach vermerkt, in dem der Gegenstand sich befindet.

III.

Die öffentlichen Leihämter, in Paris wie anderwärts, haben zwei Arten von Feinden: die einen sagen, daß sie den Müßiggang und die Trunksucht befördern, während die andern behaupten, daß sie dazu dienen, gestohlenes Gut auf die Seite zu bringen. Der erstere Einwand ist etwa ebenso berechtigt wie die Forderung, daß das Volk nicht schreiben lernen soll, damit es keine Pässe fälsche. Die Herren, die diesen Einwand vorbringen, sollten sich lieber mit den Ziffern bekannt machen, welche darüber Auskunft geben, wer eigentlich die Hilfe des Leihamts in Anspruch nimmt. Ein Blick auf die entsprechende Tabelle in den Berichten des Mont de Piété genügt, um die ganze Albernheit dieser Behauptung der satten Moralisten erkennen zu lassen. Diese Tabellen beweisen, daß von 100 versetzten Gegenständen 95 wieder eingelöst werden und nur 5 in der Auktion zum Verkauf gelangen. 95 % der Pfandschuldner sind also keine Müßiggänger und Trunkenbolde, wenn sie so viel Geld zusammensparen, daß sie ihre Sachen wieder einlösen. Der Streit kann sich also nur um die übrigen 5 % drehen. Aber auch die kann man nicht durchweg als „verkommen“ bezeichnen, es sind vielmehr zum größten Teil Unglückliche. Ich nehme aufs Geratewohl den Bericht vom Jahre 1880 zur Hand und ersehe aus demselben, daß in diesem Jahre wegen Nichtbezahlung der Zinsen verkauft wurden:

1	Gegenstand	aus	dem	Jahre	1842
1	"	"	"	"	1845
4	"	"	"	"	1850
7	"	"	"	"	1856
11	"	"	"	"	1857
18	"	"	"	"	1858
22	"	"	"	"	1860
28	"	"	"	"	1861

Die Summe, mit der diese Gegenstände beliehen waren, betrug im Durchschnitt 16 Francs. Innerhalb 20—38 Jahren waren die Besitzer dieser Pfänder nicht imstande, dieselben auszulösen, doch bezahlten sie ohne Unterbrechung die Zinsen für die entliehene Summe! Aus derselben Tabelle ersehe ich, daß im Jahre 1880 sich im Magazin des Leihhauses 9609 Gegenstände befanden, die mehr als 10 Jahre, und 66 000 Gegenstände, die mehr als 5 Jahre versetzt waren. Die meisten Darlehen werden in Paris zur Zeit der Mietzins-Termine, das heißt in den Monaten Januar, April, Juli und Oktober verlangt. Für den unbemittelten Pariser ist das eine sehr kritische Zeit, da die Miete auf drei Monate im voraus zu zahlen ist und die gestrengen Herren Hauswirte vom Aufschub nichts wissen wollen. Wir sehen denn auch in diesen Monaten die Gesamtsumme der Darlehen von $2^1/_2$ Millionen auf $3^1/_2$ Millionen steigen. Die wenigsten Verpfändungen und die meisten Einlösen finden in der Zeit vor den großen Feiertagen statt.

Für die zahlreichen kleinen Handwerker und Handel-

treibenden, die sich mit der Anfertigung und dem Vertrieb der bekannten „articles de Paris“, allerhand unterhaltendem und geschickt ersonnenem Krimskrams befassen, spielt der Mont de Piété geradezu die Rolle einer Bank. In der Zeit vor Weihnachten und Ostern, wenn man ihnen gestattet, Buden zu errichten und auf den großen Boulevards zu handeln, versetzen diese Handelsleute und Fabrikanten alles, was sie nur haben, um die nötigen Rohmaterialien anschaffen zu können. Ist die „Saison“ vorüber und sind sie zu einigem Gelde gekommen, dann lösen sie ihre Sachen wieder ein. Das hat sich namentlich im Jahre 1889, in dem die Weltausstellung stattfand, deutlich gezeigt. Vor Eröffnung derselben übertraf die Zahl der Verpfändungen ganz beträchtlich die Zahl der Auslösungen. In der Zeit vom September bis zum Ende des Jahres dagegen blieb die Zahl der Verpfändungen weit hinter der Zahl der Auslösungen zurück, eine Beobachtung, die man in früheren Jahren nicht gemacht hatte.

Der Vorwurf, daß der Mont de Piété das Verstecken gestohlener Sachen erleichtere, ist mindestens ebenso albern. Ohne Zweifel befinden sich unter den Gegenständen, die zum Versatz kommen, auch gestohlene. Aber kommt denn das bei den privaten Pfandleihern nicht ebenso gut vor? Es handelt sich nicht darum, ob man überhaupt beim Mont de Piété einen gestohlenen Gegenstand versetzen kann, sondern darum, wo man ihn leichter versetzen kann, hier oder beim Wucherer, und wo man ihn leichter finden kann? Ich beant-

worte die so gestellte Frage durch eine Darlegung der Organisation des sogenannten Inspektorats-Bureaus beim Mont de Piété. Angenommen, man hat mir eine Uhr gestohlen. Ich melde den Diebstahl der Polizei und gebe ihr die Zeit des Diebstahls und die Nummer der Uhr. Ich kann mich mit diesen Angaben auch unmittelbar an die Direktion des Mont de Piété wenden, die meine Angaben in einem besonderen Buche vermerkt. Die Nummer der Uhr wird außerdem in ein anderes Buch eingeschrieben, das nur die Nummern von gestohlenen Uhren enthält. Tag für Tag sieht nun ein eigens zu diesem Zweck angestellter Beamter diese Nummern nach und vergleicht sie mit den Nummern der neu eingelieferten Uhren. Wenn meine Uhr darunter ist, dann erfährt man es sofort, obschon im Mont de Piété täglich im Durchschnitt 1500 Uhren versetzt werden. Ich erhalte alsdann meine Uhr zurück, und in den meisten Fällen wird auch der Dieb gefaßt. Es erhält nämlich niemand ein Darlehn, das über zehn Francs hinausgeht, der sich nicht durch eine genügende Legitimation über seine Person auszuweisen vermag. Als eine solche Legitimation gilt beim Ausländer der Reisepaß und ein Brief mit seiner Adresse, und beim Inländer eine Wähler-Karte, ein Mietskontrakt, ein Gewerbeschein, eine Heiratsurkunde, ein Taufzeugnis und außerdem in jedem einzelnen Falle ein Brief an die Adresse des Verpfänders.

Angenommen jedoch, ich kenne die Nummer meiner Uhr nicht: dann gebe ich eine Beschreibung derselben,

mit ihren besonderen Kennzeichen. In diesem Falle ist die Auffindung schwieriger, weil mir ganze Hunderte von gleich oder ähnlich aussehenden Uhren vorgezeigt werden. Wenn ich indessen mein Eigentum kenne, dann finde ich es unter tausend ähnlichen Gegenständen heraus.

Oder nehmen wir einen andern Fall. Ein Kaufmann bemerkt, daß aus seinem Laden Waren, sagen wir Seidenstoffe, abhanden kommen. Direkt oder durch die Polizei giebt er davon der Direktion des Mont de Piété Nachricht, indem er eine Probe des vermißten Stoffes samt einem Stück der Randleiste hinzufügt. Alle Seidengewebe von derselben Art sind nämlich einander so ähnlich, daß man sie nur schwer unterscheiden kann, während die Randleiste oder Franse gewissermaßen die Unterschrift des Fabrikanten ist. Die Probe wird in ein besonderes Buch eingeklebt, und wenn der gestohlene Stoff versetzt worden ist, dann wird er ohne Mühe gefunden. Es wird in der That den Dieben recht schwer gemacht, ihre Beute im Mont de Piété unterzubringen. Von dem Pfandgeber wird nämlich, sobald es sich um solche verdächtig aussehende Waren handelt, außer den üblichen Legitimationspapieren auch noch der Gewerbeschein verlangt, sofern er sich als Kaufmann ausgiebt, und im andern Fall die Bürgschaft zweier Personen, die in Paris ihren ständigen Wohnsitz oder ihr Geschäft haben. Es kann nun vorkommen, daß der Dieb die Schwierigkeiten zu umgehen versucht, die ihm beim Versetzen des gestohlenen

Stückes in den Weg gelegt werden. Er schneidet beispielsweise die Ware in mehrere kleinere Stücke und versetzt die letzteren in verschiedenen Abteilungen des Mont de Piété, deren es in den verschiedenen Stadtgegenden 24 giebt. Aber auch dagegen sind Maßnahmen getroffen. In das Haupt-Inspektions-Bureau gelangt alltäglich ein Verzeichnis sämtlicher Pfandgeber mit ihren Adressen und der Bezeichnung der versetzten Gegenstände. Hier werden die Pfandgeber sortiert: diejenigen von ihnen, die bei verschiedenen Abteilungen des Leihamts Gegenstände versetzt haben, werden auf besonderen Karten verzeichnet. Angenommen z. B., irgend ein X. oder Y., der sich als Schuhmacher ausgiebt, hat bei der einen Abteilung zehn Paar neue Stiefeln versetzt, bei einer andern fünf Paar, bei einer dritten fünfzehn Paar. Die Sache sieht verdächtig aus, und der Inspektor schickt einen seiner Beamten ab, um insgeheim über den Verpfänder Erkundigungen einzuziehen. Stellt es sich heraus, daß derselbe eine falsche Adresse angegeben hat, oder daß er überhaupt nicht Schuhmacher ist, dann wird er aufgefordert, sich beim Inspektor einzufinden, um Auskunft zu geben. Er ist allerdings nicht gezwungen, dieser Aufforderung Folge zu leisten, und deshalb wartet man gewöhnlich, bis er wieder im Bureau mit einem Versatzgegenstand erscheint. Man nimmt ihm den letzteren ab, ersucht ihn jedoch, sich das Geld dafür beim Inspektor zu holen. Es bleibt ihm nichts weiter übrig, als Folge zu leisten; wenn seine Angaben vor dem Inspektor zur

Aufklärung des Sachverhalts genügen, läßt man ihn gehen, im andern Fall wird er der Polizei übergeben.

Aus alledem ersehen wir, wie schwer es einem Diebe gemacht wird, im Mont de Piété einen gestohlenen Gegenstand zu versetzen, und wie leicht es ist, ihn abzufassen. Die Diebe gehen denn auch nur im äußersten Notfall nach den öffentlichen Leihämtern. Die Statistik ergiebt, daß auf 10000 Uhren, die in denselben versetzt werden, nur 7 gestohlene kommen. Von 1934 Uhren, die dem Mont de Piété jährlich als gestohlen gemeldet werden, werden in seinen Bureaus nur 254 angehalten. Ein erfahrener Dieb zieht es vor, sich an einen gewerbsmäßigen Hehler zu wenden, der ihm zwar weniger giebt, dafür aber weder nach Legitimationspapieren fragt, noch der Polizei Meldung erstattet. Der Mont de Piété ist somit auch vom polizeilichen Standpunkte eine nützliche Einrichtung. Und in der That leistet er der Justiz große Dienste. Durch seine Vermittlung kommen alljährlich im Durchschnitt gegen 1400 Gegenstände wieder in die Hände ihrer rechtmäßigen Eigentümer. Es ist nur zu bedauern, daß die Herren Diebe sich nicht häufiger an die öffentlichen Leihämter wenden, wo man sie mit Leichtigkeit alle mit einander abfangen würde.

IV.

Als ich einst unter Herrn Duvals Führung das Labyrinth des Mont de Piété durchwanderte, drückte ich ihm meine Bewunderung für die scharfsinnige Or-

ganisation dieses Instituts und die ungewöhnliche Sorgfalt aus, mit der in demselben die Interessen der Armen wahrgenommen würden. Ich nannte den Mont de Piété geradezu ein in seiner Art ideales Institut.

„Nein," versetzte Herr Duval, indem er dieses Lob zurückwies, „den besten Mont de Piété haben nicht wir, sondern die Stadt Madrid. Die dortige Anstalt ist frei von einem Fehler, der hier unsere Thätigkeit immer wieder hemmt und häufig unsere besten Absichten vereitelt." Und er gab mir darauf die nachfolgende nähere Erklärung.

Der hauptsächlichste, ja man kann sagen der einzige Zweck der öffentlichen Leihanstalt ist der Kampf gegen den Wucherer, dem die Früchte seines abscheulichen Gewerbes entzogen werden sollen. Nun tritt aber zwischen die Verwaltung des Mont de Piété und seine Klienten in dem Taxator eine offizielle Persönlichkeit, die im Grunde genommen nichts anderes ist, als eine Verkörperung des zähnefletschenden Ungetüms, das den Namen „Wucher" führt. Die Stellung des Taxators (commissaire-priseur) ist eine amtliche, er ist thatsächlich ein Repräsentant der Staatsgewalt. In Wirklichkeit ist diese Stellung ein Erbstück des Mittelalters, das sich auf unbegreifliche Weise bis in die Gegenwart hinein erhalten hat. Der Leihaus-Taxator wird nämlich nicht zu seinem Amte ernannt, sondern er kauft dasselbe und ist daher unabsetzbar. Ein zärtlicher Vater, der zufällig einen beschränkten Sohn hat, dem er nicht mehr als 200000 Francs hinterlassen kann,

kauft seinem Sprößling einfach das Amt eines Commissaire-Priseur. Seine Rechnung lautet wie folgt: in Staatspapieren angelegt, bringen die 200 000 Francs nur lumpige 6000 Francs Rente. Wird dagegen dieselbe Summe zum Ankauf des ruhigen und sorgenlosen Ämtchens eines Taxators verwandt, dann ist dem Herrn Sohn eine jährliche Einnahme von 20 000 Francs sicher. Die Taxatoren, deren es im Seine-Departement 82 giebt, teilen jährlich den ihnen zufallenden Gewinn, und das ergiebt auf jeden etwa die oben genannte Summe. Beim Mont de Piété giebt es, wenn ich nicht irre, 20 solche Stellen (eher weniger als mehr), die natürlich für die 24 Abteilungen dieses großartigen Instituts nicht ausreichen. Außerdem verstehen nicht alle ihr Geschäft, ja manche haben einfach gar keine Vorstellung von demselben. Sie halten sich daher Commis, die für ein elendes Gehalt an ihrer Statt arbeiten. Die Amtsgeschäfte dieser Herren beschränken sich fast ganz auf das Einstreichen ihres Gewinnes. Die Taxatoren bekommen von jedem Darlehnsgeschäft und jeder Pfandschein-Erneuerung $^1/_2$ Prozent. Bei den Auktionen nehmen sie von dem Käufer eine Provision von $3\,^1/_2\,^0/_0$. Im Jahre 1890, als ich mich mit den Einrichtungen des Mont de Piété beschäftigte, hatten die Taxatoren für ihre Abschätzungsarbeit 287 000 Francs eingeheimst. Ich habe Grund, anzunehmen, daß ihnen die Auktionen ebenso viel einbringen. Bringt man alle Unkosten und Verluste in Abzug, dann bleibt den Taxatoren immer noch eine jährliche

Einnahme von über 20000 Francs, d. h. mehr als der Direktor des Mont de Piété bezieht, auf dessen Schultern die ganze Verantwortung für dieses komplizierte Institut ruht.

Aus welchem Rechtstitel wird an diese Herren ein so hoher Tribut entrichtet? — so frägt man mit Recht. Wenn sie nicht selbst arbeiten, sondern die Schätzung der Pfandsachen durch ihre Commis verrichten lassen — weshalb sollte denn die Verwaltung sich nicht ebenso gut ganz ohne sie behelfen und nicht selbst diese Commis anstellen? Das ergäbe eine bedeutende Ersparnis, die den Pfandgebern zu gute kommen könnte. Die Taxatoren geben darauf zur Antwort: „Wir sind einmal nötig, es geht nicht ohne uns. Abgesehen von unseren dienstlichen Obliegenheiten, denen wir doch schließlich nachkommen müssen, schützen wir den Mont de Piété auch vor Verlusten.“ In der That sind die Taxatoren für die Darlehne, welche sie geben, haftbar. Wenn ein Pfandobjekt bei der Auktion nicht so viel bringt, als das auf dasselbe bewilligte Darlehn betragen hat, dann müssen sie die Differenz aus ihrer Tasche ersetzen. Aber diese Verantwortlichkeit ist in Wirklichkeit ein Mythus. Thatsächlich beweist die mehr als hundertjährige Erfahrung des Mont de Piété, daß im allgemeinen die Taxatoren beim Verkauf der Sachen niemals Verluste zu tragen haben. Wenn man Manco und Überschuß, die sich beim Verkauf von nicht eingelösten Pfändern ergeben, mit einander vergleicht, dann ergiebt sich, daß ersteres eine wahre Bagatelle ausmacht.

Nehmen wir als Beispiel eins der letzten Jahre, das Jahr 1889. In diesem Jahre kamen 167278 nicht eingelöste Pfänder auf den Auktionen zum Verkauf. Von ihnen ergaben etwa 150000 Pfänder bei der Versteigerung einen Überschuß von 1019000 Francs*), während nur 10739 Pfänder die Höhe des Dahrlehns nicht erreichten und einen Fehlbetrag von 26000 Francs ergaben. Mit andern Worten: der „Verlust" der Herren Taxatoren war in diesem Jahre gleich Null, während jeder von ihnen nach Abzug aller Kosten (d. h. das Gehalt der Stellvertreter) 20000 Francs einsackte.

Wenn es sich indessen nur darum handelte, daß die „Commissaires-Priseurs" schlechtweg überflüssig sind, dann ließe sich die Sache noch ertragen. In Wirklichkeit sind es einfach gemeingefährliche Leute. Ihre Lage bedingt es, daß sie indirekt den Pfandgeber dem Wucherer in die Arme treiben müssen. Es liegt im Interesse des Taxators, daß er daß Risico eines Verlustes nach Möglichkeit verringern und das Pfandobjekt so niedrig wie möglich taxiere. Und wenn er persönlich ein noch so selbstloser und ehrenwerter Mann ist, so kann er doch nicht anders handeln; man darf nämlich nicht vergessen, daß er Mitglied einer Gesellschaft mit gegenseitiger Haftpflicht ist, und wenn er selbst seinen eigenen Vorteil vernachlässigen wollte, so wird er doch die Interessen seiner Korporation nicht

*) Dieser Überschuß wird selbstverständlich den Pfandgebern ausgezahlt.

schädigen wollen. Es ergiebt sich daraus folgender Mißstand. Es bringt jemand ein oder mehrere Objekte, gewöhnlich in der Hoffnung, nicht einfach Geld, sondern eine bestimmte Summe, die er um jeden Preis haben muß, zu erhalten; er muß die Miete, oder Schulden beim Krämer, oder andere Verbindlichkeiten begleichen. Seine Sachen wird er ganz gewiß wieder einlösen (ich sagte bereits oben, daß 95% der Pfänder über kurz oder lang wieder eingelöst werden), aber das Geld braucht er sofort, in diesem Augenblick. Und man kann ihm in der That die Summe, die er verlangt, ohne jedes Risico geben (wir werden sofort erfahren, aus welchem Grunde). Aber der Taxator giebt vorsichtshalber nicht die ganze Summe, sondern nur zwei Drittel derselben. Was soll der Unglückliche machen? Zum Direktor gehen und sich beschweren? Der Direktor hat kein Recht, sich offiziell in die Angelegenheit einzumischen: der Taxator ist von ihm nicht abhängig. Er kann diesen Herrn also nur bitten. Doch auch dann kann er darauf gefaßt sein, daß man ihm, natürlich in sehr höflicher Weise, antwortet: „Ich weiß besser, was ich zu thun habe . . .“

Da erscheint nun der Wucherer, der in der nächsten Nähe des Leihamts wohnt, als Helfer in der Not. Als ein Mann, der des Gesetzes kundig ist — er hat seine „Kunde“ mehr als einmal teuer genug erkauft — hütet er sich wohl, ohne weiteres auf sein Schild zu schreiben: „Hier giebt es Geld gegen Unterpfand.“ Auf demselben steht einfach weiß auf schwarz: „Ein-

kauf von Scheinen des Mont de Piété.“ Der arme Schlucker, der zu diesem „Wohlthäter“ seine Zuflucht nimmt, weiß, was das zu bedeuten hat: gegen 10% monatlicher Zinsen erhält er hier den fünften Teil der Summe, die auf dem Pfandscheine angegeben ist. Dafür muß er den Pfandschein formell verkaufen. Mündlich wird ihm gestattet, den Schein, wenn er will, gegen Erstattung der Summe, die er empfangen hat, wieder zurückzukaufen. Die Zinsen muß er monatlich bezahlen. Diese „Pfandscheinkäufer“ zerfallen in zwei Gruppen: in wirkliche Käufer und in bloße „Aufkäufer“. Die letzteren sind gewöhnlich in ihrem Geschäft noch nicht völlig flügge geworden und nicht kapitalkräftig genug; wenn sie auf einen Pfandschein 20 Francs geben, tragen sie ihn sogleich zu einem „Haupthahn“, der ihnen 25 Francs dafür giebt. Der letztere kauft von diesen Scheinen so viel, als er nur bekommen kann. Er weiß, daß er in keinem Falle bei dem Geschäft verlieren kann. Zunächst saugt er aus dem unglücklichen Verkäufer des Scheines so viel Prozente als möglich heraus — 120% aufs Jahr sind wahrlich keine üble Sache! Hat er seinen Kunden so lange bluten lassen, bis dieser schließlich, um nur den Vampyr loszuwerden, ihm seinen Schein überläßt, dann erwägt der letztere, was wohl vorteilhafter sei: den Verkauf des Pfandobjekts auf der Auktion abzuwarten und den Überschuß einzustreichen, oder es einzulösen. Mit dem diesen Herren eigentümlichen Spürsinn trifft er bei der Lösung der Frage unfehlbar das Richtige. Herr Edmond

Duval erzählte mir, daß sie bandenweise (die Beamten des Leihamts nennen sie die „schwarze Bande") in den Räumen des Mont de Piété erscheinen, um die Pfänder einzulösen, und daß jeder von ihnen Packete von 150—200 Scheinen mitbringt! Das Handwerk ist freilich nicht gefahrlos. Wenn „mon oncle" (volkstümliche Bezeichnung des Wucherers) überführt wird, daß er ungesetzliche Zinsen genommen hat, verknackt ihn das Gericht ohne Erbarmen. Geldbußen von 1000 bis 10000 Francs sind eine sehr gewöhnliche Erscheinung. Aber das Geschäft muß doch recht einträglich sein, wenn selbst solche Strafen nicht davon abschrecken.

Nur eine Gruppe von Interessenten ist es somit, die im Mont de Piété dem Vorteil der hilfesuchenden Kundschaft widerstrebt und dieselbe sogar unmittelbar schädigt. Die Statistik stellt fest, daß die Zahl der Pfänder, die wegen Nichtzahlung der Zinsen zum Verkauf gelangen, in den letzten Jahren stetig gewachsen ist, mit Ausnahme des Jahres 1889, das der Pariser Bevölkerung infolge der Weltausstellung einen Aufschwung brachte. Das beweist deutlich, daß die wucherische Ausbeutung unter dem Vorwande des Ankaufs der Leihaus-Pfandscheine einen immer größeren Umfang annimmt. Direktor Duval, der den Gegenstand allseitig erforscht hat, ist der Ansicht, das die hauptsächliche Ursache dieser Erscheinung in den zu geringen Beträgen liegt, die als Darlehen gegeben werden.

Die Wurzel des Übels ist, mit andern Worten, der Taxator. „Die Schätzung des Pfandgegenstandes,"

meint Herr Duval, „sollte, zumal bei geringeren Objekten, nicht den inneren Wert derselben zum Maßstab nehmen, sondern den Wert, den sie für den Pfandnehmer haben. Wäsche z. B. oder getragene Kleider haben offenbar für den Käufer nur einen geringen Wert. Er weiß nicht, wer dieselben getragen hat, und empfindet Widerwillen gegen sie; dann sind sie auch nicht für seine Statur passend ꝛc. Dem Eigentümer dagegen sind diese Sachen, von denen er sich nur vorübergehend zu trennen gedenkt, stets wertvoll. Es ist für ihn immer angenehmer und vorteilhafter, sie einzulösen, als sich neue zu kaufen."

Herr Duval bringt ein charakteristisches Beispiel zum Beweise seiner Meinung bei. Er verweist auf die Resultate, welche die Versteigerung der nicht eingelösten Matratzen und Betten im Mont de Piété gehabt hat. Es kamen im Jahre 1890 2678 solche Gegenstände zum Verkauf, und auf jeden war ein Darlehn von durchschnittlich 12 Francs gezahlt worden. Es stellte sich heraus, daß beim Verkauf ein Überschuß von 75% (in einzelnen von 22—610%!) über die Darlehnssumme erzielt wurde! Der Taxator hätte also nichts riskiert, wenn er die doppelte oder selbst die dreifache Darlehnssumme auf diese Pfänder bewilligt hätte. Der Verpfänder hätte alsdann nicht nötig gehabt, vielleicht seine *sämtlichen* Betten oder Matratzen zu versetzen, und der Mont de Piété würde sowohl an Raum als auch an Versicherungskosten bedeutend gespart haben.

Oder ein anderes Beispiel. Wenn die teuren Sachen,

die zum Versatz kommen, höher taxiert würden, dann könnte die Verwaltung den Zinsfuß erniedrigen, was dem Mont de Piété zahlreiche „gute“ Kunden zuführen würde, die schließlich die Unterhaltungskosten des Instituts zu gunsten der ärmeren Kundschaft zu tragen haben. Es liegt auf der Hand, daß man bemüht sein muß, solche Kundschaft mit allen Mitteln heranzuziehen. Eine Abänderung des gegenwärtigen Systems der Abschätzung erscheint daher als ein dringendes Bedürfnis. Und Herr Duval strebt in der That mit aller Energie und Ausdauer eine solche Reform an. In diesem Kampfe steht ihm der bekannte Journalist und Gemeinderat Herr Alphonse Humbert, der eifrige Verteidiger der Rechte der armen Volksklassen, zur Seite. Diese Reform aber kann nur auf dem Wege der Gesetzgebung erfolgen und muß durch die Deputiertenkammer und den Senat beschlossen werden.

Vor der Hand hat der Direktor des Mont de Piété nur ein indirektes Mittel, um die Praktiken der Taxatoren zu bekämpfen. Obschon die letzteren ein großes Geschrei davon machen, daß sie das Institut vor eventuellen Verlusten beim Verkauf der nicht eingelösten Pfänder schützen, so geht doch ihr heimlicher Wunsch darauf aus, daß so viel wie möglich verkauft werde, da sie dabei jederzeit nur gewinnen. Hier kann nun die Autorität des Direktors in ihrer ganzen Stärke zur Geltung kommen. Nach dem Statut kommt ein Pfand, für das durch 15 Monate keine Zinsen entrichtet wurden, zum öffentlichen Verkauf. Der Direktor

kann jedoch ganz nach Gutdünken einen Aufschub gewähren, und er macht von seinem Rechte in umfangreichstem Maße Gebrauch. Noch niemals ist ein Pfandgeber, der eine Fristverlängerung nachgesucht hat, abgewiesen worden. Sobald die von Herrn Duval angestrebte Reform durchgeführt und die Pfand-Darlehen entsprechend erhöht sein werden, wird „mon oncle“ es nicht mehr vorteilhaft finden, sich mit dem Ankauf von Pfandscheinen zu befassen, da das Risiko doch zu groß wäre. Ich füge hinzu, daß die Pariser Armen dem Mont de Piété den Beinamen „ma tante“ gegeben haben — eine Bezeichnung, die im Gegensatz zu dem blutsaugenden „Onkel“ einen milden und versöhnlichen Klang hat.

V.

In den vorstehenden Kapiteln habe ich im einzelnen die Einrichtung und die soziale Bedeutung des Mont de Piété zu Paris dargelegt. In diesem Schlußkapitel füge ich noch einige praktische Hinweise zu Nutz und Frommen solcher Personen oder Institute bei, die etwa bei uns in Rußland sich der Aufgabe unterziehen würden, die arme Bevölkerung der Städte aus den gierigen Krallen der Wucherer und Lombardinhaber zu befreien.

Auf Grund der mehr als hundertjährigen Erfahrung des Pariser öffentlichen Leihamts muß vor allem folgendes ins Auge gefaßt werden. Ein Institut dieser Art kann nur dann seinen Zweck erfüllen, wenn unter allen Umständen daran festgehalten wird, daß nicht ein kommerzieller Vorteil erzielt werden soll, sondern daß

einzig und allein die Interessen der Pfandgeber zu berücksichtigen sind, indem ihnen alle möglichen Erleichterungen und Sicherheiten gewährt und so wenig Zinsen wie möglich abgenommen werden. Die Herabsetzung des Zinsfußes muß ein Gegenstand beständiger Sorge sein. Ein Institut dieser Art muß sozusagen allen Gewinn darin suchen, daß es überhaupt keinen Gewinn erzielt. Das ist sehr leicht zu erreichen, wenn die Leute, die mit der Leitung betraut sind, zwar ein Gehalt bekommen, jedoch in keiner Weise am Überschuß beteiligt sind. Ergiebt sich ein solcher nach Abzug der Unterhaltungskosten, dann ist er für wohlthätige Zwecke zu bestimmen. Schon aus sittlichen Gründen steht es einer solchen Anstalt nicht zu, Überschüsse zu erzielen Es ist weiter festzuhalten, daß 95 % der Pfandgeber die verpfändeten Gegenstände wieder auslösen. Ist also ein Pfandobjekt einmal gewissenhaft abgeschätzt, dann darf man nicht knausern, sondern muß das Darlehn so hoch wie möglich bemessen. Nicht zu vergessen ist auch, daß das Institut nur dann blühen kann, wenn auch auf Objekte von hohem Wert Darlehn gegeben werden, da gerade diese großen Darlehen etwaige Ausfälle bei den kleineren Darlehen decken. Der „große“ Pfandgeber ist daher mit allen Mitteln, namentlich aber durch einen niedrigen Zinsfuß, heranzuziehen. Ob ein armer Teufel für einen Rubel, den er als Darlehn empfangen hat, 6 oder 7 Kopeken jährliche Zinsen bezahlt, macht selbst ihm nicht viel aus. Bei sechs oder sieben Rubeln dagegen ist der Unterschied schon recht fühlbar. Das

Leihamt kann und soll aber in der Lage sein, selbst Tausende auszuleihen. Dann handelt es sich bei den Zinsen bereits um größere Summen.

So viel über die Grundbedingungen für den Erfolg eines öffentlichen Leihamts. Wenden wir uns nun zur praktischen Seite der Frage. Wenn in Petersburg (oder auch in Moskau, Odessa, Charkow) ein Mont de Piété nach dem Pariser Muster gegründet werden soll — wo soll das nötige Kapital dazu herkommen? Es handelt sich dabei um große Summen, die zu günstigen Bedingungen aufgenommen werden können; außerdem muß die Quelle, aus der sie kommen, beständig in Fluß sein, damit die Operationen des Instituts auch nicht einen Augenblick unterbrochen werden. Um eine Antwort auf diese Frage zu erhalten, wandte ich mich an unseren in Paris lebenden Landsmann, den bekannten Financier F. J. Petrokokino, dessen Kompetenz in dieser Angelegenheit keinem Zweifel unterliegen dürfte. Hier ist seine ebenso scharfsinnige wie praktische Auffassung der Sache.

„Wenn Paris,“ sagt Petrokokino, „mit seinen $2^1/_4$ Millionen Einwohnern jährlich 57 Millionen Francs an Pfanddarlehen ausgiebt, dann kann sich Petersburg mit etwa der halben Summe, sagen wir rund 10 Millionen Rubeln jährlich begnügen. Woher sie nehmen? Der Zweck der Sache schon deutet auf die Mittel hin. Man muß sie von den kleinen Sparern nehmen und sozusagen zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen. In unseren staatlichen Sparkassen befinden sich bereits mehr

als hundert Millionen Rubel. Man könnte nun für Petersburg eine besondere Sparkasse, vielleicht auf folgender Grundlage, eröffnen. Statt der 4 %, welche die staatliche Sparkasse giebt, werden die Interessenten $4^1/_2$ % erhalten, jedoch unter der Bedingung, daß die Einlagen nicht vor Jahresfrist (wenigstens in der ersten Zeit) zurückgenommen werden. Die Höhe der Einlagen könnte im Maximum etwa auf 1000 Rubel festgesetzt werden. Wenn der Staat die Garantie für das öffentliche Leihhaus übernimmt, wird die Beteiligung des Publikums ohne Zweifel eine so rege sein, daß mehr als notwendig zur Verfügung stehen wird. Ich glaube daher, daß man eher Maßnahmen gegen einen allzu starken Zufluß an Kapital wird treffen müssen, als umgekehrt."

Der Vorschlag des Herrn Petrokokino ist so vorteilhaft und praktisch wie nur möglich. Man würde das Geld ohne Vermittler, und folglich auch ohne Kommissionsgebühren bekommen. Außerdem ist diese Geldquelle beständig im Fluß, ja unerschöpflich, und leicht regulierbar. Da der Zinsfuß bei uns überhaupt höher steht, als in Frankreich, so würden auch die öffentlichen Leihämter ein wenig höhere Zinsen nehmen. Aber wenn selbst der russische Pfandgeber nicht 7, sondern 10 % zahlt, so kommt er doch immer noch wenigstens viermal billiger zu Gelde als bisher.

In Wirklichkeit aber wird ein weit niedrigerer Zinsfuß eintreten, und zwar aus folgendem Grunde. Es giebt eine ganze Klasse von armen, geldbedürftigen

Schluckern, die von den Lombardgeschäften überhaupt kein Geld bekommen und mit dem Kram, den sie ihnen bringen, zur Thür hinausgeworfen werden. Diese Leute bilden eine ständige Kundschaft der Wucherer, die ihnen nicht 40, sondern 60 % und noch mehr abnehmen. Diese ganze Klasse von Pfandgebern würden sich dem öffentlichen Leihamt zuwenden. Das geringste Darlehn, das im Lombardgeschäft gegeben wird, beträgt, wenn ich nicht irre, zwei Rubel; das öffentliche Leihamt kann diesen Satz auf einen Rubel ermäßigen. Der Zinsfuß, den dasselbe erhebt, muß einen normalen und obligatorischen Charakter haben; wer höhere Zinsen nimmt, wird gerichtlich verfolgt.

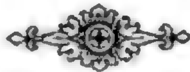
Nun frägt es sich: woher bekommen wir die nötigen Taxatoren? Man kann dieses Amt nicht dem ersten besten, unvorbereiteten Tschinownik übergeben, der nach innerer Eingebung bald höher, bald niedriger taxieren wird. Der Direktor des Pariser Mont de Piété macht hierzu den Vorschlag, daß es sich empfehle, für jede Art von Gegenständen ehrenwerte Leute aus den Spezialfächern, Juweliere, Uhrmacher, Schneider u. s. w. zum Amte der Taxatoren zu wählen. Sie würden ½ % der ausgezahlten Darlehnssumme als Provision erhalten und hätten ihren Vorteil darin zu suchen, daß sie die Pfandobjekte ehrlich und sachgemäß, weder zu hoch noch zu niedrig taxieren, wenn sie nicht durch den Direktor oder (da es nicht ungefährlich ist, einem Einzelnen in einem solchen Institut alle Gewalt zu übergeben) durch den Verwaltungsrat abgesetzt werden wollen.

Unbedingt erforderlich ist es jedoch, daß die Taxatoren unter sich keine Gesellschaft mit gegenseitiger Haftpflicht bilden, die den einzelnen vor etwaigen Verlusten schützt. Wenn sie die Pfandobjekte gewissenhaft abschätzen, können Verluste nicht eintreten. Es hat keinen Sinn, dem Institut eine Korporation gleichsam als Pfahl ins lebendige Fleisch zu setzen, deren Interessen den Interessen und Zielen des Ganzen entgegengesetzt sind. „Wenn es bei Ihnen Mode würde," sagte eines Tages Herr Edmond Duval zu mir, „daß die reichen Leute öfter die Hilfe des öffentlichen Leihamts in Anspruch nähmen, dann würde das letztere gar bald glänzende Geschäfte machen. Von solchen reichen Darlehnsnehmern könnte oder vielmehr müßte man ein paar Prozente weniger nehmen als von den Armen. Das könnte mit Bezug auf die letzteren sehr illiberal und ungerecht erscheinen. Aber der gerechte Ausgleich liegt darin, daß überhaupt erst infolge der Beteiligung der großen Pfandgeber es möglich wird, den kleinen Leuten zu helfen. Das öffentliche Leihamt ist eben kein Handelsunternehmen, sondern eine Gesellschaft zu gegenseitiger Hilfeleistung."

Ich habe nur in allgemeinen Zügen die Grundlage gezeichnet, auf der bei uns dieses schöne und nützliche Werk ins Leben gerufen werden könnte. Die Persönlichkeiten und Institute, die etwa genauere Einzelheiten über die Organisation des Pariser Mont de Piété zu erfahren wünschen, können sich unmittelbar an den Direktor der Anstalt wenden, der nicht nur mündlich,

sondern auch schriftlich Auskunft zu erteilen bereit ist und es mit der größten Liebenswürdigkeit thun wird, da es sich um eine Sache handelt, der er 28 Jahre seines Lebens geweiht hat, und die ihm eng ans Herz gewachsen ist. Ich glaube sogar, daß Herr Edmond Duval, falls man in der That bei uns in Rußland an eine praktische Verwirklichung der Idee herantreten sollte, es nicht abschlagen würde, sich persönlich an Ort und Stelle zu begeben, um mit seinen Ratschlägen und Fingerzeigen die Sache zu fördern. Ich meinerseits werde gleichfalls gern alle Anfragen beantworten, mit denen sich etwaige Interessenten in dieser Angelegenheit an mich wenden.

Obschon ich die beste Absicht hatte, den Pariser Mont de Piété ausführlich zu beschreiben, mußte ich doch einige Seiten desselben ganz mit Stillschweigen übergehen, während ich von anderen nur vorübergehend Notiz nehmen konnte. Man darf nicht vergessen, daß die Beschreibung des Mont de Piété einen ganzen Literaturzweig bildet. Allein das Buch, das Herr Duval unter dem Titel: „Manuel de législation d'administration . . . concernant le Mont de Piété de Paris“ herausgegeben hat, bildet einen Band von fast 700 Seiten in 8°.



Jean Macé und sein Werk.

In unserer Zeit des Weltschmerzes und des Skeptizismus, einer Zeit der zwanzigjährigen Greise und der lebensmüden Gymnasiasten, fühlt man sich unwillkürlich sympathisch berührt und förmlich erfrischt, wenn man einem wirklichen Greise begegnet, der, mit einem Fuße bereits im Grabe stehend, gleichwohl die Ideale seiner Jugend bewahrt hat, der Leben, Vaterland, Menschheit liebt und nach Kräften an ihrem Glücke zu arbeiten fortfährt. Es ist etwas Herzerhebendes und Erquickendes in der Erscheinung eines solchen Greises. Ich hatte diese Empfindung zum ersten Male am Bett des hundertjährigen Chevreuil. Wir waren als Deputation der französischen und ausländischen Presse bei Chevreuil erschienen, um ihm zu seinem hundertsten Geburtstag zu gratulieren. Er empfing uns im Bett liegend, im Hemd mit offenem Kragen, ganz runzelig und gleichsam mit Moos bewachsen; auf das Kissen gestützt, begann er uns mit lispelnder Stimme von den letzten Entdeckungen der Wissenschaft, von den Fortschritten der Civilisation innerhalb des letzten Jahrhunderts, von alledem, was der Wissenschaft noch bevorsteht, und endlich auch davon zu sprechen, wie schön das Leben, und wie interessant doch die Menschen seien. Bei unserer Deputation, die größtenteils aus jungen Leuten bestand, waren verschiedene, die den Glauben an alle diese Dinge längst verloren

hatten, und die über die Ausführungen des Alten spöttisch lächelten . . .

Dasselbe Gefühl der Rührung überkommt mich jedesmal, wenn ich dem alten Jean Macé begegne, dem Verfasser der „Geschichte eines Stückchens Brot“, der „Diener des Magens“ und anderer Bücher, die uns in unserer Jugendzeit entzückten. Es ist erfreulich, einen Menschen, der zur Zeit der napoleonischen Kriege geboren wurde, immer noch so munter, lebhaft und thätig zu sehen. Ich sehe diese kleine, hagere Gestalt in mehr als bescheidenem Anzug, in einem Cylinder, der tief auf die Ohren herabgedrückt ist, des Weges daherkommen, immer rüstig, hurtig, immer mit irgend etwas beschäftigt. Bald eilt er zur Sitzung in den Senat (er gehört bereits seit 10 Jahren dieser Körperschaft an), bald zu einer Parlamentsversammlung oder zu einer Kommissionssitzung, einer Versammlung des Comités der „Volksbildungsliga“, die sein Lieblingskind ist, oder endlich zu einer Generalversammlung oder einem internationalen Kongreß der genannten Liga. Er empfängt Dutzende von Leuten, und er kennt alle, erinnert sich an alle, korrespondiert mit Hunderten von Menschen, empfängt ganze Berge von Briefen, verschickt Bücher an die Volksbibliotheken und verfolgt mit fieberhafter Aufmerksamkeit die Entwickelung und die Erfolge seiner Liga. So viel Arbeit würde selbst einen jungen, kräftigen Menschen ermüden; bei Macé scheint sie im Gegenteil immer frische Lebenskräfte zu wecken. Und alles das thut er ohne Anstrengung, mit

einem gutmütigen Lächeln, und scheut auch die lästigste Arbeit nicht. Eines Tages traf ich den ehrenwerten Herrn Senator im Bureau der Liga vor einem ganzen Berg von Couverts. Er schrieb mit seiner festen Handschrift Adressen auf diese Couverts und klebte Marken auf. Man kann sich vorstellen, was für eine langweilige und ermüdende Arbeit es ist, 500 Adressen zu schreiben und ebenso viele Briefmarken aufzukleben.

„Machen Sie das alles selbst?"

„Natürlich! Es ist Feiertag heut, der Sekretär und der Schreiber kommen nicht, und die Sache ist eilig: die Mitglieder der Liga müssen zu einer allgemeinen Versammlung eingeladen werden . . ."

Jean Macé ist bei uns in Rußland nur als Autor der oben erwähnten populären Schriften bekannt; aber damit ist sein Verdienst noch nicht erschöpft. In der Entwicklung der französischen Gesellschaft während der letzten dreißig Jahre nimmt er eine der hervorragendsten Stellen ein. Von ihm ging die Anregung zu einer gesellschaftlichen Bewegung aus, die auf die Entwickelung der allgemeinen Volksbildung abzielte und sich als höchst segensreich bewährt hat. Er ist der Begründer verschiedener Hunderte von Privatvereinen, die im Volke und in der Armee ganze Ströme nützlichen Wissens verbreiten. Ihm verdankt Frankreich die Durchführung des Gesetzes über den obligatorischen und unentgeltlichen Schulunterricht. Er hat diese Aufgabe zu seinem Lebensziel erwählt und ihr alle seine Kräfte und Fähigkeiten, sowie die ganze Energie seines trotzigen Cha=

rakters gewidmet. Und Macé war so glücklich, den Sieg seiner Idee noch selbst zu erleben, und zwar in einem Maße, wie er es im Beginn seiner Thätigkeit kaum erwartet haben mochte. In der That, wie hätte auch der bescheidene Pensionatslehrer aus der Provinz daran denken können, daß seine Ideen den Männern des Staates Begeisterung einflößen und sie zur Verkörperung dieser Ideen anregen würde, daß Millionen von Mitbürgern ihm auf dem von ihm betretenen Pfade folgen würden!

Es war kurz nach dem Staatsstreich des 2. Dezember. Der fünfunddreißigjährige Macé, der von der Polizei des Diktators verfolgt wurde, mußte sich im Elsaß verbergen. Ein Zufall führte ihn nach Beblenheim, wo er die Inhaberin einer Mädchenpension, Mademoiselle Vernet, kennen lernte und eine Lehrerstelle an dem Institut dieser Dame annahm. Seit jener Zeit sind vierzig Jahre vergangen. Das Elsaß ist an Deutschland gefallen, aber das Pensionat, welches unter dem Namen Petit-Château berühmt geworden war, existiert noch heut: nur ist es nach dem unglücklichen Kriege aus Beblenheim nach Mantier im Departement Aisne verlegt worden. Mademoiselle Vernet ist immer noch Leiterin der Anstalt, und Macé hat erst in der letzten Zeit seine Lehrerstelle daselbst aufgegeben.

Macé war sein ganzes Leben lang ein leidenschaftlicher Pädagoge, der seinen Beruf nicht als eine harte Pflicht ansah, sondern aus Liebe zur Verbreitung

des Wissens betrieb. Für die Zöglinge der Mademoiselle Vernet hatte Macé auch alle seine hübschen Kinderbücher, gleichsam als Leitfäden beim Unterricht, verfaßt, die bis auf den heutigen Tag einen so großen Erfolg haben. Ein Schulmeister ist denn auch Macé in seinem ganzen Wesen und in seinen Manieren bis auf den heutigen Tag geblieben. Als er vor einigen Jahren bei einem Kongreß, der sich mit der Volksbildung beschäftigte, zu einer Schlußrede das Wort ergriff, begann er folgendermaßen: „Meine lieben Kinder, Ihr habt Euch ganz vortrefflich betragen . . ." Unter diesen Kindern befand sich eine ganze Anzahl von Deputierten und Senatoren.

Aber die Lehrthätigkeit in Petit-Château befriedigte Macé nicht. Er träumte von einem Zustande der Dinge, in dem jeder Franzose und jede Französin — denn Macé ist ein großer Freund der Frauenbildung — das notwendige Maß von Bildung besäße, um beim Abgang aus der Schule seine Bildung aus eigener Kraft fortzusetzen. Wie aber sollte das ins Werk gesetzt werden? Das bonapartistische Regime war mißtrauisch und wachte eifersüchtig über jede Regung, die ihm gefährlich zu werden drohte. Jeder noch so unschuldigen Absicht schob es politische Motive unter. Macé war zu jener Zeit weit davon entfernt, sein Ideal im Lichte der Politik aufzufassen, ihm war es ausschließlich um allgemeine, rein humanitäre Zwecke zu thun. Er gab sich durchaus keinen hochfliegenden Hoffnungen hin, sondern wollte nur nach und nach, je nach

Umständen und Kräften, an der Verwirklichung seiner Pläne arbeiten. Dank diesem Umstande gelang es ihm in der That, das Mißtrauen der kaiserlichen Behörden zu beschwichtigen, und man erlaubte ihm, seine Arbeit in bescheidenen Grenzen zu beginnen. Im Jahre 1860 erließ der Minister der Volksaufklärung Rouland ein Cirkular, in dem unter anderem ausgesprochen wurde, daß ein wirkliches Bedürfnis nach Volksbibliotheken in Stadt und Land vorhanden sei, daß jedoch dieses Bedürfnis nur durch die Thätigkeit einer großen Anzahl von Privatpersonen befriedigt werden könne, die sich diesem Werke widmen. Dieses Rundschreiben blieb ein toter Buchstabe — die Privatpersonen hatten kein Vertrauen zu der Initiative der Regierung und wollten mit derselben nichts zu thun haben.

Was indessen der guten Absicht des Ministers nicht gelang, das sollte dem schlichten Lehrer des Mädchenpensionats gelingen. Im Jahre 1862 erschien beim Bürgermeister von Beblenheim ein Herr mit ein paar Dutzend Büchern unter dem Arm — es waren die Berichte der „Gesellschaft der Akklimatisation“ — die mit der Inschrift „Beblenheimer Dorfbibliothek“ versehen waren. Diese Bücher wurden auf einem Bücherbrett niedergelegt, und die erste französische Dorfbibliothek war gegründet. Der Herr, der die Bücher geschenkt hatte, war Jean Macé. Seit jener Zeit machte er sich zum Apostel der Idee, aus Privatmitteln Dorfbibliotheken im ganzen Lande zu gründen, und vertrat diese Idee durch das gesprochene und gedruckte Wort mit

wahrem Feuereifer. Sein Gedanke fand rasch Anklang: nach zwei Jahren bereits waren mehr als achtzig solche Bibliotheken gegründet, von denen einzelne tausend und mehr Bände zählten. Die Bücher wurden gegen eine Gebühr von fünf Centimes für den Band oder auch ganz unentgeltlich ausgegeben. Macé begründete eine Gesellschaft zur Förderung der Einrichtung von Dorfbibliotheken und erwirkte bei der Regierung die Bestätigung dieser Gesellschaft. Am Tage ihrer Begründung zählte die neue Vereinigung bereits 813 Mitglieder. Die Statuten der Gesellschaft enthielten unter anderem folgenden wichtigen Artikel: „Die Gesellschaft enthält sich jeder offiziellen Empfehlung von Büchern, da sie keine bestimmte Tendenz und keine bestimmte Buchhandlungsfirma zu fördern gedenkt. Ihre Mitglieder behalten sich nur das Recht vor, allen denjenigen, die sie um Ratschläge angehen, mit solchen zu dienen." Die Aufgabe der Gesellschaft bestand also teils in materieller Unterstützung der zu begründenden Bibliotheken, teils in der Erteilung von praktischen Ratschlägen, wozu endlich noch die Aufmunterung durch Preise und Belohnungen kam, die den bestorganisierten Dorfbibliotheken zuerteilt wurden.

Da der Zweck aller dieser Bemühungen in der Aufklärung der Massen beruhte, so faßte der Begründer dieses Werkes den naheliegenden Gedanken, die Verbreitung des Wissens nicht nur durch Schriften, sondern auch auf unmittelbare Weise durch das gesprochene Wort zu fördern, oder, wie Macé das so hübsch und

richtig ausgedrückt hat, „eine Landwehr der Volksbildung zu organisieren“. Dieser Gedanke führte zur Begründung der „Liga der Volksbildung“. Nachdem Macé einen Aufruf erlassen hatte, in dem er seinen Plan zum Ausdruck brachte, meldeten sich bei ihm drei Personen zum Beitritt: ein Eisenbahnschaffner, ein Maurer und ein Gärtner. Aber bereits nach einem Monat betrug die Zahl der Mitglieder der neuen Liga 4792. Das war im Jahre 1867. Die Mitglieder verpflichteten sich, ein Eintrittsgeld zu zahlen, das wenigstens einen Franc betragen mußte, und einen entsprechenden Jahresbeitrag zu entrichten. Der neue Verein war ähnlich organisiert, wie die Gesellschaft der Volksbibliotheken, nur waren die Grenzen seiner Thätigkeit weiter gezogen. Jeder Lokalverein bildete ein selbständiges Ganzes, das in seinen internen Angelegenheiten von dem Centralkomitee unabhängig war. Das letztere war gewissermaßen nur der Schlußstein des Bundes aller einzelnen Vereine. Die Mitglieder des Komitees wurden von den einzelnen Gruppen gewählt, die sich über ganz Frankreich verteilten und sich von Zeit zu Zeit vereinigten, um an der Verbreitung aller nur erdenklichen nützlichen Kenntnisse zu arbeiten. Das Komitee war somit nichts weiter als eine Art Auskunftsbureau und Kassenverwaltung, die je nach Bedarf die Mittel zur Unterstützung der bereits begründeten und noch zu begründenden Lokalvereine gewährte. Die Aufgabe der Liga ward durch ihre Statuten in folgender Weise bestimmt: 1. sie fördert die Gründung von

Bibliotheken, öffentlichen Unterrichtskursen für Erwachsene und Schulen für Kinder, wo ein Mangel an solchen vorhanden ist; 2. sie unterstützt und fördert die bereits existierenden Anstalten dieser Art.

Wir müssen bemerken, daß in jener, noch gar nicht so weit zurückliegenden Zeit Frankreich in Bezug auf die Volksbildung unter den mitteleuropäischen Mächten den letzten Platz einnahm. Nur Italien, Spanien und Rußland standen in dieser Hinsicht hinter Frankreich noch zurück. Aber auch die vorhandenen öffentlichen Unterrichtsanstalten befanden sich in einem höchst kläglichen Zustande: in 12 000 Dorfgemeinden existierten die Schulen nur auf dem Papiere. Von Lehrmitteln, wie Karten, Globen, naturgeschichtlichen Anschauungsbildern u. s. w. war überhaupt nicht die Rede. Die Liga war bemüht, soweit ihre Privatthätigkeit es ihr gestattete, dieser traurigen Lage der Dinge nach Kräften abzuhelfen. Nach Verlauf von zwei Jahren zählte sie bereits 17 850 Mitglieder und 59 Lokalvereine in den verschiedenen Departements, während ihr Budget sich auf 70 455 Francs belief.

Es war immerhin ein ganz hübscher Anfang. Aber das Ziel der Liga war, das Licht der Erkenntnis in breiten Strömen der großen Masse der Bevölkerung zuzuführen, und dazu war denn doch ihre Thätigkeit in allzu enge Grenzen gebannt. Ihr natürliches Bestreben war es daher, die französische Gesellschaft für ihre Ziele und Pläne zu interessieren und dadurch mittelbar auch auf die Regierung einzuwirken. In

diesem Bestreben begann sie im Jahre 1870 im ganzen Lande eine wirksame Agitation einzuleiten, die nichts mehr und nichts weniger bezweckte, als die Einführung des obligatorischen und unentgeltlichen Unterrichts aller Kinder beiderlei Geschlechts. Man setzte eine Petition in Umlauf, welche die gesetzliche Einführung der allgemeinen Schulpflicht zum Gegenstand hatte. Jeder, der seine Unterschrift gab, zahlte einen Sou in die Kasse der Propaganda.

Man hatte bereits 350 000 Unterschriften gesammelt, als der Krieg ausbrach und die Regierung Napoleons III. gestürzt wurde. Das schreckliche Jahr, das Frankreich so viel Unglück und Enttäuschung gebracht hat, trug auch in die Reihen der Liga die Verwirrung. Der sechste Teil der Lokalvereine und die Wiege der Liga selbst ging durch die Abtretung von Elsaß-Lothringen der Vereinigung verloren. Die französische Gesellschaft war völlig mutlos geworden. Aber Macé, der Begründer der Liga, verlor die Hoffnung nicht. Mit größerem Eifer, als je zuvor, begann er von neuem auf die Verwirklichung seiner Lebensidee hinzuarbeiten. „Der Schulmeister hat uns besiegt,“ sagte er, „und der Schulmeister wird Frankreich wieder emporbringen.“ Bereits im Oktober 1871 nahm er mit einem kleinen Kreise von getreuen Mitarbeitern den alten Gedanken wieder auf. Wiederum ward im ganzen Lande die Petition wegen Einführung des unentgeltlichen und obligatorischen Volksunterrichts aufs eifrigste verbreitet, und nach wenigen Monaten bereits

waren 917 267 neue Unterschriften beisammen, so daß mit den alten, vor dem Kriege gesammelten nicht weniger als 1 267 267 Stimmen sich für den Gedanken der Petition aussprachen. Im Jahre 1872 wurden die Unterschriftsbogen auf einem großen Wagen nach Versailles gebracht. Aber erst nach Verlauf einiger Jahre, als der Sieg der Republik endgiltig entschieden war, ward die Petition von Erfolg gekrönt.

Inzwischen hatte Macé nicht aufgehört, auch für die Pläne seiner Liga mit der alten Leidenschaft und Energie zu agitieren. Zu diesem Zweck reiste er in ganz Frankreich umher und kehrte bald in den großen Städten, bald in den abgelegensten Dörfern ein, um über die Bedeutung der Liga und den großen Nutzen, den sie dem Lande zu bringen vermöge, Vorträge zu halten. Acht Jahre lang betrieb er mit wahrhaft unermüdlicher Ausdauer diese Agitation. Er begnügte sich nicht mehr damit, Bildung und Wissen unter den arbeitenden Klassen zu verbreiten, auch in die Kasernen wollte er die Fackel der Erkenntnis tragen. Auf breiter Grundlage begann er Regimentsbibliotheken und Regimentsschulen zu organisieren. Die Zeit war hierfür durchaus nicht günstig gewählt. Die der Republik feindlich gesinnten Parteien standen an der Spitze der Regierung und waren gegen alle Pläne dieser Art äußerst mißtrauisch. Dennoch erzielte Macé auch in dieser Hinsicht sehr bald einen durchschlagenden Erfolg. Die Regiments- und Korpskommandeure wußten den trefflichen Gedanken des Begründers der Liga nach

Verdienst zu würdigen, da sie aber nicht die nötigen Mittel zur Verfügung hatten, so wandten sie sich an Macé um Beschaffung derselben. Während ich diese Zeilen schreibe, liegen vor mir ein paar Briefe von Korpskommandeuren, in denen der Nutzen der Regimentsschulen und -Bibliotheken vollkommen anerkannt wird. „Die Fälle von Trunkenheit sind seit Begründung der Schulen und Bibliotheken immer seltener geworden," schreibt einer dieser Herren, „ebenso die Fälle von ungesetzlicher Entfernung aus dem Dienst, und die Klagen der Schankwirte und Marketender, deren Kundschaft sich wesentlich verringert hat, sind der beste Beweis für die guten Resultate, die wir durch die Einrichtung der Militärbibliotheken erzielt haben." Ein anderer Kommandeur schreibt: „Unsere Regimentsschulen gedeihen ausgezeichnet. Die beiden letzten Aushebungen brachten uns viele Leute aus der Vendée und Bretagne, die unser gewöhnliches Französisch fast gar nicht verstanden. Jetzt sprechen, lesen und schreiben sie die Schriftsprache ganz gut u. s. w." „Alle diese Erfolge," schreibt ein dritter, „verdanken wir der Liga. Wir hatten weder Unterrichtsbücher noch Unterrichtsmittel. Dank den trefflichen Büchern und Unterrichtsmitteln, die wir der Liebenswürdigkeit der Liga verdanken, sind unsere Lehrer in die Lage versetzt, einen regelrechten Unterricht zu erteilen; daher unsere bemerkenswerten Erfolge."

Leider verbietet mir der enge Raum, mich ausführlicher mit der Thätigkeit Jean Macés zu be-

schäftigen. Ich bemerke nur noch, daß alle von Macé ins Leben gerufenen Veranstaltungen zur Hebung der Volksbildung inzwischen gesetzlich sanktioniert worden sind. Jules Ferry, ohne Zweifel der fähigste Unterrichtsminister der dritten Republik, hat öffentlich bekannt, daß er bei allen seinen Reformen durch die Ideen und das Beispiel Macés angeregt worden sei. Die Liga, die auch in Gambetta einen wohlwollenden Förderer hatte, ist längst als „öffentliche Wohlfahrtseinrichtung“ anerkannt, und Macé selbst wurde zum Senator befördert. Er ist jetzt bald ein Achtziger und hätte wohl das Recht, sich zur Ruhe zu setzen, aber weit gefehlt: erst im Jahre 1888 ist er an die Verwirklichung eines Planes herangetreten, der an Großartigkeit alles übertrifft, was er bisher geleistet hat. Ich spreche von seiner Idee, den Rahmen der Liga über die Grenzen Frankreichs hinaus auf die gesamte civilisierte und vor allem auch auf die nicht civilisierte Welt auszudehnen. Um mit der Verwirklichung dieses Planes einen Anfang zu machen, ward im Jahre 1889 unter Macés Vorsitz der „Internationale Kongreß zur Hebung der allgemeinen Volksbildung auf dem Wege privater Initiative“ abgehalten.



Der „Verein französischer Damen".

Zu der Zeit, als der Fall Schnäbele auf der Tagesordnung war und man in Paris von Sekunde zu Sekunde die Kriegserklärung erwartete, begegnete ich eines Tages auf der Straße meiner Zeitungsfrau mit ihrer fünfzehnjährigen Tochter. Sie waren beide herausgeputzt, als ob sie zu einem Festmahl oder ins Theater gingen, und hatten es sehr eilig.

„Wohin denn so schnell?" fragte ich neugierig.

„Zur Vorlesung, mein Herr."

Ich war nicht wenig erstaunt über diese Antwort. Ich wußte, daß diese Frau ein wahres Sklavenleben führte. Mit dem ersten Hahnenschrei steht sie auf, läuft von Expedition zu Expedition, um ihre Ware zusammenzuholen, klettert verschiedene Dutzend Mal bis ins sechste Stockwerk empor, um ihren Kunden die Zeitungen zu bringen, und ist überhaupt den ganzen Tag auf den Beinen. Bei alledem findet sie noch Zeit, um ihre Kinder zu beaufsichtigen, das Mittagessen zu kochen und die Wohnung aufzuräumen. Man sollte meinen, daß sie nach solchem Tagewerk keinen andern Wunsch hegen müßte, als so rasch als möglich ins Bett zu kommen — und statt dessen findet sie noch Zeit genug, um in eine Vorlesung zu gehen!

„Was für eine Vorlesung ist denn das?" fragte ich.

„Ich höre mit meiner Tochter den medizinischen Kurs, der auf der Mairie abgehalten wird. Es ist

wegen des Krieges, man will da Krankenpflegerinnen ausbilden. Die Kurse sind vom „Verein französischer Damen“ veranstaltet. Es ist sehr interessant und nützlich.

„Ich wußte nicht, daß Sie eine solche Patriotin sind,“ versetzte ich.

„Wieso Patriotin? Giebt's Krieg, dann gehen wir eben hin, um die Kranken nnd Verwundeten zu pflegen. Besser wär's schon, es käme kein Krieg, denn es ist doch etwas zu Schreckliches, so'n Krieg. Man spricht von nichts anderem mehr, die Fremden reisen ab, das Kapital versteckt sich . . . Sehr nützlich, diese Vorlesungen. Jede Familienmutter sollte sich das anhören, was man uns da vorträgt.“

„Wieviel Zuhörerinnen sind denn da?“

„In unserer Mairie sind's vierzig Personen. Denken Sie nur nicht gering davon! Man examiniert uns alle Tage, und wenn die Kurse zu Ende sind, dann bekommen wir ein Diplom als Wärterinnen.“

Dieses Gespräch erregte mein Interesse für den Gegenstand. Ich besuchte den „Verein der französischen Damen“, wohnte seinen Sitzungen und Lektionen bei und machte mich, dank der liebenswürdigen Zuvorkommenheit seiner Vorsitzenden, der Gräfin Fouché de Careil, deren Gatte früher als Botschafter in Wien war, mit seiner Geschichte und Organisation bekannt. Über diesen Verein will ich hier einige näheren Daten mitteilen.

Der „Verein der französischen Damen“ ist ganz aus der privaten Initiative der Beteiligten, ohne jede

staatliche Unterstützung entstanden und zu seiner gegenwärtigen Ausdehnung gediehen. Den Anstoß zu seiner Begründung gab der Professor an der Pariser medizinischen Schule Duchaussois, der während des deutsch-französischen Krieges mit im Felde gewesen war und die ungenügende Organisation der Militärintendantur, soweit dieselbe sich auf die Verwundetenpflege bezog, an Ort und Stelle beobachtet hatte. Namentlich war ihm der Mangel an barmherzigen Schwestern und Krankenpflegerinnen aufgefallen, und so beschloß er, besondere Kurse zur Ausbildung des notwendigen Krankenpflegepersonals einzurichten. Die „Gesellschaft der praktischen Ärzte“ sagte Herrn Duchaussois ihre Unterstützung zu, und so wurden diese Kurse eröffnet. Der gute Wille war nun allerdings bei den Ärzten vorhanden; doch litten sie vollständigen Mangel an den materiellen Mitteln, die zur erfolgreichen Inangriffnahme der Sache notwendig waren. Überdies konnte den Zuhörern nach Beendigung der Kurse keine praktische Thätigkeit zugewiesen werden. Bis dann wirklich ein Krieg ausbrach, konnten sie das, was sie gelernt hatten, zwanzigmal vergessen. Da beschloß Herr Duchaussois, an seine zahlreichen Patienten und Bekannten einen Appell zu gunsten seiner Kurse zu richten. Er ging von dem Gedanken aus, daß das von ihm ins Leben gerufene Institut nur dann lebensfähig sein konnte, wenn ihm eine ununterbrochene praktisch-humanitäre Aufgabe zugewiesen würde, und so beschloß er denn, folgendes Prinzip für die zu

begründende Vereinigung aufzustellen: der Verein der französischen Damen soll allen Franzosen Hilfe leisten, die durch irgend ein gesellschaftliches Unglück, sei es Krieg, Cholera, Erdbeben oder Überschwemmung Schaden leiden.

Der Gedanke fiel auf fruchtbaren Boden. Die Presse aller Richtungen lieh ihm ihre Unterstützung, und so ward im Jahre 1879 der neue Verein gegründet. Er entwickelte sich sehr rasch, und Frauen der verschiedensten Klassen, die Damen des Faubourg St.-Germain, die Gattinnen von Deputierten, Senatoren und Bankiers, von Bonapartisten und Radikalen ließen sich als Mitglieder einschreiben. Die Thätigkeit des Vereins bestand zunächst in der Ausbildung tüchtiger Pflegerinnen. Im Hause der Gesellschaft, Rue Jean Jacques Rousseau, wurden die Kurse eingerichtet und alle Apparate zur Ausbildung der Hörerinnen angeschafft. Die Vorlesungen finden zweimal wöchentlich in den Abendstunden statt; bekannte Ärzte, von denen die meisten den Feldzug von 1870—71 mitgemacht haben, halten die Vorträge. Folgende Lehrgegenstände sind in das Programm der Kurse aufgenommen: Anatomie und Physiologie, die Pflichten der barmherzigen Schwestern im Kriege, die Grundbegriffe der Heilmittelkunde, die ersten Hilfeleistungen bei Verwundungen, allgemeine Krankenpflege, Vorträge über verschiedene, namentlich epidemische Krankheiten, die Pflege der Wöchnerinnen und Säuglinge, die Grundlagen der Hygiene, das Wesentlichste aus der Chirurgie, Verbände und Apparate, Massage und Wasserheilkunde.

Eine ganz besondere Aufmerksamkeit wurde der praktischen Seite der Sache gewidmet. Nach jeder Lektion finden praktische Übungen und Wiederholungen des durchgenommenen Stoffes statt. Es macht einen eigentümlichen Eindruck, ehrsame Familienmütter bebescheiden vor dem Lehrer stehen und auf seine Fragen Antwort geben zu sehen. Manche bejahrte Frau befindet sich unter den Hörerinnen. In der Rue Jacob besitzt der Verein ein Krankenhaus, in dem Kranke unentgeltlich Aufnahme finden, und in dem die Hörerinnen der Kurse ihre praktischen Übungen machen.

Die Kurse sind natürlich unentgeltlich, der Zutritt steht allen Frauen ohne weitere Förmlichkeiten offen. Es ist nichts weiter nötig, als daß sich die Hörerinnen vor Ablauf des Monats Dezember beim Hauswart einschreiben lassen, sofern sie die Absicht haben, sich am Schluß der Kurse einem Examen zu unterwerfen. Um dieses letztere zu bestehen, ist allerdings notwendig, daß die Examinandin schreiben und lesen kann, daß sie mit dem Dezimalsystem vertraut ist und ein gutes Führungsattest beizubringen vermag.

Da der Verein Filialen in sämtlichen größeren Städten Frankreichs besitzt, so zählen die alljährlich mit dem Diplom einer barmherzigen Schwester entlassenen Zuhörerinnen nach verschiedenen Hunderten. Genauere Zahlenangaben konnte ich leider nicht erhalten. Besondere Schwierigkeit machte es nun, den Zuhörerinnen, welche die Kurse absolviert hatten, Gelegenheit zur praktischen Bethätigung der erworbenen

Kenntnisse zu geben. Die ausgedehnten Verbindungen der Mitglieder des Vereins brachten indessen auch diese Frage der Lösung nahe. Die Damen des Vereins empfehlen ihre Schützlinge einfach als Krankenwärterinnen in Privathäuser und Hospitäler.

Die Mitglieder der Gesellschaft versammeln sich allwöchentlich in dem großen Auditorium, um einerseits die laufenden Angelegenheiten zu erledigen, andererseits die nötigen Vorräte von Kleidern, Wäsche, Charpie und Verbandzeug bereit zu stellen. Während sie arbeiten, halten ihnen die Professoren Vorlesungen über verschiedene Fragen der Hygiene und der praktischen Medizin. Sie sind mit allem Ernst bei ihrem Werke, so daß, obschon während der letzten Jahre große Mengen von Material zur Kranken- und Verwundetenpflege nach Tongking und Madagaskar, nach der Insel Formosa und nach Tunis abgesandt worden waren, immer noch in den Vorratskammern des Vereins für 40000 Mann Utensilien vorhanden sind.

Während des Feldzuges in Tongking hat der Verein der französischen Armee recht willkommene Dienste geleistet. Dieser Krieg, den Herr Ferry recht leichtsinnig vom Zaune gebrochen hatte, traf die Militärintendantur, ganz so wie im Jahre 1870, ziemlich unvorbereitet an. Weder Wäsche noch Medikamente waren in genügender Menge vorhanden. Der „Verein der französischen Damen" vermochte die vorhandenen Lücken bald zu ergänzen. Unter den Gegenständen, die er nach Tongking schickte (und auch jetzt noch den

Militärhospitälern zur Verfügung stellt), erregte meine besondere Aufmerksamkeit ein kleiner Bücherschrank aus gelbem Holz, in dem etwa 100 Bändchen der besten französischen Schriftsteller, ferner Briefpapier, Couverts, ein Lotiospiel, ein Domino u. s. w. vorhanden war. Man zeigte mir Briefe, in denen die verwundeten Offiziere für diese liebenswürdige Aufmerksamkeit ihren Dank aussprechen. Der Verein ist nicht wenig stolz auf diese Briefe, welche beweisen, daß er in der That seine Aufgabe wohl erfüllt.

Angesichts dieser unzweifelhaften Verdienste des Vereins erkannte die Regierung durch ein Dekret vom 26. April 1883 den Verein offiziell als ein gemeinnütziges Institut an, und durch ein zweites Dekret vom 18. November 1886 ward derselbe für den Fall eines Krieges dem Ressort für Kriegs- und Marineangelegenheiten unterstellt. Eine Subvention erhält der Verein seitens der Regierung nicht; alles, was er leistet, wird vielmehr ganz aus privaten Mitteln aufgebracht.

Diese Mittel fließen der Kasse recht reichlich zu. Dieselbe befindet sich in blühendem Zustande, obschon der Verein allein an Geldunterstützungen an hilfsbedürftige Krieger und sonst durch Unglücksfälle betroffene Leute alljährlich über 100000 Francs verteilt.

Der „Verein der französischen Damen" beschränkt, wie bereits erwähnt, den Kreis seiner Thätigkeit nicht ausschließlich auf das militärische Gebiet. Wo irgend Epidemien oder andere elementare Gewalten weitere Kreise des Volkes heimsuchen, erscheint der Verein so-

gleich auf dem Platze und bietet seine Hilfe an, indem er Geld, Ärzte, Arzeneien und Pflegerinnen entsendet.

Als im Jahre 1884 in Marseille und Toulon die Cholera ausbrach, begaben sich zahlreiche Damen des Vereins, die den besten Gesellschaftskreisen angehörten, geräuschlos und ohne jede Reklame nach den Herden der Epidemie, pflegten und trösteten die Kranken und blieben bis zum letzten Moment auf den Platze. Ein Pessimist von der Art Zolas hat allerdings für Frauentypen dieser Art keinen Blick. Solche Liebeswerke pflegen in aller Stille, ohne Posaunenschall, vor sich zu gehen, und so kommt es, daß man aus den Zeitungen darüber nichts erfährt.

Der Verein hat allerdings auch bereits seine Krisis durchzumachen gehabt. Obschon der Vorstand von Anfang an bemüht war, alle Politik aus dem Spiele zu lassen, so drängte sie sich doch in Gestalt einer opportunistischen Dame in denselben hinein. Die Folge davon war eine Spaltung, die den Austritt der radikalsten Mitglieder des Vereins (so der Madame Adam, der Madame Köchlin-Schwarz u. a.) zur Folge hatte. Die ausgetretenen Damen bildeten eine neue Vereinigung, den „Damenbund von Frankreich.“ Beide Vereinigungen streben nun getrennt demselben wackeren Ziele zu.



Die Vorsehung der Pariser.

Die Vorsehung, von der wir sprechen, hat ihr Domizil auf der Polizei und ist nichts anderes, als das städtische chemische Laboratorium von Paris. Sorgsam behütet dasselbe die Gesundheit der Pariser, verbessert die Milch, mit der die kleinen Staatsbürger gepäppelt werden, entfernt die schädlichen Beimischungen aus dem Wein, mit dem die Herren „Großwähler“ der Republik, die Schankwirte, die Bevölkerung vergiften, beaufsichtigt die Zubereitung des Brotes und der Arzeneien, analysiert das Wasser und den Kaffee, die Konserven und das Fleisch; kurz alles, was zum menschlichen Leben dient, steht unter seiner strengen Obhut, und wie eine besorgte Mutter sagt es dir: „Das iß, und das nicht — das ist gesund, und jenes dort Gift.“

Und alles das geschieht in voller Selbstlosigkeit, einzig um des Wohles der Menschheit willen. Man sollte meinen, daß ein wohlthätiges Institut dieser Art allgemeiner Liebe und Achtung begegnen sollte, und doch ist das nicht der Fall. Eines Tages wurde uns Journalisten in der Deputiertenkammer unter den Berichten und Gesetzentwürfen, die dort verteilt wurden, ein Blatt überreicht, auf dem wir zu unserm Erstaunen folgende Aufschrift lasen: „Projekt des ehrenwerten Deputierten der Seine Herrn Hude, betreffend die Abschaffung des städtischen chemischen Laboratoriums.“ Wodurch konnte ein in jeder Hinsicht so unlogisches

und menschenfeindliches Projekt hervorgerufen sein? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir uns mitten in den Schoß der Pariser Fraktions-Politik begeben und einen der Charlatantypen, den das allgemeine Wahlrecht an die Oberfläche befördert hat, näher kennen lernen.

Von jeher gehörte das Handwerk eines Schankwirts, das auf die Ausbeutung der menschlichen Laster ausgeht, zu den verächtlichsten und niedrigsten Berufen. Der Schankwirt und der Bordellinhaber wurden in dieser Hinsicht als gleichstehend angesehen. In Frankreich ist jedoch in diesem Punkte seit einiger Zeit eine Wandlung eingetreten. Der verstorbene Gambetta, der überall nach Stützen der jungen Republik Ausschau hielt, war unter anderem auch auf die ehrenwerte Zunft der Gastwirte verfallen. Nach seiner Meinung konnte diese Armee von dreimalhunderttausend Mann, die beständig in engen Beziehungen zum Volke steht, in den Händen der Republik zu einer äußerst nützlichen Waffe werden, und so begann er, diesen Herren gewaltig um den Bart zu gehen. Auf einem Riesenbankett der Gastwirte hielt Gambetta eine Rede, in der er die „Verkäufer des roten Weins“ förmlich in den Himmel erhob und ihre hohe Mission in den schwungvollsten Ausdrücken pries. Das war es, was den Herren Kneipiers nur noch gefehlt hatte. Bisher hatten sie ihre Schwindeleien und Giftmischereien heimlich, in beständiger Furcht vor dem Gesetze und in dem Bewußtsein, daß sie ein Verbrechen begingen, betrieben. Jetzt stellten sie sich

als die armen, beklagenswerten Opfer hin: die Einmischung der Regierung belästige ihr Gewerbe und ruiniere ehrenwerte Geschäftsleute. Diese Phrasen flossen von nun an beständig über ihre Lippen. Andererseits nahmen politische Abenteurer, die sich ihrer Hilfe bei den Wahlen zu bedienen gedachten, offen ihre Partei, und die Sache kam so weit, daß gegenwärtig etwa ein Dutzend von Schankwirten in der Kammer sitzt, die der Weinfälschung offen das Wort reden. Andere Deputierte, die den Einfluß dieser Herren in ihrer Eigenschaft als Wahlagenten schätzen gelernt haben, fürchten sich, offen gegen sie aufzutreten. Die natürliche Frucht dieser Sachlage war der skandalöse Antrag des Deputierten Hude, der selbst dem edlen Schankgewerbe obliegt.

Das chemische Laboratorium der Stadt Paris ist den Nahrungsmittelfälschern von jeher ein Dorn im Auge gewesen. Früher hatte man sie nur im äußersten Falle gerichtlich verfolgt, wenn beispielsweise einer ihrer Kunden infolge des Genusses der gefälschten Lebensmittel schwer erkrankte oder gar starb. Seitdem jedoch das Laboratorium besteht (es wurde vor zehn Jahren gegründet), hat die Lage dieser Herren sich wesentlich verschlechtert. Ich gebe hier Herrn Girard, dem Direktor des Laboratoriums, selbst das Wort, der mich in liebenswürdiger Weise mit den Einrichtungen dieses nützlichen Instituts bekannt gemacht und mir interessante Daten über seine Thätigkeit mitgeteilt hat.

Herr Girard ist ein lebhafter und energischer Süd-

franzose von kleinem Wuchse, etwa fünfzig Jahre alt. Überzeugt von dem großen Nutzen, den sein Werk der Gesellschaft bringt, widmet er demselben seine ganze Zeit. In einem schmutzigen Arbeitskittel, mit verschobener Kravatte, läuft er vom frühen Morgen bis zum späten Abend in dem großen Saale des Laboratoriums umher, überwacht persönlich alle Analysen, sinnt über neue Methoden der Entdeckung von Fälschungen nach und nimmt die Berichte von 25 Inspektoren entgegen, denen die Überwachung der Lebensmittel in der Stadt anvertraut ist. Und seine Bemühungen sind in der That nicht erfolglos. Nach fünfjährigem Bestehen seines Laboratoriums überreichte er der Pariser Akademie der Wissenschaften eine Schrift mit dem Titel: „Rapport sur les falsifications des aliments“, für die er die goldene Medaille erhielt. Er hat bewirkt, daß die Qualität der Lebensmittel in Paris sich wesentlich verbessert hat, und daß die Fälschung derselben immer mehr abnimmt.

Aber er hat noch mehr durchgesetzt als dies. Als die Rotte der Fälscher gar nicht mehr aus und ein wußte und dem chemischen Laboratorium samt seinem Direktor auf gewöhnlichem Wege nicht mehr beikommen konnte, griffen sie zu einer andern Waffe: zur Verleumdung. Sie bestachen ein Blatt, das „XIX. Siècle“, das nun durch volle zwei Monate alltäglich die tollsten Beschuldigungen gegen Herrn Girard erhob und ihn der Bestechung, des Betruges und ähnlicher Schandthaten beschuldigte. Girard bewahrte lange

seine Geduld, endlich aber hielt er es nicht mehr aus und forderte die Verleumder vor Gericht. Da erwies sich, was für alle, die ihn kannten, von Anfang an klar war, daß nämlich alle Anschuldigungen völlig grundlos und nur zu dem Zweck in Umlauf gesetzt waren, um ihn aus dem Laboratorium zu verdrängen.

„Man will Sie also kalt stellen?“ sagte ich zu ihm.

„Wir denken gar nicht dran, uns das gefallen zu lassen,“ antwortete er lächelnd. „Laßt sie schwatzen, was sie wollen! Aus welchem gesetzlichen Grunde könnte man unser Laboratorium wohl schließen? Wir verfolgen Betrüger, ganz ebenso, wie man Falschmünzer verfolgt. Herr Hude behauptet zwar, daß die Fälscher die Nahrungsmittel ‚vervollkommnen‘. Eine nette Art der Vervollkommnung! ‚Gerade so, wie wenn ein Falschmünzer ein Stück Kupfer nimmt, den Stempel darauf drückt und dann sagt, es sei reines Gold! Sie können sich nicht vorstellen, mit welcher Genialität die Fälschung der Lebensmittel in Paris betrieben wird. Dem Kaffee z. B. wurden früher Bohnen beigemengt, die aus Thon fabriziert wurden. Die waren freilich leicht zu entdecken, und nachdem wir den Spitzbuben ein paar Prozesse angehängt hatten, hörte diese Art der Kaffeeverfälschung auf. Statt dessen nahmen sie aber zu einer andern Methode ihre Zuflucht. Sie übergießen die gebrannten Bohnen, so lange sie noch heiß sind, mit Wasser; die Kaffeebohne ist nämlich imstande, ebensoviel Wasser aufzunehmen, als ihr eigenes Gewicht beträgt. Eine ganz unverschämte Spitzbüberei,

wie Sie sehen, und leider nur sehr schwer zu entdecken. Wir selbst sind erst neulich dahinter gekommen. Die Naturbutter ist beständigen Fälschungen unterworfen. Wir haben wenigstens erreicht, daß die Verkäufer gezwungen sind, die Margarine durch eine Aufschrift als solche zu bezeichnen. Inzwischen aber haben sie neue Fälschungsmethoden angewandt, die wir bis jetzt durch chemische Analysen nicht nachweisen können, obwohl sie ohne Zweifel gesundheitsschädlich sind. Das Bier wurde ehedem mit Couleur gefärbt, jetzt wird zu diesem Zwecke Urin verwandt. Es giebt einen regelrecht ausgebildeten Geschäftszweig, der sich mit dieser Art der Bierverfälschung befaßt. Pfeffer wird mit Rinde, Essig mit Schwefelsäure vermischt. Die Milch wird von jeher durch Wasser und Kreide verfälscht; jetzt bereitet man Milch aus dem Eiweiß verdorbener Eier. Nicht genug daran, nehmen auch die Milchkutscher, die dieses abscheuliche Zeug in die Stadt bringen, noch an der Fälschung teil, indem sie, um das Quantum zu vermehren, wiederum . . . Urin zusetzen. Vor etwa drei Jahren konstatierten wir bei der Untersuchung der Milch häufig einen ungewöhnlichen Prozentsatz von Harnstoff in derselben und legten der Polizei nahe, die Einfuhr der Milch in die Stadt strenger zu überwachen. Schon nach einigen Tagen hatten die Agenten eine ganze Anzahl von Burschen, die diese Art der Milchverfälschung betrieben, auf frischer That ertappt. Ich möchte Ihnen nicht noch mehr Beispiele dieser Art vorführen, sonst hören Sie am Ende ganz auf, zu

essen. Nur so viel bemerke ich noch, daß nicht nur die billigen Waren gefälscht werden, sondern auch die teuren und seltenen. Bei der Verfolgung dieser Spitzbuben leistet unser Laboratorium ausgezeichnete Dienste. Innerhalb fünf Jahren haben wir durchgesetzt, daß die gesundheitsschädlichen Verfälschungen um 50 % abgenommen haben. In den Vorstädten von Paris, die nicht mehr zum Rayon unserer Thätigkeit gehören, wird immer noch flott darauf los gefälscht. Das Publikum steht unseren Bemühungen entschieden sympathisch gegenüber; das sehen wir schon daraus, daß die Zahl der Leute, die uns Lebensmittelproben zum Zweck der Untersuchungen einliefern, von Jahr zu Jahr wächst. Im vorigen Jahre zählten wir gegen 20000 solcher privaten Anträge auf Untersuchung von Lebensmitteln. Wir thun alles, was wir nur thun können, um dem Publikum die Benutzung unseres Instituts zu erleichtern. Jetzt braucht man die Proben nicht mehr im Laboratorium einzuliefern; es genügt, eine Probe zum nächsten Polizeikommissar zu bringen, und dort die Adresse des Verkäufers nebst der eigenen Adresse anzugeben. Binnen höchstens einer Woche wird dem Interessenten das Resultat der Analyse in den lakonischen Worten ‚gut‘, ‚unschädlich‘ oder ‚schädlich‘ mitgeteilt. Der Verkäufer wird gerichtlich belangt. Außerdem haben wir noch 25 Inspektoren, die Tag für Tag ihr Viertel abpatrouillieren und in den verschiedenen Geschäften Proben von Lebensmitteln und Getränken zum Zweck der Analyse mitnehmen. Ich

habe hier im Institut 25 Chemiker zur Verfügung, von denen sich zehn speziell mit der Analyse von Weinproben beschäftigen. Tag für Tag kommen wir neuen Fälschungen auf die Spur. Abgesehen von den giftigen Beimischungen, wie Fuchsin, die vorgeblich zur Konservierung des Weines dienen, haben wir kürzlich eine neue Art der Fabrikation von Krankenwein entdeckt, der trotz seiner schädlichen Beschaffenheit als gesundheitsfördernd empfohlen wird. Wenn man diesen Wein sogleich nach Öffnung der Flasche trinkt, ist er von wirklichem Wein nicht zu unterscheiden; läßt man ihn jedoch ein paar Tage in der Flasche stehen, dann verliert er die Farbe und verwandelt sich in Spülicht.

Dem Beispiel von Paris sind bereits 13 andere Städte in Frankreich gefolgt, die gleichfalls ein Laboratorium nach dem Vorbild des unsrigen eingerichtet haben. Es ist zu hoffen, daß, wenn wir alle freundschaftlich zusammenhalten, wir mit der Bande der Fälscher und Volksvergifter eher fertig werden, als sie mit uns."



Die „Armenbutter" und die Margarinefrage in Frankreich.

Es klingt heut unwahrscheinlich, wenn man vernimmt, daß die Margarine durch einen Philanthropen erfunden wurde, der durch seine Erfindung die Mensch-

heit zu beglücken gedachte. Und doch ist das der Fall. Der französische Chemiker Mège-Mouriès, der die Margarine erfunden hat, war in jeder Hinsicht ein ehrenwerter und durchaus selbstloser Mensch. Er war von der Überzeugung durchdrungen, daß er ein neues Nahrungsmittel, eine „Butter für die Armen“ erfunden hatte, die in ihrer Qualität die Kuhbutter übertraf und durch ihre Billigkeit selbst für den magersten Beutel käuflich war. Und Mège-Mouriès war nicht allein dieser Meinung, seine Entdeckung machte seiner Zeit großes Aufsehen und erregte die sanguinischsten Hoffnungen. Die Regierung Napoleons III. und der Kaiser selbst nahmen an der Sache den regsten Anteil: der gelehrte Chemiker machte seine Experimente auf einer kaiserlichen Domäne, und zwar auf Kosten des Kaisers. Die Sache war in der That auch ganz erstaunlich: erfindet da jemand eine Butter, die nicht ranzig wird, nicht schlecht riecht und dasselbe Aussehen und denselben Geschmack wie Kuhbutter hat, dabei aber nur halb so teuer ist wie diese. Und dieser Jemand ist ein Gelehrter, der zu seiner Erfindung auf dem Wege von Experimenten und logischen Schlüssen gelangt ist! Das Versuchsobjekt Mège-Mouriès war eine magere Kuh, die auf strenge Diät gesetzt war. Unser Chemiker hatte bemerkt, daß diese Kuh, obschon sie stark an Gewicht verlor, doch immer noch fortfuhr, Butter zu liefern; er zog daraus den Schluß, daß die Kuh diese Butter aus ihrem eigenen Fettvorrat produzierte.

„Wenn die Sache so liegt,“ sagte sich Mège-Mouriès,

„dann kann man ja die Butter auch auf künstliche Weise herstellen.“ Er machte sich sogleich ans Werk und suchte vor allem die Natur so genau wie möglich nachzuahmen, d. h., die Prozesse, durch welche die Milch im Organismus der Kuh entsteht, auf künstliche Weise hervorzurufen. Er verfuhr dabei wie folgt. Aus frisch geschlachteten Tieren (anfangs nahm man dazu Kühe, dann auch Ochsen, weshalb die Margarine eine Zeit lang den Namen Ochsenbutter führte) wurde der Talg ausgeschält. Das Bindegewebe ward mittelst zweier Cylinder, die mit konischen Zähnen versehen waren, zerrissen und der Talg alsdann in einen tiefen Behälter, der mittelst Dampfes erwärmt wurde, geschüttet. Dem Talg wurden auf 1000 Teile 300 Teile Wasser, ein Teil kohlensaures Kali und ein paar Hammel- oder Schweinemagen zugesetzt. Diese ganze Masse ward auf 45° Celsius, d. h. auf eine Temperatur, die um einige Grad höher ist, als die Temperatur des menschlichen Körpers, gebracht und dabei leicht umgerührt. Die Masse erkaltete, wurde in Leinwand eingeschlagen und unter eine hydraulische Presse gebracht. Bei einer Temperatur von 25 bis 28° Celsius floß dann aus der Masse eine Flüssigkeit ab, die beim Erkalten als ein grobkörniges Fett von gelblicher Farbe erschien. Es war das Oleo-Margarin. Die feste weiße Substanz, die in dem Leinwandbeutel zurückblieb, war das Stearin, aus dem die Kerzen verfertigt werden.

Das Oleo-Margarin ist aber noch keine Margarine, sondern erst das Rohmaterial derselben. Indem Mège-

Mouriès diese Substanz zur Hälfte mit Kuhmilch und Wasser versetzte, in welchem eine Zeit lang Kuheuter eingeweicht gewesen war, erhielt er ein neues Produkt, das, mit Mohrrübensaft gefärbt, durchaus das Ansehen natürlicher Kuhbutter annahm. Dieses Kunsterzeugnis war die Margarine Mège-Mouriès oder die „Butter der Armen". Wie man sieht, sind in diesem Produkt durchaus keine schädlichen Bestandteile enthalten. Es besteht einfach aus Rindstalg, der von Stearin gereinigt und durch die Vermischung mit Pepsin verdaulicher gemacht worden ist. Wenn die Sache dabei ihr Bewenden hätte, würde es keine Margarinefrage geben, und die Menschheit, auf deren Wohl der ehrenwerte Chemiker bedacht war, hätte keinen Grund, ihm wegen des Bärendienstes, den er ihr geleistet hat, zu zürnen.

Mège-Mouriès selbst hatte niemals die Absicht, seine Butter für Naturbutter auszugeben. Er war vielmehr von Anfang an bemüht, sie unter ihrem wirklichen Namen als Volksnahrungsmittel in die weitesten Kreise einzuführen. Er gründete zu diesem Zweck 1869 in Poissy ein Etablissement und verkaufte seine Margarine auf dem Pariser Markte zum Preise von 252 bis 300 Francs für den Doppelzentner unter dem ausdrücklichen Namen „Kunstbutter". Diese Kunstbutter ward ausschließlich von Pariser Restaurateurs, die das neue Produkt zu Ragouts und stark gewürzten Speisen verwendeten, sowie von ökonomischen Hausfrauen aus dem Bürgerstande benutzt. Sein Hauptziel, die neue Butter zum Volksnahrungsmittel im weitesten Sinne

des Wortes zu machen, hatte Mège-Mouriès somit nicht erreicht. Gleichwohl nahm er bald nach dem deutsch-französischen Kriege ein Patent auf seine Erfindung und eröffnete in der Rue Pont-Neuf ein Geschäft, das den Kleinhandel mit Margarine in Gang bringen sollte. Aber auch hier war ihm das Glück wenig günstig, er setzte seine letzten Mittel zu und war gezwungen, das Geschäft samt dem Patent an eine anonyme Gesellschaft zu veräußern. Die Geschäftsleute, die nun an seine Stelle traten, hatten sogleich erkannt, welchen Profit sie bei der Sache herausschlagen konnten, sofern sie dieselbe nur von ihrem philanthropischen Beigeschmack befreiten. Diese „Befreiung“ haben sie denn auch gründlich besorgt.

Vor allem wurde die Methode der Zubereitung verändert. Nach dem System Mège-Mouriès erhielt man durch Auspressung des Rindertalgs etwa 30—40% Oleo-Margarin. Die neuen Unternehmer erhöhten den Druck und erhielten nun 60—62%. Dieser Überschuß wurde allerdings auf Kosten des Stearins erzielt, das nun in harten Stückchen auf den Tellern, an den Messern und an den Lippen festklebte, aber die Fabrikanten ließen sich dadurch keineswegs beirren. Um das Vorhandensein des Stearins zu verheimlichen, begannen sie, das Oleo-Margarin mit allen möglichen tierischen und vegetabilischen Ölen zu vermischen. Die Schweine- und Hammelmagen und die Kuheuter, welche die Verdaulichkeit befördert und die Produktion wesentlich verlangsamt hatten, wurden ohne weitere Umstände

beiseite gelassen. Man vermischte das Oleo-Margarin ohne weiteres mit Milch und Fetten.

Anfangs wurde ein Fett benutzt, das man durch Pressen aus Schweineliesen gewann. Aber dasselbe verriet sich durch seinen Geruch, und so nahmen die Fabrikanten ihre Zuflucht zum Erdnußöl. Dieses Öl besitzt eine weiße Farbe und ist völlig geruch- und geschmacklos. Seine Beimengung verhindert das Hartwerden des Stearins und bewirkt, daß die neue „Margarine" bei derselben oder noch etwas höherer Temperatur schmilzt, wie die Kuhbutter.

Bald aber fand man, daß auch das Erdnußöl noch zu kostbar war; man nahm nun statt seiner andere Pflanzenöle, Palmöl, Baumwollsamenöl u. s. w. An Stelle des Rindstalgs benutzte man Hammeltalg und später auch Schweinefett, das auf besondere Weise zubereitet wurde. Endlich lernten die Hexenmeister dieser neuen Kunst ihre Ware überhaupt ohne tierische Fette herstellen, indem sie einfach billige Schmieröle nahmen und dieselben in einen härteren Zustand überführten.

Nach dem Grundsatz, daß der Prophet in seinem Vaterlande nichts gilt, verlegte die anonyme Margarine-Gesellschaft das Feld ihrer Thätigkeit ins Ausland, nach Holland, Belgien, England, Rußland, Nordamerika u. s. w. Jede Scham ward nun beiseite gelassen. Das widerwärtige Gemisch, welches mit der ursprünglichen Margarine Mège-Mouriès' nicht das Geringste zu schaffen hatte, ward mit der größten

Frechheit als natürliche Kuhbutter verkauft. Das Geschäft ging glänzend; allein in dem kleinen Holland betrug die Einfuhr von Oleo-Margarin während des einzigen Jahres 1886 nicht weniger als 37 Millionen Kilo, und die Margarine-Ausfuhr belief sich auf 43, ja im folgenden Jahre sogar auf 60 Millionen Kilo.

Vom Auslande kehrte die Margarine wieder in ihre Heimat zurück. In ganz kurzer Zeit stieg ihre Produktion in Frankreich auf 40 Millionen Kilo jährlich und nahm geradezu den Charakter einer Volkskalamität an. Die Margarine hat auf die wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes einen verderblicheren Einfluß geübt, als die Reblaus. Ich übertreibe durchaus nicht. Die Milchproduktion stand von jeher in Frankreich ungefähr auf gleicher Stufe mit der Getreideproduktion. Der Wert der ersteren betrug etwa 1596 Millionen, der Wert der letzteren 1855 Millionen Francs. Die Weinproduktion bringt in ganz Frankreich, mit Einschluß von Algier, etwa 881 bis 989 Millionen Francs. An der Milchproduktion ist buchstäblich das halbe Frankreich interessiert, und dieser wichtige Produktionszweig hat durch die Margarine den Todesstoß empfangen. Man kann ohne Übertreibung behaupten, daß jeder Franc, den der Margarinehändler verdient, nicht nur dem betrogenen Konsumenten aus der Tasche gestohlen ist, sondern außerdem auch wenigstens 10 Francs Schaden für die Landwirtschaft überhaupt bedeutet. Das Rohmaterial, das zur Fabrikation der Margarine dient (amerikanisches Schweineschmalz und

allerhand billige Baumöle), wird im Auslande gekauft; dieses Kapital ist also für das Land vollständig verloren. Aber selbst wenn dasselbe in Frankreich bliebe, würde die Schädlichkeit der Margarine immer noch in voller Kraft bleiben. 40 Millionen Kilo Margarine verdrängen ebenso viel Kuhbutter aus dem Handel und drücken den Preis derselben so tief herunter, daß die Milchproduktion einfach unrentabel wird. Eine Folge davon ist die Verringerung des Viehstandes sowie der Schweinezucht, die sich als ein Nebenzweig des Molkereibetriebes darstellt. Man erhält weniger Dünger und infolge dessen sinkt die Ergiebigkeit des Bodens. Daß das nicht nur theoretische Erwägungen, sondern einfach vollendete Thatsachen sind, werde ich weiter unten nachweisen. Hier möge auf Grund von offiziellen Dokumenten nur so viel angeführt sein, daß seit den 7 oder 8 Jahren, innerhalb welcher die Margarine in großem Maßstabe auf den französischen Markt gebracht wurde, der Ertrag des Weidelandes von 313 auf 250 Francs, der Verkaufswert eines Acre Landes von 4500 auf 3000 Francs und sein Pachtwert von 150 auf 120 Francs herabgegangen ist. Die Milchproduzenten schweben in heller Angst angesichts dieses beständig wachsenden Notstandes. Nicht weniger als 41029 Petitionen von Landwirten, Molkereiinhabern, Butterhändlern, landwirtschaftlichen Gesellschaften u. s. w. sind im Laufe der Jahre bei der Deputiertenkammer eingegangen. Sie alle flehen um ernsthafte gesetzliche Maßnahmen gegen die schamlosen Fälscher. Allein

unter der Petition der Pariser Naturbutterhändler befinden sich 1169 Unterschriften.

Die Kammer hat den Beschwerden der Bevölkerung zum Teil Rechnung getragen. Vor mir liegen zwei Berichte, die im Jahre 1892 durch eine Spezialkommission der Kammer erstattet wurden, und in denen neue Repressivmaßregeln gegen die Margarinefabrikation befürwortet wurden. Diese Berichte sind so lehrreich und interessant, daß ich ihren Inhalt hier resumieren will.

Die gesamte, oder nahezu die gesamte Margarine, die in Frankreich produziert wird, kommt unter der Bezeichnung „Butter“ und zu Butterpreisen auf den Markt. Ein großer Teil derselben geht nach der Bretagne und der Normandie, wo noch vor kurzem die beste Butter der Welt erzeugt wurde. Es gingen aus diesen Provinzen fast für 120 Millionen Francs Butter nach dem Auslande, namentlich nach England. Dieser einträgliche Handel sinkt gegenwärtig mit erschreckender Schnelligkeit. Im Jahre 1890 ist die Ausfuhr frischer (ungesalzener) Butter von 20 Millionen auf 15 herabgegangen, und die Ausfuhr gesalzener Butter (im Jahre 1887) von 98 auf 62 Millionen. Der Ruf der französischen Butter, der durch die Beimengung von Margarine verdorben wurde, ist so tief gesunken, daß in England verschiedene Händler gezwungen sind, in ihren Läden ausdrücklich durch Anschläge bekannt zu machen, daß sie „keine normannische Butter verkaufen“.

„Wir können Beweise dafür beibringen,“ schreibt

die Londoner Firma Lovel & Christmas an die parlamentarische Kommission, „daß die Beimischung der Margarine zu der normannischen Butter und die Einführung dieses Gemengsels unter dem Namen reiner Butter der Produktion der Naturbutter einen empfindlichen Schlag versetzt hat. Die Preise sind ununterbrochen gesunken und stehen gegenwärtig niedriger, als jemals während des letzten Jahrzehnts. Wenn Herr Pelgreen (der französische Hauptproduzent von Margarine) behauptet, daß seit dem Erscheinen der Margarine die Butterpreise in die Höhe gegangen seien, dann lügt er einfach; wir können das durch unsere Geschäftsbücher nachweisen, die wir der französischen Kommission vorzulegen bereit sind.“

Die französische Gesetzgebung hat sich bereits vor dem Jahre 1887 mit der Margarinefälschung beschäftigt. Sie rief jedoch durch ihre Einmischung bei den Margarinefabrikanten einen solchen „Sturm der Entrüstung“ hervor, daß sie eingeschüchtert wurde und vor energischen Maßregeln zurückschreckte. Die Fälscher schrieben, daß eine Unterdrückung ihres Gewerbszweiges den heiligen Prinzipien der Demokratie, der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit widerspreche. Sie, diese bescheidenen, arbeitsamen Geschäftsleute, arbeiteten nur zum Heil und Nutzen des armen Volkes, indem sie selbst der ärmsten Hausfrau die Möglichkeit gewährten, Butter an die Speisen zu thun. Als man die Herren an die Wand drückte und auf den Schaden hinwies, den sie der Landwirtschaft durch eine solche künst-

liche Herabdrückung der Preise zufügten, behaupteten sie mit der Keckheit aller Betrüger das gerade Gegenteil: die Preise seien nicht nur nicht herabgegangen, sondern vielmehr ganz wesentlich gestiegen. Im übrigen würde, wenn man die Beimischung auch nur geringer Quantitäten Margarine zur Naturbutter verbieten wollte, ein wichtiger Gewerbszweig geradezu unterdrückt werden, der dem Lande jährlich wenigstens 36 Millionen Francs zufließen lasse und Zehntausende von Arbeitern ernähre.

In Wirklichkeit stellte sich heraus, daß die französische Landwirtschaft von seiten der Margarine-Produzenten eine winzige Kleinigkeit — nicht mehr als 1 122 000 Francs — erhält, während sie, wie wir gesehen haben, viele Millionen durch dieselbe verliert. Die Zahl der Arbeiter, die in den Margarinefabriken beschäftigt werden, beträgt gleichfalls kaum 7000. Das Hauptargument der Margarineleute aber erinnert lebhaft an die Beweisführung Shylocks: sie bestehen auf ihrem gesetzlichen Recht; man hat ihnen erlaubt, ihre Fabriken zu eröffnen, sie bezahlen die staatlichen Steuern, folglich hat niemand die Befugnis, sie zu ruinieren. Ihr „Ruin" würde darauf hinauslaufen, daß man sie hindert, an einer Sache, die einen Franc kostet, drei Francs zu verdienen.

Gleichwohl machten die Einwände der Herren Fälscher in den Verhandlungen des Jahres 1887 auf die Kammer einen tiefen Eindruck. Das Gesetz, welches das Resultat dieser Verhandlungen bildete, erschien in

Wirklichkeit als ein Pferd ohne Kopf und Schwanz Es ward nämlich den Margarinehändlern nur verboten, ihre Produkte als „Butter“ zu verkaufen. Die Kaufleute mußten die Ware mit Aufschriften versehen, welche besagten, daß dieselbe keine Kuhbutter sei. Ferner ward verboten, daß eine Mischung von Margarine und Butter als Buttre verkauft würde. Bei alledem aber wurde übersehen, daß es keine wissenschaftliche, und noch viel weniger eine einfach praktische Methode giebt, um reine Butter von gefälschter zu unterscheiden, sofern in der letzteren nicht mehr als 10 % Margarine enthalten sind. Diesen Prozentsatz vermag nicht einmal das chemische Laboratorium der Stadt Paris mit Sicherheit in der Butter nachzuweisen, so daß eine solche Mischung als gute Butter bezeichnet werden muß.

Nun können aber selbst ganz geringe Mengen von Margarine einen verderblichen Einfluß auf die Gesundheit ausüben. Ich erwähnte bereits, daß die ursprüngliche Margarine des Erfinders Mège-Mouriès überhaupt nicht mehr in den Handel kommt. Unsere heutige Margarine wird fast ausschließlich aus Schweinefett fabriziert, das aus Nordamerika bezogen wird. Dieses Fett aber wird zum Teil aus kranken, ja selbst aus krepierten oder trichinösen Tieren gewonnen. „Leider muß man bekennen,“ sagt Herr Guillemin in seinem Bericht, „daß die Temperatur, bei welcher das rohe Fett behandelt wird, nicht allzu hoch sein darf, wenn das Schmalz nicht einen üblen Geruch und Geschmack annehmen soll. Diese Temperatur beträgt kaum

mehr als 45, höchstens 50 Grad Celsius, während durch die Untersuchungen Dr. Duclots festgestellt ist, daß die Mikroben bei einer Temperatur, die niedriger als 80—120 Grad ist, nicht absterben." „Die Erfahrung hat bewiesen," schreibt Herr Girard, der Direktor des Pariser chemischen Laboratoriums, „daß die Temperatur, der das Fett bei der Fabrikation der Margarine ausgesetzt wird, ungenügend ist, um die Keime verschiedener Krankheiten, wie der sibirischen Beulenpest, der Tollwut, der Schweinepest zu vernichten." Dr. Piper in Chikago hat bei der Untersuchung von Margarineproben sogar Bandwurmeier gefunden. Professor Teylor hat Muskelfibern gefunden, in denen Trichinen eingeschlossen waren. Die Senatskommission zu New-York hat öffentlich bekannt gemacht, daß zur Fabrikation der Margarine übelriechendes und in Verwesung übergegangenes Fett verwendet wird, dessen Geruch mit Hilfe von Stickstoff- oder Schwefelsäure beseitigt wird. Man fand ferner in der Margarine Talcum, kohlensaures Blei und andere giftige Salze, ungereinigtes Kerosin, Vaselin u. s. w. Gefärbt wird dieselbe mit einer gelben Farbe, die aus Steinkohlenteer bereitet wird. In Chikago herrschte vor einigen Jahren eine Epidemie, die man als „kalte Cholera" bezeichnete, und die durch den Gebrauch eines minderwertigen Margarinefabrikats hervorgerufen worden war. Nach dem Zeugnis eines früheren Margarinemaklers, der seine Aussagen vor der Parlamentskommission abgab, werden in den französischen Margarine-

fabriken häufig Fette verwendet, die einfach, nach seinem Ausdruck, „von Fleischwürmern wimmeln“.

Das Gesetz von 1887 ist denn auch ein toter Buchstabe geblieben. Die Margarineproduzenten versehen ihre Ware vorschriftsmäßig mit der Aufschrift „Margarine“, aber schon das äußere Aussehen derselben läßt darauf schließen, daß es in ihrer Absicht liegt, dieselbe als Kuhbutter zu verkaufen. Sie wird genau in dieselben Formen gepreßt, wie die Naturbutter, wird ganz ebenso wie diese in reines Linnen eingeschlagen und in eben solchen Körben verpackt.

„Der Fälscher braucht nicht einmal Kuhbutter zur Margarine hinzuzufügen,“ sagt Guillemin, „denn der Fabrikant hat das alles statt seiner besorgt; ihm bleibt nichts weiter zu thun, als den Zettel von der Verpackung abzunehmen und ihn gegen einen andern mit der Aufschrift „garantiert reine Butter“ zu vertauschen. Diesen Umtausch besorgt er denn auch gewissenhaft.“

Der parlamentarische Berichterstatter führt auch die Aussagen der Faktoren des Pariser Centralmarktes darüber an, wie der Handel mit dem gefälschten Produkt in Paris betrieben wird. Der Fälscher empfängt den Margarinefabrikanten oder seine Ware niemals in seinem eigenen Geschäft, er fürchtet sowohl die Polizei, als auch seine Kunden, die in der Nachbarschaft wohnen. Als ehrbarer Kaufmann begiebt er sich auf den Markt, wo ihn an den vier Markttagen der Woche die Margarineagenten erwarten. Sie schleichen zwischen den

Käufern hin und her und fragen: „Wie viel Musik?“ was in ihrer Diebessprache so viel bedeutet als: „Wie viel Kilogramm Margarine?“ Ihre Wagen, wahre Magazine auf Rädern, halten nicht weit vom Marktplatz an der Rue Berger; sie sehen äußerlich ganz so aus wie alle übrigen Wagen und zahlen wie diese das übliche Standgeld. Sobald die Bestellung erfolgt ist, trägt ein Arbeiter die Buttergefäße aus einem Wagen in den andern, und der Käufer, der die Ware in einer der nahen Schenken bezahlt hat, kehrt mit ruhigem Gewissen heim, als der „biedere Geschäftsmann“, der sich auf dem Markte mit „frischer Kuhbutter“ versehen hat.

Dieselbe Heimlichkeit macht sich auch in der Nachbarschaft der Margarineniederlagen bemerkbar. Eine solche Niederlage befindet sich in nächster Nähe des Centralmarktes, unter der Firma: „Holländische Käsehandlung“. Sie setzt alltäglich ungeheure Mengen ihres widerwärtigen Fabrikates um. Der Butterkonsum der Stadt Paris beläuft sich alljährlich auf 12212980 Kilo; davon sind wenigstens 9 Millionen gefälscht.

Kürzlich machte der Polizeipräfekt dem Centralmarkte einen Besuch, um sich über ein Umbauprojekt zu informieren. Ganz unerwartet betrat er die untere Etage, in der man ihn nicht erwartete, und befand sich plötzlich in einem großen Raum, in dem die Butterfälschung in großem Maßstabe betrieben wurde. Er konnte sich hier persönlich davon überzeugen, daß unter dem Vorwande, die Naturbutter „weicher“ zu

machen, ihr mehr als 50% Margarine beigemischt wurden. Diese Operation findet hier Tag für Tag statt, dicht unter der Nase der Sanitätsinspektoren, die gegenüber diesem Schwindel vollständig machtlos sind. Das Gesetz vom Jahre 1887 verbietet nämlich nicht die Vermischung des natürlichen Produktes mit der Margarine, sondern setzt nur auf den Verkauf dieses Gemisches als „reine Butter“ eine Strafe.

Wie leicht ist es, dieses Gesetz zu umgehen! Die Geschäftsleute sind unerschöpflich in immer neuen Einfällen. Die einen versehen ihre Margarine mit der Aufschrift, die das Gesetz verlangt; aber das Wort „Margarine“ ist mit ganz kleinen Buchstaben geschrieben, während darüber das Wort „schwach gesalzen“ in fetten Lettern prangt. Das Publikum meint, es handle sich um schwach gesalzene Butter, und kauft um so eher, als neben der Margarine ein Stück Naturbutter liegt, von dem der Käufer kosten kann. Andere, die nur Margarine in ihrem Laden haben, stecken den Zettel mit der Aufschrift „Margarine“ nur in ein Stück, während sie die übrige Ware als Butter verkaufen. Der Sanitätsinspektor sieht, daß der Zettel da ist, und giebt sich damit zufrieden. Ein dritter hält zum Schein mehr oder weniger reine Butter feil; sobald jedoch ein Käufer kommt, giebt er ihm reine Margarine, die er bis dahin in einem dunklen Winkel versteckt gehalten hatte. Ein vierter verkauft Margarine mit Hilfe von Bäuerinnen, welche dem Käufer versichern, daß sie die Butter direkt vom Dorfe bringen.

Es ist nicht zu verwundern, daß der Handel mit gefälschter Butter einen solchen Umfang angenommen hat: er wirft in der That einen ganz bedeutenden Gewinn ab.

„Ich weiß,“ rühmte sich ein Händler, „daß die Wissenschaft die Anwesenheit von Margarine erst bei einer 10prozentigen Beimischung nachzuweisen vermag. Ich mische daher meine Butter mit 8 % und bin vollkommen ruhig.“

Schon dieses „ehrliche Verfahren“ wirft ihm auf 100 kg einen Gewinn von 12 Francs ab. — „Was soll man erst von der Beimischung von 30 bis 40, ja selbst von 60 % Schweinefett sagen!“ ruft der parlamentarische Berichterstatter aus. „Was soll man von den Mixturen sagen, in denen sich Lactein, Vegetalin und andere ähnliche Mixturen befinden, die nur neunzig Centimes das Kilo kosten? Die Verwendung dieser Substanzen bei der Margarinebereitung giebt einen Reingewinn von mehr als 2 Francs 10 Centimes auf das Kilo.

Glücklicherweise wird dieses Reich der Fälschung bald sein Ende erreichen. Das seitens der Parlamentskommission ausgearbeitete Gesetz hat sich mit allen oben angeführten Betrügereien beschäftigt und sie unter strenge Strafe gestellt. Bevor ich mich jedoch mit seinem Inhalt und der Aufnahme beschäftige, die es bei den verschiedenen Margarineinteressenten gefunden hat, will ich erwähnen, was in andern Ländern, namentlich in Schweden und Dänemark, in dieser Frage geschehen ist. Da die gesetzliche Regelung der Margarinefrage bei

uns in Rußland noch nicht angeschnitten ist, so dürften die Daten, die in dem Bericht des französischen Deputierten enthalten sind, doppelt lehrreich erscheinen.

Die Margarinefrage ist, wie wir gesehen haben, weit komplizierter, als es im ersten Augenblick scheinen könnte. Es handelt sich dabei nicht nur um die Fälschung eines wichtigen Nahrungsmittels, die ohne Zweifel höchst gesundheitsgefährlich ist und eine exemplarische Bestrafung verdient. Das ist schließlich nur die polizeiliche Seite der Sache, wie es denn Aufgabe der Polizei ist, das Publikum vor schädlichen und giftigen Surrogaten der Nahrungsmittel zu bewahren. Weit wichtiger ist es, zu wissen, daß, „wenn selbst die Margarine nicht auf so betrügerische Weise, wie ich eben beschrieben, zubereitet würde, wenn sie wirklich nach der ersten Methode ihres Erfinders Mège-Mouriès dargestellt würde, auch in diesem letzteren Falle die Margarineproduktion für das wirtschaftliche Leben eines Volkes höchst verderblich sein müßte. Die Margarine hat einmal nur den einen Daseinsgrund, als minderwertiges Produkt von Betrügern an Stelle der Kuhbutter gesetzt zu werden, und in dieser Rolle übt sie, wie wir gesehen haben, auf die wirtschaftlichen Verhältnisse geradezu eine vernichtende Wirkung aus. Jede Gesetzgebung, die sich gegen die Margarine richtet, muß somit die unbedingte Schädlichkeit dieses Produktes grundsätzlich festhalten und vor allem darauf hinwirken, daß den Fälschern die Möglichkeit genommen werde, Margarine als „Butter“ zu verkaufen.

Das kleine Dänemark hat eher, als alle andern Länder diese Auffassung vertreten und bereits im Jahre 1885 wahrhaft drakonische Bestimmungen gegen den Margarineschwindel erlassen. Wer eine Margarinefabrik zu errichten gedenkt, der hat seine Absicht dem Chef der Polizei kund zu thun. Dieser erläßt eine diesbezügliche Bekanntmachung in der „Carlingshe Tidende" und den gelesensten Provinzblättern. Der Margarinefabrikant hat seine Bücher nach ganz bestimmten Grundsätzen zu führen, sie jederzeit zur Einsicht der Polizei bereit zu halten und ihr über die Menge der fabrizierten und verkauften Margarine Bericht zu erstatten. Die Fässer für den Engroshandel und die Gefäße für den Kleinhandel müssen eine ganz bestimmte Form haben, die sich von den Gefäßen, in denen Naturbutter zum Verkauf kommt, auf den ersten Blick unterscheidet. Die Margarine muß in ovalen und das Oleo-Margarin in abgestumpft-ovalen Gefäßen enthalten sein. Diese Gefäße müssen in großen Buchstaben die Aufschrift „Margarine" sowie den Namen des Fabrikanten und das Gewicht der Margarine aufweisen. Den Butterhändlern ist es verboten, Margarine zu fabrizieren oder in ihrem Geschäft zum Verkauf zu bringen. Alle Margarinehandlungen müssen, ob sie im Großen oder im Kleinen handeln, die Aufschrift: „Hier wird Margarine verkauft" führen. Der Verkauf des Kunstprodukts auf den Märkten und Plätzen oder in den Häfen ist überhaupt verboten. Ferner ist verboten, der Margarine mehr als 50% Butter beizumischen,

selbst wenn das Gemisch für die Ausfuhr bestimmt ist. Auch das Papier, in das die Margarine beim Verkauf eingeschlagen wird, muß die Aufschrift „Margarine“ tragen und den Prozentsatz der darin enthaltenen Naturbutter wie den Namen des Fabrikanten und des Verkäufers angeben. Wenn die Mischung weniger Butter enthält, als die Aufschrift angiebt, wird der Verkäufer wegen Betrugs gerichtlich verfolgt. Die Margarine darf gelb gefärbt werden, doch muß dies in der Art geschehen, daß der Unterschied zwischen ihr und natürlicher Butter sogleich in die Augen fällt. Der Minister des Innern hat das Recht, die Einfuhr von Margarine in die Hauptstadt zu verbieten. Drei staatliche Kontrolleure in Kopenhagen und zwei in der Provinz haben die Pflicht, die Befolgung dieses Gesetzes aufs strengste zu überwachen. Sie haben das Recht, die Margarinefabriken, die Milchgeschäfte und die Magazine, in denen Naturbutter bereitet wird, zu jeder Zeit zu betreten, Warenproben nach ihrem Ermessen zu entnehmen und sie dem staatlichen Laboratorium zur Untersuchung zu übergeben. Zuwiderhandelnde werden mit Gefängnis oder mit Geldbuße von 200—2000 Kronen bestraft. Die Ware wird konfisziert, das Urteil auf Kosten der Schuldigen in den Zeitungen veröffentlicht. Wer zum dritten Mal bei einer Übertretung dieses Gesetzes ertappt wird, muß, wenn ihm selbst die sträfliche Absicht nicht nachgewiesen werden kann, abgesehen von der Geldbuße, auch noch ins Gefängnis wandern.

Schweden hat im Jahre 1889 ein ähnliches, nur noch strengeres Gesetz eingeführt. So befindet sich dort in jeder Margarinefabrik ein Inspektor, der zwar durch die Regierung ernannt wird, jedoch sein Gehalt von dem Fabrikanten erhält. Er hat darauf zu sehen, daß bei der Fabrikation keine schädlichen Substanzen u.s.w. zur Verwendung kommen. Die Regierung hat das Recht, die Fabrik nach ihrem Ermessen jeden Augenblick zu schließen. Die Geldbuße, die im Übertretungsfalle zu zahlen ist, zerfällt in drei Teile, von denen der eine in die Staatskasse wandert, während der Staatsanwalt die beiden andern erhält. Wird die Kontravention infolge einer Anzeige entdeckt, so erhält der Denunziant die Hälfte vom Anteil des Staatsanwalts.

Die praktischen Amerikaner haben ein anderes System angenommen. Sie haben die Fabrikation, den Engroshandel und den Detailverkauf der Margarine mit hohen Steuern belastet. Die Fabrik zahlt 600, das Engrosgeschäft 480 und das Detailgeschäft 48 Dollars jährlicher Steuer. Die Umgehung dieses Gesetzes wird mit Geldbußen von 50 bis 5000 Dollars geahndet. Das importierte Oleo-Margarin hat außer dem Einfuhrzoll noch einen Zuschlag von 75 Centimes zu zahlen. Die Übertretung dieser Vorschrift wird mit einer Geldbuße von 500 bis 5000 Dollars und mit Gefängnis von 6 Monaten bis zu 2 Jahren bestraft. Ein Fabrikant, dem nachgewiesen wird, daß er den Behörden die wirkliche Höhe seiner Produktion von Oleo-Margarine verheimlicht hat, um sich dadurch der Entrichtung der

Steuern zu entziehen, wird mit noch größerer Strenge bestraft: man konfisziert seine Fabrik und alle Maschinen und Waren, die in seinen Niederlagen gefunden werden, legt ihm eine Geldbuße von 5000 Dollars auf und sperrt ihn überdies auf 6 Monate bis 3 Jahre ins Gefängnis. In 9 nordamerikanischen Staaten endlich ist die Margarinefabrikation überhaupt verboten.

Die französische Kommission hat bei Ausarbeitung ihres Gesetzentwurfs hauptsächlich das Beispiel Schwedens und Norwegens vor Augen gehabt. Ihre Arbeit zerfällt in 4 Teile. Sie hat erstens über Maßregeln nachzudenken, die es verhindern, daß der Margarine fernerhin die Bezeichnung „Butter" gegeben werde; sie hat zweitens das Gelbfärben des Produkts zu verhindern; drittens die heimliche Fälschung zu hintertreiben, und endlich viertens die Überwachung der Margarinefabrikation selbst zu regeln. Die Einfuhr oder der Verkauf gefälschter Butter, ja selbst der Verkauf von Margarine in einem Geschäft, in dem auch Kuhbutter feilgehalten wird, soll mit Gefängnis von sechs Monaten bis zu zwei Jahren und mit Geldbuße von 500 bis 5000 Francs bestraft werden. Rückfällige Übertretungen, die innerhalb eines Jahres nach der ersten Bestrafung begangen werden, sollen mit der doppelten Gefängnisstrafe und Geldbuße geahndet werden. Die gerichtlichen Urteile sind auf Kosten des Schuldigen wenigstens in drei Zeitungen des betreffenden Ortes zu veröffentlichen und werden außerdem während eines Monats an denjenigen Orten und Marktplätzen

zum Aushang gebracht, an denen die Fälschung begangen wurde, und zwar sowohl am Hause oder am Geschäftslokal des Verurteilten, als auch am Amtslokal des Maire. Die Geschäfte, die mit Margarine handeln, müssen die Aufschrift „Margarine“, „Oleo-Margarine“ oder „Speisefett“ führen, und die Buchstaben, in denen diese Aufschriften ausgeführt sind, müssen wenigstens 30 Centimeter hoch sein. Auch das Umschlagpapier in den Detailverkaufsstellen muß in großen Buchstaben die Bezeichnung „Margarine“ führen, sowie den Namen und die Adresse des Händlers und die Marke des Fabrikanten angeben. Endlich wird den Kaufleuten, die mit Naturbutter handeln, der Handel mit Margarine verboten, und umgekehrt. Außerdem steht es der Verwaltung frei, im Einvernehmen mit der Sanitätspolizei alle vom hygienischen Standpunkte aus sonst noch erforderlichen Maßregeln zur Verfolgung der Butterfälscher anzuordnen.



Ein Wohlthäter der Menschheit.

An einem Herbstmorgen des Jahres 1889 kam ich an der Kirche St. Sulpice vorüber, in der seinerzeit Heine mit seiner Mathilde den Bund fürs Leben schloß. Diesmal bot sie ein merkwürdiges Schauspiel dar: die Vorhalle, die Stufen der monumentalen Frei-

treppe, der ganze Platz vor der Kirche war mit Menschen angefüllt, die zumeist der sogenannten guten Gesellschaft angehörten. Männer von Ruf aus allen Gebieten der Wissenschaft und Kunst waren darunter, und sie alle konnten in die überfüllte Kirche nicht hinein. Der Wagenverkehr stockte. Die hohen Omnibusse konnten sich nicht von der Stelle rühren und versperrten die Zugänge der Straßen. Rings um die Omnibusse, bis auf ihre Verdecke hinauf, wogte eine dichtgedrängte Menschenmenge, und die Polizisten mußten ganz ungewöhnliche Anstrengungen machen, um dem Gedränge entgegenzuwirken.

Die schwarze Drapierung des Portals mit den silbernen Borten ließ ebenso wie die zahlreichen Trauerkutschen darauf schließen, daß es sich um ein Leichenbegängnis handelte. Das Innere des gewaltigen Kirchenschiffes war mit schwarzem Tuch ausgeschlagen, von dem zahlreiche silberne „Thränen" blitzten, während die Flammen der Wachskerzen wie tausend goldene Punkte erschimmerten und die lyrischen Akkorde der Orgel durch den Kirchenraum erklangen. Alles das machte einen äußerst feierlichen Eindruck, der durch die Kommandorufe eines Offiziers, durch Trompetenstöße und Waffengeklirr noch erhöht wurde. Mitten in der Kirche stand unter einem Katafalk der Sarg, der unter den zahlreichen mächtigen Kränzen fast verschwand und von Lampen umgeben wurde, die einen grünlichen Schimmer über ihn ausgossen. Diesen Schimmer strahlten auch der Degen des Offiziers und die Bajonette der

Grenadiere wieder. Überhaupt gab es da recht viele Soldaten.

Und doch war der Verstorbene selbst kein Soldat gewesen, und auch sein Äußeres hatte durchaus keinen kriegerischen Eindruck gemacht. Ich hatte ihn nur ein einziges Mal gesehen, und zwar in Versailles, bei Gelegenheit der Säkularfeier im Jahre 1889. Auf der Tribüne der geladenen Gäste, auf der auch ich mich befand, erregte ein kleiner, von der Last der Jahre gebeugter Greis meine Aufmerksamkeit. Sein Gesicht war glatt rasiert, unter seinen Augen lagen dicke, sackige Falten, und die auffallend rote Unterlippe stand weit ab vom Munde. In einem warmen Paletot, den Cylinder auf dem Kopfe, saß er da und beantwortete die zahlreichen ehrerbietigen Grüße aus dem Publikum mit einem gutmütigen Lächeln. Der alte Herr erregte offenbar das allgemeine Interesse. Viele der Anwesenden erhoben sich von ihren Plätzen oder kletterten sogar auf die Bänke, um ihn besser zu sehen.

„Wer ist der Herr?“ fragte ich meinen Nachbar.

„Das ist der Doktor Ricord,“ lautete die Antwort.

Da erst begriff ich, weshalb dieser Greis mit dem erloschenen Blick diese allgemeine, mit Hochachtung gemischte Neugier erregte. Vor langen Jahren, als ich noch Student der medizinisch-chirurgischen Akademie war, hatten ich und meine Studiengenossen den Namen dieses Gelehrten nur mit ehrfurchtsvoller Andacht ausgesprochen. Die Entdeckungen Ricords auf dem Gebiete der Medizin waren von großem und bleibendem Inter-

esse gewesen. Aber nicht das allein war es, was jene Zauberwirkung auf uns ausübte. Er nahm vielmehr durch seine wahrhaft seltene und edle Selbstverleugnung im Dienste der Wissenschaft unsere Phantasie gefangen. Indem er sich mit der Erforschung einer der geheimnisvollsten und furchtbarsten Krankheiten beschäftigte, welche jemals die Menschheit heimgesucht haben, machte er die notwendigen Experimente nicht, wie es sonst geschieht, an seinen Patienten, sondern vielmehr an seinem eigenen Leibe. Er impfte sich selbst diese Krankheit ein und studierte an seinem Körper ihre Symptome und die Wirkungsweise der verschiedenen Arzneimittel, wobei er nicht nur seine Gesundheit, sondern geradezu sein Leben aufs Spiel setzte. Auf diese Weise erreichte Ricord, daß er über eine Krankheit, die früher die verheerendste Wirkung auf die Bevölkerung ausgeübt hatte, helles Licht verbreitete. Wenn die Menschheit gegenwärtig die Möglichkeit besitzt, diese furchtbare Krankheit zu heilen, so verdankt sie dies fast ausschließlich den selbstlosen Untersuchungen Ricords.

Daher die Popularität dieses Mannes, die weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinausreicht. Von allen Enden der Welt strömten ihm die Kranken zu. Beruhigt, getröstet und zum großen Teil geheilt verließen sie ihn, um ihm für alle Zeiten ihre Dankbarkeit zu bewahren. Jeder Kranke wollte unbedingt das Porträt des berühmten Arztes mit seiner eigenhändigen Unterschrift besitzen. Ricord erfüllte in seiner gutmütigen Weise alle dahingehenden Wünsche. Ein-

mal jedoch schrieb er unter ein Porträt, das einer der Kranken verlangte: „Alle meine Patienten wünschen mein Autograph zu besitzen, aber ganz gewiß zeigt keiner von ihnen es weiter.“

Ricords Selbstlosigkeit seinen Kranken gegenüber verminderte sich nicht, als er ein reicher und berühmter Mann und dazu Vater einer zahlreichen Nachkommenschaft wurde. Die ersten Versuche einer Selbstimpfung mit dem Gifte der fälschlich sogenannten „französischen“ Krankheit hatte Ricord noch als junger Mann unternommen. Im Jahre 1872 aber, als er bereits ein Greis war (er starb mit 89 Jahren), hat er noch folgendes Experiment fertig gebracht. Unter den Kranken seiner Klinik befand sich ein unglücklicher Arbeiter, der an einer ansteckenden Halskrankheit litt. Eines Tages bekam er plötzlich einen Erstickungsanfall. Der Kranke begann in seiner Angst im Hofe hin und her zu laufen, riß sich die Kleider vom Leibe und röchelte ganz furchtbar, wobei sein Gesicht ganz blau wurde und seine Augen aus den Höhlen traten. Man holte schleunigst den Doktor Ricord herbei. Er nahm sogleich den Luftröhrenschnitt vor, kaum war aber der Hals des Kranken geöffnet, als derselbe zu atmen aufhörte. Da that Ricord etwas Unerhörtes: er legte seine Lippen an die widerliche Wunde und begann das verdickte Blut auszusaugen, das sich im Halse festgesetzt hatte. Als der Hals rein war, begann Ricord mit seinen Lippen in die Lungen des Kranken Luft einzublasen. Lange blies er auf diese Weise hinein, bis endlich die

Brust des Kranken sich hob und er sich regte. Da hallte der Raum der Klinik von dem Beifallsklatschen der anwesenden Hörer und Ärzte wieder, Ricord aber, zufrieden, daß er das Leben eines Menschen gerettet hatte, fuhr fort, sich mit dem Kranken zu beschäftigen, als ob gar nichts geschehen wäre.

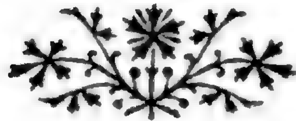
Von dieser Art waren die Lektionen, die der seltene Mann seinen Schülern erteilte. Und dieser Wohlthäter der Menschheit besaß auch sonst eine weiche, gefühlvolle Seele. Als er im Sterben lag, erhob er sich plötzlich auf seinem Lager und wandte sich mit bittendem Blick an die anwesenden Ärzte, indem er dabei mit den Fingern hantierte, als ob er Klavier spielte. Die Ärzte glaubten, daß er phantasiere, das Rätsel sollte sich jedoch bald lösen. Gleich nach seinem Tode waren alle seine Verwandten telegraphisch nach Paris gerufen worden; unter ihnen befand sich auch seine kleine Urenkelin.

„Der arme Urgroßvater!“ sagte sie unter Thränen, „er hatte mich gebeten, daß ich ihm, wenn er sterben sollte, den ‚Abschied der Maria Stuart‘ vorspielen möchte. Er liebte dieses Lied so sehr — und nun bin ich nicht dagewesen!“

Aus diesem Grunde stimmte denn auch bei Ricords Leichenbegängnis die Orgel von St. Sulpice nach den feierlich-düsteren Klängen des „Dies irae“ den melancholischen Sang der Schottenkönigin an.

Im Beginn seiner Laufbahn hatte Ricord mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Er war bereits

ein berühmter Mann, sein Name war in aller Welt bekannt, und doch wollte die offizielle Wissenschaft noch immer nichts von ihm wissen. Man wollte ihn nicht zum Professor machen, und er hielt seine berühmten Vorlesungen als einfacher Privatarzt im Hôpital du midi. Später wurden ihm dann offizielle Ehrenbezeugungen zu teil, aber Ricord bedurfte ihrer nicht mehr. Napoleon III., den er behandelte, machte ihn zum Großoffizier der Ehrenlegion. Das war auch der Grund, weshalb so viele Militärs bei dem Begräbnis Ricords zugegen waren.



Verlag von **Albert Langen**, Paris und Leipzig.

In Vorbereitung:

Henry Becque

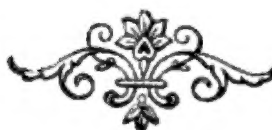
Die Pariserin



J. Forain

Paris

Moderne Malerei



Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.


Princeton University Library
32101 073460147